

**SPIEGEL-SERIE**

Das 20. Jahrhundert

Schöne neue Welt der Fabriken

**Sparpaket
Rentenreform
Hombachs Abgang
Holocaust-Mahnmal**

Der Kraftakt

Die große Wende am Ende der Bonner Ära

Hausmitteilung

28. Juni 1999

Betr.: Sparpaket, Russen, SPIEGEL Spezial, Media-Studie

Bundeskanzler Gerhard Schröder hatte gehofft, die Reformpläne der Regierung geheimhalten zu können – zumal es sich um die „größte Sparoperation in der Geschichte der Bundesrepublik“ (Schröder) handelte. Doch als der Regierungschef vergangene Woche den SPIEGEL in die Hand bekam, war ihm klar: Es hatte nicht geklappt. Exklusiv konnten nämlich Millionen SPIEGEL-Leser nachlesen, was bis dato nur wenige Eingeweihte in Bonn kannten – die Details des 30-Milliarden-Pakets von Finanzminister Hans Eichel. Redakteur Christian Reiermann, 36, hatte das Papier auf verschlungenen Pfaden beschafft. Offenbar, so bekannte der verblüffte Kanzler, könne man „der Recherchierkunst“ mancher Journalisten „kaum Grenzen setzen“. Die Fortsetzung von Schröders Kraftakten, seine Chancen und Risiken, beschreiben die Bonner SPIEGEL-Kollegen in der Titelgeschichte und porträtieren Sparkommissar Hans Eichel sowie den designierten EU-Balkanbeauftragten Bodo Hombach.

Noch immer ist der Flughafen von Priština im Kosovo so etwas wie exterritoriales Gebiet. Seit der handstreichartigen Besetzung durch die Russen vor zwei Wochen haben sich dort 200 Soldaten verschanzt und harren einer Verstärkung aus der Heimat. Bisher gelang es noch keinem westlichen Journalisten, das Gelände zu besichtigen. SPIEGEL-Redakteur Christian Neef, 47 – der russischen Sprache mächtig –, und Fotograf Pawel Kassan, 35, schafften es vergangene Woche mit einer List: Kollegen vom russischen Fernsehen schleusten die beiden in ihrem Gefolge auf den Flughafen. „Die Soldaten leben in quälender Ungewißheit“, hat Neef dort festgestellt, „niemand weiß, wie es weitergehen soll“ (Seite 146).



Neef (M.), russische Soldaten in Priština



Am 11. August herrscht Finsternis am Tag – die Sonne versteckt sich in Süddeutschland für zwei Minuten hinter dem Mond. Passend zum Ereignis kommt das Titelthema in SPIEGEL Spezial: „Magie der Sonne“. Astronomen betrachten das Lebenslicht der Erde von Teneriffa aus, Reporter schreiben aus der sonnigsten Stadt und von der dunkelsten Insel. Außerdem im Heft: Berichte aus Kultur, Politik und Gesellschaft, etwa über die radikalislamische Herrschaft der Taliban in Afghanistan oder über den Erfolgsweg weiblicher Fantasy-Helden in Comics und Filmen. SPIEGEL Spezial, das Reportage-Magazin, ist ab Dienstag im Handel.

Mehr als die Hälfte der Bevölkerung nutzt einen Computer, neun Millionen Menschen pflügen bereits durchs Internet, jeder fünfte Bundesbürger telefoniert mit Handy – Tendenz rasant steigend. Das sind Ergebnisse der neuen Markt-Media-Studie „Online-Offline“, die SPIEGEL-Verlag und manager magazin Verlagsgesellschaft zum zweitenmal vorlegen. Die repräsentative Untersuchung beschreibt private und berufliche Nutzung der modernen Kommunikationstechnologien (siehe auch Seite 72), dokumentiert Nutzungsgewohnheiten und Vorlieben der Deutschen. Interessenten können die Studie zum Preis von 250 Mark beim SPIEGEL-Verlag anfordern.

In diesem Heft

Titel

Kanzler Schröder räumt ab	22
Die stilvolle Abschiebung Bodo Hombachs	24
Das erste Ministerium zieht nach Berlin um ...	28
Interview mit Ex-Finanzminister Gerhard Stoltenberg über die rot-grünen Reformen	30
Hans Eichel – Schröders Vollstrecker	33

Deutschland

Panorama: Eine Frau für die Gauck-Behörde / Schröder legt sich mit Prodi an	17
Umweltpolitik: Wie VW die Regierung zur Blockade in Brüssel drängte	36
CDU: Die respektable Nachwuchskraft Friedrich Merz	38
Bundespräsident: Johannes Rau übernimmt von Roman Herzog	40
Reichstag: Die Graffiti der Rotarmisten	46
Justiz: Lotterleben im Frauengefängnis?	50
Aufbau Ost: SPD-Abgeordnete rütteln an Hilfsprogrammen	51
Ermittler: Mit Wanzen gegen Durchschnittsverbrecher	54
Kirche: SPIEGEL-Gespräch mit Bischof Karl Lehmann über die Zukunft der Schwangeren-Beratung	58
Spionage: Verdächtigungen gegen Genscher... ..	63
Schatzsucher: Jagd nach Sachsen-Gold	66

Wirtschaft

Trends: Ermittlungen gegen Dresdner-Bank-Vorstand / Freihandelszone Kosovo? / Rekordabfindung für Bankers-Trust-Chef	71
Geld: Börsen-Highflyer sind selten / Chancen für Coca-Cola-Aktien	73
Gewerkschaften: Suche nach der Zukunft... ..	74
Buchpreise: Ende der Preisbindung	77
Stromkonzerne: SPIEGEL-Gespräch mit RWE-Chef Dietmar Kuhnt über den schwierigen Umbau des Unternehmens	80
Internet: Die jungen Millionäre von Alando ..	85
Erfinder: Kunststoff, der Geld vernichtet	88

Medien

Trends: EM-TV steigt bei Constantin ein / Schreinemakers macht Kasse	91
Fernsehen: „Tatort“-Kommissar Jochen Senf über seine Krimis	92
Vorschau	93
Online: Der unaufhaltsame Aufstieg von AOL ..	94
TV-Serien: Zuschauer lieben „Tanja“	100
TV-Konzerne: Murdoch-Konzernchef Peter Chernin über die Champions League und seine Deutschland-Pläne	102

Gesellschaft

Szene: Nasa-Look für Abendkleider / Roboterhund „Aibo“	107
Singles: Berlin lockt Alleinlebende	108
Vier Jung-Kreative über ihr Leben jenseits der Kleinfamilie	115

Spiegel des 20. Jahrhunderts

Das Jahrhundert des Kapitalismus: Die Ablösung der Massenproduktion durch eine neue Arbeitswelt des Lernens und Wissens	119
--	-----

Sport

Radrennen: Interview mit dem früheren Weltmeister Rolf Wolfshohl über Doping, Jan Ullrich und die Tour de France	130
Tennis: Englands Sehnsucht nach einem Sieger	133



Reichstag, Schröder, Eichel, Hombach

Besenrein nach Berlin

Seite 22

Gerade noch dem Chaos entronnen, will Gerhard Schröder in einem Kraftakt besenrein Ordnung vor dem Umzug nach Berlin schaffen: Haushalt, Steuer- und Rentenreform sollen noch vor dem tückischen Sommerloch perfekt sein. Vor allem die SPD-Ministerpräsidenten kündigen Widerstand gegen die Reformen an.

Frieden mit Rom?

Seite 58



Mainzer Bischof Lehmann

Mit ihrem Doppelbeschluss zur Schwangeren-Konfliktberatung sind die deutschen Bischöfe in Rom aus dem Schneider – das glaubt zumindest ihr Vorsitzender Lehmann. Der Vatikan, so der Bischof im SPIEGEL-Gespräch, habe bereits Zustimmung signalisiert. Der vom Papst verlangte Zusatz zum Beratungsschein mache diesen Schein nicht ungültig. Lehmann: „Auch der Vatikan ist klug genug zu wissen, daß er nicht auf diese Art und Weise ein staatliches Gesetz einfach unterlaufen kann.“

Das Medienimperium von AOL

Seite 94

In 14 Jahren hat Steve Case America Online zum mächtigsten Internet-Dienst der Welt gemacht. Verfolgt von mächtigen Konkurrenten wie Microsoft, will der Online-Pionier AOL zum globalen Medium ausbauen, das in keinem Haushalt fehlen darf.

Napoleons Wracks

Seite 206

Kanonen, Menschenknochen und verrostete Musketen: Meeresarchäologen haben vor Alexandria die versunkene Mittelmeer-Armada Napoleons entdeckt – die 200 Jahre alten Spuren der Seeschlacht von Abukir. Dort fügten die Engländer dem französischen Eroberer seine erste verheerende Niederlage zu.

Wrackteile der Napoleon-Flotte



Kosovo: Rachsucht der Albaner

Seite 140

Etwa 300 000 albanische Vertriebene sind bisher ins Kosovo zurückgekehrt, und die antiserbische Stimmung kocht hoch. Die Heimkehrer wollen Vergeltung, die UÇK läßt sich nur widerwillig entwaffnen, die lange Zeit mundtote Opposition macht gegen Milošević mobil. Der Westen zelebriert derweil seinen Erfolg: Joschka Fischer und seine Außenminister-Kollegen sowie die Nato-Spitzen ließen sich in Priština umjubeln.



Entwaffnete UÇK-Kämpfer, US-Soldaten

Sommer-Hit mit Julia Roberts

Seite 172



Filmstar Roberts

Die britische Filmromanze „Notting Hill“ mit Julia Roberts und Hugh Grant verspricht ein Sommer-Hit zu werden – zu Unrecht, wie der niederländische Schriftsteller Leon de Winter findet. Er kritisiert im SPIEGEL, daß die Liebesgeschichte zwischen einem Filmstar und einem Buchhändler „ächzt und quietscht“; außerdem vermißt er Sex-Appeal: „Julia Roberts ist eine strahlende Erscheinung, aber verführerisch ist sie nicht.“

Dienstleistung am einsamen Herzen

Seite 108

Die Berliner Republik ist eine Single-Gesellschaft. Die Hauptstadt lockt freiheitsliebende Abenteurer ebenso wie erfolgsorientierte Jungmanager und Kreative, die sich bewußt gegen die Familie und für die Karriere entschieden haben. In der Metropole ist das Solo besonders einfach: Ein ganzes Heer von Dienstleistern verschafft einsamen Herzen bei Bedarf zwischenmenschliche Beziehungen.



Alleinlebende Berliner Kreative

Wie gefährlich sind Zeckenstiche?

Seite 194

Viele Zecken übertragen Bakterien, die mit dem Syphiliserreger verwandt sind. Werden die Infizierten zu spät behandelt, drohen schwere Erkrankungen. Nun sind Impfstoffe in Sicht.

Zecke vor und nach der Blutmahlzeit



Ausland

Panorama: Stopp bei der Suche nach dem Alexandergrab / Israel und Syrien auf Versöhnungskurs	137
Balkan: Vergeltung an den Serben	140
Gefährliche Nato-Bomben	142
Serbien: Interview mit Radikalen-Chef Vojislav Šešelj über die Zukunft Jugoslawiens..	143
Kosovo: Die Russen-Enklave in Priština	146
Das alte Jugoslawien überlebte in einem psychiatrischen Krankenhaus	149
Aufbauwirren im deutschen Sektor	150
Belgien: Das Sizilien des Nordens	151
Türkei: Entgeht PKK-Chef Öcalan dem Henker?	155
Kaschmir: Eskalation im Gebirgskrieg	158
Chile: Aufstand der Mapuche-Indianer	160
Australien: Streit um das Ende der Monarchie	164
Großbritannien: Schottlands Abschied vom Mittelalter	166

Kultur

Szene: Pia Pera über ihren Lolita-Roman / Spätwerk Immanuel Kants wird neu ediert ...	169
Kino: Schriftsteller Leon de Winter über Julia Roberts und ihren Film „Notting Hill“ ..	172
Architekten: Interview mit Christoph Mäckler über seine Berliner Bauten	176
Autoren: „Die falsche Fährte“, ein neuer Meisterkrimi von Henning Mankell	179
Bestseller	180
Kunst: Der „Blaue Reiter“ in München und Murnau	182
Film: Frauen-Power im französischen Kino ...	184
Theater: Welt-Festival in Berlin	185
Talkshows: SPIEGEL-Gespräch mit TV-Komiker Karl Dall über sein Comeback ..	186

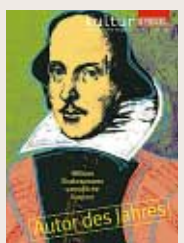
Wissenschaft + Technik

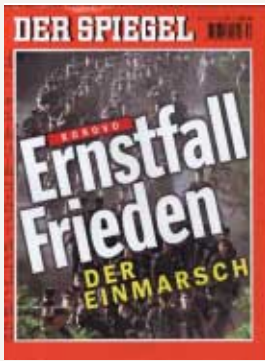
Prisma: Mehr Scheidungen durch flexible Arbeitszeiten / Hochklappbarer Bürgersteig...	191
Prisma Computer: Versteigerung des Ur-Apple / Billig-Rechner für E-Mails	192
Medizin: Impfstoffe gegen Zeckeninfektionen ..	194
Hirnforschung: Was machte Einstein zum Genie?	197
Tiere: Virengefahr durch Flughunde	202
Archäologie: Taucher bergen Napoleons Flotte	206
Automobile: Eine neue Limousine soll Lancia retten	209

Briefe	8
Impressum	14, 212
Leserservice	212
Chronik	213
Register	214
Personalien	216
Hohlspiegel/Rückspiegel	218

Genialer Verführer

Warum William Shakespeare der erfolgreichste Dichter der Gegenwart ist. Außerdem in kulturSPIEGEL, dem Magazin für Abonnenten: Reisetips von Kulturschaffenden und Fotos von Rockstar Lou Reed.





SPIEGEL-Titel 24/1999

„Und was ist das Resultat? Zur Abwechslung verlassen jetzt alle serbischen Zivilisten das Kosovo, sie fliehen vor den Mörderbanden der UÇK.“

Marie-Thérèse Wagner-Hoschet aus Ehlerange (Luxemburg) zum Titel „Kosovo – Der Einmarsch“

Wir malen eine neue Welt

Nr. 24/1999, Titel: Kosovo – Ernstfall Frieden, der Einmarsch

Herzlichen Glückwunsch! Die Nato – und mit ihr die USA – haben ihre Kriegsziele voll und ganz erreicht. Kurzfristig: Das Ko-

einzigste Bombe abgeworfen zu haben. Jetzt sehen die Nato-Soldaten zu, wie die UÇK das Kommando übernommen hat und die Serben durch Racheakte getötet werden. Der gesamte Kosovo-Einsatz, bei dem ein bettelarmes Land in Schutt und Asche gebombt wurde, hat nichts gebracht. Wie viel einfacher wäre es gewesen, Milošević festzusetzen und dem Spuk so ein Ende zu setzen.

BERLIN BRUNO KUGLER



Einmarsch der deutschen Kfor-Truppen im Kosovo
Die Europäer nehmen ihre Probleme selbst in die Hand

sovo ist nunmehr ethnisch gesäubert, es wird in Zukunft zu 100 Prozent albanisch sein. Mittelfristig: Die militärische und politische Präsenz der Nato in Jugoslawien (das heißt auf dem Balkan) ist gesichert und kann während des langwierigen Aufbaus ausgebaut und modifiziert werden. Langfristig: Der politische Integrationsprozeß von Südosteuropa und Nordwesteuropa kann kontrolliert und notfalls direkt und quasi vor Ort beeinflußt werden. Da kommt es optisch nicht schlecht, wenn vorübergehend der Eindruck entsteht, die Europäer nähmen jetzt ihre Probleme endlich selbst in die Hand.

LEIPZIG PROF. DR. UWE HINRICHS
UNIVERSITÄT LEIPZIG

Im Grunde müßten die Nato-Befehlshaber über jedes neue serbische Massengrab, das gefunden wird, froh sein. Die wochenlange Bombardierung, die die serbische Armee nur minimal getroffen hat, endete nicht, wie gewünscht, mit einem triumphalen Einmarsch der Befreier. Es waren die Russen, die als Befreier gefeiert wurden, ohne eine

Europa hat es wieder geschafft! Wäre doch gelacht, wenn sich 1945 nicht wiederholen ließe. Endlich wieder etwas zum Einmarschieren. Endlich wieder mal richtige Trümmer. Kaputte Städte, zerbombtes Land. Keine Sanierung. Nein, Totalaufbau! Packen wir es wieder (gem)einsam an. Wir haben doch aus Dresden, Hamburg, Coventry ... gelernt, nach all dem (Aus)Radieren Bleistifte

rauszuholen. Wir malen eine neue Welt. Nie wieder Krieg! Bis zum nächstenmal.
KAARSEN (NIEDERS.) MAIK RÜCKER

Genau auf dem richtigen Weg?

Nr. 24/1999, SPD: Die Partei – Schröders schwierigstes Reformprojekt

Ich habe ja nichts dagegen, wenn sich in der SPD politisch denkende Menschen als „Modernisierer“ und „Traditionalisten“ selbst etikettieren, aber das sollte kein

Maßstab für Journalisten sein. Wenn es für Sie ausreicht, daß jemand Verantwortung in der Selbstverwaltung eines Rentenversicherungsträgers ausübt, um in der Schublade der „Traditionalisten“ und/oder „Sozialbürokratie der deutschen Rentenversicherung“ zu landen, spricht das für sich.

BONN

KURT BODEWIG
MdB/SPD

Solange bei der SPD, genau wie ehemals bei den Christsozialen, unter den deutschen Senioren nur „Rentner“ geschöpft werden und „Pensionäre“ ungeschoren davonkommen (auch und gerade die Polit-pensionäre), können sich die hohen Herren ihre Pläne sonstwohin schieben. Und das hat überhaupt nichts mit Neid zu tun. Wenn schon Eingriffe in die Besitzstände, dann aber gerecht.

HELMBRECHTS (BAYERN)

GEORG RIEDEL

„Vorwärts und vergessen – Der Dritte Weg gegen die Geschichte“: Dies scheint mir eine treffende Umschreibung für das traditionslose „Schröder-Blair-Manifest“ zu sein. Der sozialdemokratische Weg in die Prinzipienlosigkeit und politische Beliebigkeit nimmt seinen Lauf. Grundsatztreue wird in der Schröderschen und Blairischen Logik einfach mal als antiquiert und linkes Teufelszeug abgetan. Wer wie der Kanzler, sein Kanzleramtsminister und Blair die weiter fortbestehenden Widersprüche des modernen Kapitalismus negiert, jegliche Kapitalismuskritik vermissen läßt und sich vom ursprünglichen Anspruch der Sozialdemokratie, die Gesellschaft antikapitalistisch von links zu verändern, programmatisch verabschiedet, verstümmelt endgültig den Demokratischen Sozialismus.

PFÄFFEN-SCHWABENHEIM (RHL.-PF.)

MICHAEL SIMON

Was ich der SPD zum Vorwurf mache, ist, daß sie in der Oppositionszeit kein durchdachtes Programm erarbeitet und nicht im Vorwege alle Widerstände abgeklopft hat.

HAMBURG

HELMUT H. POHL

Schröder und Blair vollziehen mit ihrem Thesenpapier eine historische Wende innerhalb der Sozialdemokratie. Das erste Mal in der Geschichte der Sozialdemokratie erkennen führende Persönlichkeiten aus ihren Reihen die Bedeutung des Marktes an



Titel: Michèle Morgan, französischer Filmstar

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL VOM 1. JULI 1949

Betriebsrat Theo Kögler auf der Suche nach der neuen Sozialordnung Alternative des Kapitalismus muß nicht der Sozialismus sein. **Beschluß der Kominform-Tagung** Der abtrünnige jugoslawische „Trotzkist“ Tito soll liquidiert werden. **England veröffentlicht Akten des Foreign Office von 1919 bis 1939** Klärung der Schuldfrage des Zweiten Weltkriegs möglich? **USA protestieren gegen britisch-argentinischen Handelsvertrag** Aber England ist auf argentinische Fleischlieferungen angewiesen. **Leihhäuser haben Hochkonjunktur** Mitarbeiter als perfekte Warenkennner. Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter <http://www.spiegel.de>



Parteichefs Blair, Schröder: Vorwärts und vergessen

und sehen: Mit Rezepten des 19. kann man nicht das Suppchen des 21. Jahrhunderts kochen. Umwelt und Markt bedingen also einander. Wenn die Sozialdemokratie noch einsieht, daß auch Demokratie und wirtschaftliche Eigenverantwortung statt eines protektionistischen sozialen Netzes einander bedingen, ist sie auf dem richtigen Weg!

VIERSEN (NRDRH.-WESTF.)

MARCUS HAHN

Das Sparpaket der Bundesregierung kommt zur Unzeit. Die SPD strampelt sich staatstragend als Sparmeister ab, die Konservativen streichen bei den Wahlen den Profit ein. Was ist aus dem Vorsatz geworden, aus der Geschichte zu lernen?

KÖLN

INGO KOLF

Wenn der SPD per Ukas die neue Modernität vom Chef verordnet worden ist, braucht sie auch eine neue Identität, einen neuen Namen, damit auch jeder im Lande erkennt, daß der Sozialstaat eine virtuelle Größe geworden ist. Deshalb sollte die nun moderne Partei den Namen „Sozial-Kapitalistische Partei Deutschlands“ – SKD – vom Kanzler verordnet bekommen.

LA PALMA (SPANIEN)

IRENE UND PAUL SCHEIDT

Im Bericht wird die Einzelmeinung des ehemaligen Europakandidaten Hans-Jürgen Moos, der mit Leerformeln und primitiven Klischees, aber scharfen Worten auf den Begriff der „Neuen Mitte“ und das Blair-Schröder-Papier reagiert, breit dargestellt. Die Mitglieder des Ortsvereins Heidelberg-Pfaffengrund und die Bevölkerung können mit diesem Begriff und innovativen Ideen im Gegensatz dazu sehr viel anfangen: Von den industriellen Arbeitsplätzen im Pfaffengrund wurden in den letzten 20 Jahren über 80 Prozent aller Arbeitsplätze abgebaut. Und dort, wo neue, zukunftsfähige Arbeitsplätze entstanden sind oder der Mittelstand stabilisiert wurde, da ist die „Neue Mitte“ zu finden. Wenn allerdings selbst Politiker mit

dem Begriff „Neue Mitte“ nichts anfangen können und ihn nicht selbstbestimmt für die eigene Region ausfüllen, gibt es heute keine Arbeitsplätze und wird es sie in Zukunft auch nicht geben.

HEIDELBERG-SCHWETZINGEN
LOTHAR BINDING
MdB/SPD

Wieso Schröder und Hombach sich so an das britische Modell von Mandelson und Blair anlehnen, ist mir unklar. Die britische Wirtschaft prosperiert längst nicht, das Gesundheitssystem ist allenfalls entwicklungslandertauglich, die Arbeits-

losigkeit ist nicht stark rückgängig, und die Armut nimmt in dem Land atemberaubende Ausmaße an. Selbständigkeit und Eigenverantwortung sind wichtige Standbeine im Wettbewerb, aber man darf ihre Kraft nicht insoweit überschätzen, als daß man die Solidarität aufgibt. Man nimmt damit der Gesellschaft mehr Lebensqualität, als man ihr durch eine starke Wohlstandsvermehrungsmaschine geben könnte.

FRECHEN (NRDRH.-WESTF.) STEPHAN DÜTZMANN

Rückhaltlose Unterstützung

Nr. 25/1999, Regierung: Reformen im Zickzack-Kurs

Ihr dreiseitiger Beitrag wurde von sechs Autoren gezeichnet. Viele Köche. Ein Leserbrief dazu birgt das Risiko, zu bestätigen, was nicht dementiert wird. Wollte ich das vermeiden, benötigte auch ich drei Seiten. Eines kann aber wirklich nicht in der Welt bleiben. Frau Fischer und ich, wir sind ganz dicke. Menschlich bin ich von ihr geradezu begeistert, und ihre Politik wird vom gesamten Kabinett getragen. Das mir zugeschriebene Ereignis, ich hätte „gestänkert“ und den Satz gesagt, „im Herbst ist die Fischer fertig“, ist frei erfunden, wie andere Bösartigkeiten auch. So hat auch Walter Riester meine rückhaltlose Unterstützung. Seine Rentenreform gibt den Rentnern Sicherheit und den Jungen Zuversicht, daß auch für sie im Alter eine sichere Versorgung gewährleistet ist.

BONN

BODO HOMBACH
CHEF DES BUNDESKANZLERAMTES

Spürbar ans Portemonnaie

Nr. 24/1999, Bildung: Wie Professoren sich die Studenten vom Leib halten; Professor Hajo Schmidt und Professor Peter Martin Litfin wehren sich

„Freiheit der Lehre und Forschung“ bedeutet im Klartext: Freiheit von Miet-, Kommunikations-, Einrichtungs- und Per-

sonalkosten. Deswegen können Lehrstuhlinhaber im Wettbewerb der freien Berufe unbeschwert kalkulieren. Allein im FB Psychologie werden jedes Jahr 15 bis 18 Umsatz-Millionen veranschlagt, die der „Herr Professor“ für Beurteilung, Schulung, Beratung oder Projekte einstreicht. Nur ein Narr würde auf so lukrativen Nebenerwerb verzichten, der ohne jedes Risiko und praktisch zum Nulltarif zu haben ist.

MÜNCHEN DIPL.-PSYCH. GEORG M. SIEBER

Wie man sich Studenten vom Leib halten kann? Mein Rezept: Man braucht ein Ministerium beziehungsweise eine Universität, für die „Leistungsprinzip“ ein Fremdwort und das Universitätsgesetz ein Buch mit sieben Siegeln ist. Bieten Sie möglichst die beste Lehre an, und lassen Sie sich das bestätigen, dann nehmen Ihnen die neidischen Kollegen bald die gesamte Lehre ab. Die Lehre im Grundstudium entzieht man Ihnen wegen angeblicher sexueller Belästigung von Studentinnen, was natürlich widerrufen wird. Im Hauptstudium erhalten Sie dann automatisch keine Mittel mehr für Ihre



Umstrittener Meeresbiologe Schmidt

Fremdwort „Leistungsprinzip“

Praktika. Wenn Sie Pech haben, beteiligen sich die Studenten auch ohne Zuschuß an Ihren Praktika. Wenn Sie dann unglücklicherweise in diesem Zusammenhang einen Prozeß gewinnen, wird die „Prüfungsrelevanz“ Ihrer seit 27 Jahren abgehaltenen Lehrveranstaltungen verneint, und Sie erhalten wieder keine Gelder.

NECKARGEMÜND PROF. HAJO SCHMIDT

Das „Prof. Holiday-Syndrom“ wird sich wohl erst erfolgreich therapieren lassen, wenn es den Betroffenen deutlich spürbar ans Portemonnaie geht.

MÜNSTER S. WESTPHAL

Ich will Vorlesungen abhalten, doch „verkaufe“ ich nicht meine Klausuren im vorhinein als bekannt. Hier liegt der eigentliche Skandal in Worms, denn das ist Notendoping, ohne das aber unser Bildungssystem wohl nicht mehr auskommen kann – sonst hätte man aus dem Landtag von Rheinland-Pfalz auf meine drei Eingaben etwas gehört.

MUTTERSTADT PROF. PETER MARTIN LITFIN

Dahinter stecken Menschen

Nr. 24/1999, Psychiatrie: Neue Konzepte im Umgang mit Sexualstraftätern

Der Artikel stellt einen wesentlichen Beitrag zur Beschreibung eines Dilemmas dar: den „Umgang mit Sexualstraftätern“, ein Problem, das im wesentlichen durch die konkurrierende Wirkung von Emotionalität und Rationalität entsteht sowie durch die komplizierte Pflicht, potentielle Opfer zu schützen, (möglicherweise) kranke Täter zu therapieren (unter anderem, um weitere Opfer zu schützen), aber auch Kriminalität zu bestrafen. Man kann nur dann Opfer wirksam schützen, wenn man das Übel an der Wurzel packt. Sie zeigen das große Engagement an der therapeutischen Front, aber auch das dringende Verbesserungsbedürfnis. Manches

und den dort Tätigen wird kenntnislos Unfähigkeit vorgeworfen, als gebe es nur an drei oder vier Orten adäquate Therapieverfahren. Tatsächlich gibt es in den letzten 15 Jahren im psychiatrischen Maßregelvollzug auf breiter Front überaus erfreuliche Verbesserungen in Richtung effektive Therapie bei wirksamer Sicherung.

BERLIN PROF. DR. MED. HANS-LUDWIG KRÖBER
INSTITUT F. FORENS. PSYCHIATRIE DER FU BERLIN

Warum sollen hochgradig gefährliche Straftäter überhaupt wieder, wenn auch erst nach 25 Jahren Sicherheitsverwahrung, in die Freiheit entlassen werden? – Damit sie noch mal eine Chance in ihrem Leben bekommen? Die haben sie gehabt! Deren Opfer hingegen sind ihrer Chance meist auf brutale Weise beraubt worden.

JESTEBURG (NIEDERS.) ALEXANDER SÁNCHEZ



Musik-Therapie: Auf der Ebene von Medizinmännern

bei Ihnen klingt schlecht, aber in diesen Fällen ist die Realität schlecht.

HALLE PROF. DR. MED. ANDREAS MARNEROS

Zumeist liegt den wiederholten Taten eine schwere psychische Störung zugrunde, die aus elementarem Ohnmachts- und Angst-erleben resultiert. Gleich ob Straf- oder Maßregelvollzug: Die heutigen Behandlungskonzepte genügen deshalb nicht, weil sie nicht bis zur einsichts- und gefühlsgetragenen Bearbeitung des zentralen psychischen Konflikts vordringen, der abgespaltenen destruktiven Wut. Dies kann nur in einer erst in jahrelanger Arbeit entstehenden und von Schweigepflicht geschützten psychotherapeutischen Vertrauensbeziehung geschehen, was Psychiater oft nicht so sehen.

BREMEN PROF. LORENZ BÖLLINGER

Der Artikel desinformiert über den psychiatrischen Maßregelvollzug, weil der Verfasser das unüberwindliche Bedürfnis hat, das Gruselbedürfnis seiner Leser zu bedienen und (sexuelle) Gewalttäter zu mystifizieren und zu dämonisieren. Entsprechend werden die Maßregel-Kliniken in Bild und Text zu Horrorburgen, zur „Hölle“ stilisiert,

Warum bei der Behandlung von Sexualstraftätern, trotz der Millionen, die zur Verfügung stehen, noch keine durchschlagenden Erfolge erzielt wurden, läßt sich vielleicht so erklären: E. Fuller Torrey, Psychiater, sagte: „Die Techniken, die von westlichen Psychiatern benutzt werden, befinden sich bis auf wenige Ausnahmen auf genau der gleichen wissenschaftlichen Ebene wie die von Medizinmännern.“

SCHLÜSSELFELD (BAYERN) B. SENDNER-BAYER

DER SPIEGEL

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR dieser Ausgabe für Panorama, Justiz, Aufbau Ost, Ermittler, Kirche, Spionage, Schatzsucher, Singles, Kosovo (S. 150): Clemens Höges; für Titel, CDU, Bundespräsident, Reichstag: Dr. Gerhard Spör; für Titel (S. 34), Umweltpolitik, Trends, Geld, Gewerkschaften, Buchpreise, Stromkonzerne, Internet, Erfinder, Online, TV-Konzerne: Armin Mahler; für Fernsehen, TV-Serien, Szene, Kino, Architekten, Autoren, Bestseller, Kunst, Film, Theater, Talkshows, Chronik: Dr. Mathias Schreiber; für Spiegel des 20. Jahrhunderts: Dr. Dieter Wild; für Radrennen, Tennis: Alfred Weinzierl; für Panorama Ausland, Balkan, Serbien, Kosovo, Belgien, Türkei, Kaschmir, Chile, Australien, Großbritannien: Dr. Olaf Ihla; für Prisma, Prisma Computer, Medizin, Hirnforschung, Tiere, Archäologie, Automobile: Johann Grolle; für die übrigen Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Register, Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Stefan Kiefer; für Layout: Rainer Sennewald; für Hausmitteilung: Hans-Ulrich Stoldt; Chef vom Dienst: Thomas Schäfer (sämtlich Brandstwierte 19, 20457 Hamburg)

TITELBILD: AKG; DPA



Team Telekom auf der Tour de France 1999
Ein ganzes Leben hängt daran

Große Unruhe

Nr. 24/1999, Radsport:
Doping im Rennstall der Telekom?

Ich kritisiere den Zeitpunkt der Veröffentlichung des Artikels. Dadurch wurde große Unruhe in das Team gebracht und dem Fan letztendlich auch geschadet.

KÖLN TERENCE DÖRFLINGER

Was erwarten Sie von einem jungen Sportler? Sollen die Fahrer sagen, ja, im Spitzensport wird mit unerlaubten Substanzen gearbeitet, solange diese nicht nachweisbar sind, oder sollen sie es verneinen? Eine ganze Karriere und ein ganzes Leben hängt an so einer Aussage.

TÜBINGEN CHRISTOPH GLOBAS

Was kann Godefroots Radlertruppe dafür, wenn von der Mär des „sauberen Erfolgs“ besoffene Werbetexter der Telekomiker weltfremde Glückwünsche annonciieren?

HOCKENHEIM (BAD.-WÜRTT.) JÜRGEN STAUDT

Der großartige Erfolg eines deutschen Ausnahmeathleten wird reduziert auf den Erfolg der Pharmakonzerne. Dabei ist Erfolg, basierend auf jahrelangem Training unter Fachaufsicht, durchaus „nur mit Wasser“ möglich, wenn man dem Athleten die Zeit gibt. Das wird auch als hohe Kunst des zielorientierten Trainings bezeichnet.

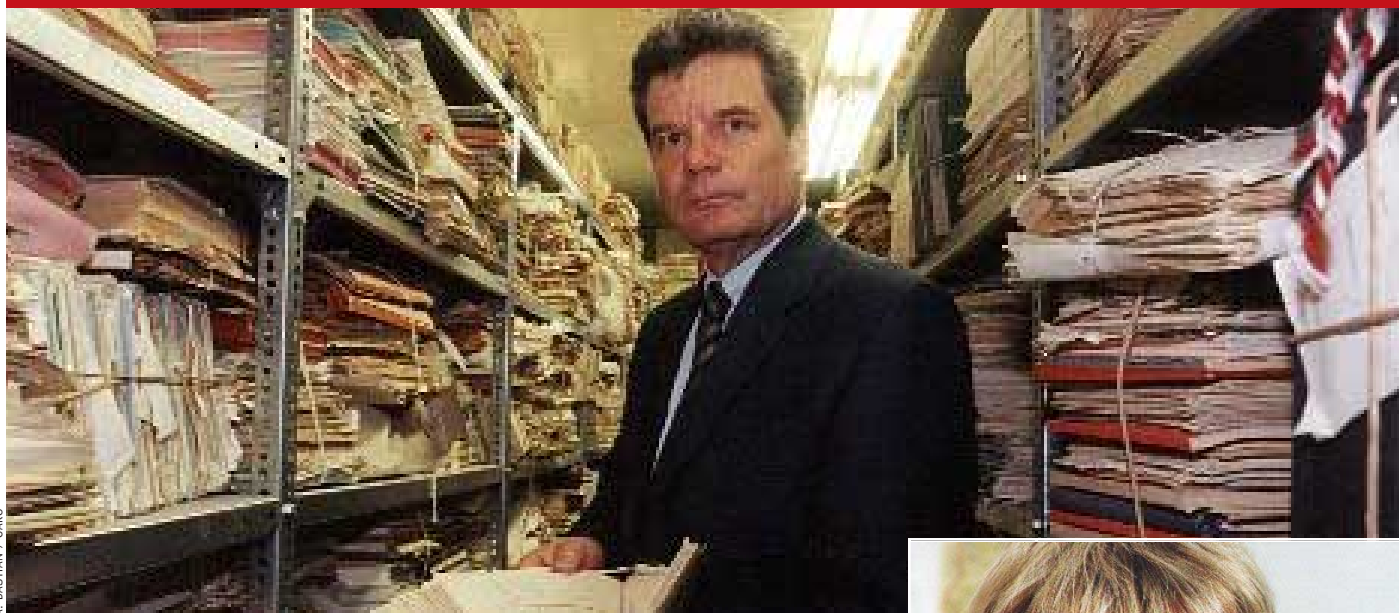
WUPPERTAL THOMAS SAUER

Ich hatte den Eindruck bekommen, daß sich keiner der Kollegen aus der Fachpresse an die „heilige Kuh“ Telekom in Verbindung mit unerlaubten Dopingpraktiken herantraute. Gut, daß Sie nun versuchen, die Grauzone Doping zu beleuchten, den Scheinheiligkeiten und Halbwahrheiten zu diesem Thema Fakten entgegenzusetzen.

GÖTTINGEN HOLGER DIRKS

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit vollständiger Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen.

Der Gesamtauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte der Dt. Steinzeug, Alfter, und einer Teilaufgabe eine Postkarte der Deutschen Bank, Frankfurt, beigegeben. Einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe liegen Beilagen von AOL Bertelsmann Online, Hamburg, sowie die Verlegerbeilage kulturSPIEGEL/SPIEGEL-Verlag, Hamburg, bei.



Gauck (im ehemaligen Zentralarchiv der Staatssicherheit in Berlin 1996)

STASI

Birthler statt Gauck

Joachim Gauck, der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, wird am 2. Oktober nächsten Jahres aus seinem Amt ausscheiden. Nach eigenen Angaben strebt Gauck, 59, keine weitere Amtszeit an. Der aus Rostock stammende Pfarrer war 1990 von der DDR-Volkskammer gewählt und dann 1995 vom Deutschen Bundestag im Amt bestätigt worden. Da laut Stasi-Unterlagen-Gesetz der Bundesbeauftragte nur einmal wiedergewählt werden darf, wäre eine Gesetzesänderung nötig gewesen, um ihm eine dritte Amts-

zeit zu ermöglichen. Gauck lehnte das ab: „Das widerspricht meinem Demokratieverständnis.“

Chancenreichste Kandidatin für die Gauck-Nachfolge ist nach der Absage der früheren Bürgerrechtlerin Ulrike Poppe die Bündnisgrüne Marianne Birthler, 51. Vor allem wegen ihrer Verwaltungserfahrung gilt sie in den Fraktionen der Regierungsparteien als geeignet: Von 1990 bis zu ihrem Rücktritt wegen der Stasi-Verstrickungen von Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) 1992 war die aus der ostdeutschen Bürgerrechtsbewegung stammende Politikerin Bildungsministerin in Brandenburg, danach Parteisprecherin der Grünen. Derzeit leitet sie die Berliner Außenstelle der grünen Bundestagsfraktion.

Sowohl deren Chef Rezzo Schlauch als auch Bundesinnenminister Otto Schily



Birthler

(SPD), der die Dienstaufsicht über die Gauck-Behörde führt, haben sich intern bereits für Birthler ausgesprochen. Günter Nooke, Ex-Bürgerrechtler und CDU-Bundestagsabgeordneter, glaubt, „daß Marianne Birthler auch außerhalb der Regierungsfractionen Zustimmung finden wird“. Damit würde sich der „dringlichste Wunsch“ Gaucks erfüllen: „Die Besetzung des Amtes sollten die Parteien im Konsens regeln.“

WAFFENEXPORT

Panzer für die Türkei?

Das vom Grünen Joschka Fischer geführte Auswärtige Amt will ein umfangreiches Waffengeschäft mit dem Nato-Partner Türkei verhindern. Das vom Sozialdemokraten Rudolf Scharping geführte Verteidigungsministerium und das Wirtschaftsministerium befürworten dagegen den Deal.

Eine deutsche Rüstungsfirma hat bei der Bundesregierung eine Voranfrage für den Verkauf von 120 Panzern vom Typ „Fuchs“ und die Vergabe für den Lizenzbau von weiteren 1800 Stück in der Türkei gestellt. Der Bundessicherheitsrat, in dem mehrere Kabinettsmit-

glieder sitzen, hat die Entscheidung über den Waffen-Deal mit der Türkei bisher vertagt.



Bundeswehr-Panzer „Fuchs“

Das Auswärtige Amt beansprucht eine Art Vetorecht bei Rüstungsexporten.

Begründet wird das Nein zum Waffengeschäft mit dem Vorgehen der Armee gegen die Kurden in der Türkei. Nachdem man mit dem Hinweis auf schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen einen Kampfeinsatz in Jugoslawien befürwortet habe, argumentiert die politische Führung des Außenministeriums, müsse man der eigenen Glaubwürdigkeit wegen nun auch von der Türkei die Einhaltung der Menschenrechte fordern.

EU-KOMMISSARE

Korb für die Union

Im Streit um die deutschen EU-Kommissare bleibt Bundeskanzler Gerhard Schröder hart. Er will nicht mit dem CDU-Vorsitzenden Wolfgang Schäuble über die Benennung zweier Kandidaten sprechen. „So, wie die sich aufführen, sehe ich da keinen Sinn drin“, sagte er einem Vertrauten.

Schröders Kandidaten sind weiterhin die Grüne Michaela Schreyer und der Staatsminister im Auswärtigen Amt, der Sozialdemokrat Günter Verheugen. Der soll, so Schröder am Montag letzter Woche, sogar einer der Stellvertreter von Kommissions-Präsident Romano Prodi werden. Schröder hielt an Verheugen auch gegen Einsprüche der Gewerkschaften fest und lehnte deren Kandidaten ab. Verheugen bringe geradezu ideale Voraussetzungen für die Aufgaben des Vizepräsidenten mit: die Osterweiterung, die Reform der EU-Institutionen oder die



Prodi

Pflege der Beziehungen zum Europaparlament.

Der Kanzler hat Prodi inzwischen wissen lassen, daß er sich keinen Unions-Kandidaten aufdrängen lasse. Er sei für eine Art Arbeitsteilung. Prodis Aufgabe sei es, die Qualifikation der Kandidaten zu bewerten. Fragen der innenpolitischen Ba-

lance möge er den jeweiligen Staats- und Regierungschefs überlassen.

Ohne Prodis Einvernehmen indes kann Schröder keinen Kandidaten durchsetzen. Prodi aber steht unter dem Druck der erstarkten Konservativen im EU-Parlament. Dort macht sich der Unionsabgeordnete Elmar Brok Hoffnungen auf einen Kommissions-Posten. Die mit 230 Abgeordneten stärkste Fraktion will Prodi in einer Resolution auffordern, bei den Kandidaten der Regierungen neben der Qualifikation auch auf den Proporz zu achten. Das aber bedeute, daß Schröder einen Mann oder eine Frau der Opposition präsentieren müsse, sonst

würden die Parlamentarier womöglich einzelne Kandidaten ablehnen. Der SPD-Parlamentarier Klaus Hänsch glaubt dagegen nicht, daß die Konservativen aus anderen Ländern Prodi die Unterstützung verweigern, um einen CDU-Kommissar durchzudrücken: „Das ist eine Drohkulisse mit viel Pappe.“

RECHTSEXTREME

Äußerst nordisches Aussehen

Aus Protest gegen die Aufnahme eines Bosniers in die NPD-Nachwuchsorganisation Junge Nationaldemokraten (JN) ist der komplette sächsische JN-Landesvorstand aus dem rechtsradikalen Verband ausgetreten. Wer die multikulturelle Gesellschaft bekämpfe, so die Begründung der Sach-

sen-Truppe, „kann selbst nicht multikulturell sein“.

Die Kritik der Ex-Vorständler richtet sich laut internem Rundschreiben vor allem gegen den JN-Bundesvorsitzenden Sascha Roßmüller und den JN-Aktivist Alexander von Webenau. Roßmüller hatte die Aufnahme des Bosniers damit erklärt, man müsse bereit sein, „positive Elemente in die Volksgemeinschaft einzubinden“. Das neue Mitglied mit dem „äußerst nordischen Aussehen“, so von Webenau, sei „viel mehr Deutscher als einige von uns“.

Die Sachsen, unterstützt vom nordrhein-westfälischen JN-Landesverband, sehen „das Prinzip der Abstammung“ verletzt. Wer unter diesen Umständen weiter bei der JN mitarbeite, begehe „Vaterlandsverrat“. Mit Verbündeten aus Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg wollen die jungen ostdeutschen Rechtsradikalen mit einer „neuen Organisation“ den „Kampf gegen das menschenverachtende kapital-imperialistische BRD-System“ aufnehmen.



Aufmarsch Junger Nationaldemokraten (in Leipzig)

ASYLVERFAHREN

Lästige Pflicht

Das Auswärtige Amt will sich einer lästigen Pflicht entledigen. Geprüft wird, ob für die Entscheidung über Asylanträge weiterhin Lageberichte aus Krisengebieten erstellt werden sollen. Bisher orientieren sich die Behörden an den AA-Aufzeichnungen, wenn Flüchtlinge wegen politischer Verfolgung in der Bundesrepublik Asyl beantragen. Häufig waren die AA-Papiere in der Vergangenheit kritisiert worden, weil humanitäre Organisationen die Verfolgung in Krisengebieten anders einschätzten, so auch im Kosovo. Derzeit werden Alternativen untersucht. So könnten die Berichte des Flüchtlingswerks UNHCR als Grundlage für das Asylverfahren herangezogen werden.

Zitat

»Die Korruptionsbekämpfung in Nordrhein-Westfalen läuft wie geschmiert.«

NRW-Innenminister Fritz Behrens

CSU

Tadel vom Berater

Die CSU muß das Personal in ihrer Parteizentrale drastisch abbauen. Ein Großteil der Mitarbeiter im Münchner Franz-Josef-Strauß-Haus sei offenbar nicht ausgelastet, heißt es in einer Untersuchung der Unternehmensberatung Roland Berger, die Berger Parteichef Edmund Stoiber vorgelegt hat. Bis zu 25 von insgesamt 75 Stellen, fürchtet man intern, stehen damit auf dem Spiel. Die Unternehmensberater bemängeln vor allem die Kommunikation und Koordination unter den fünf Abteilungen sowie die unklare Aufgabenverteilung innerhalb der Doppelspitze des Hauses, Landesgeschäftsführer Erich Schmid und Generalsekretär Thomas Goppel. Positiv bewerten die externen Berater hingegen die Schlagkraft der Parteizentrale bei politischen Kampagnen und Wahlkämpfen.

Deutliche Veränderungen muß es dem „Grobkonzept“ Bergers zufolge auch beim Parteiorgan „Bayernkurier“ geben, der die CSU jährlich mit einem Minus von rund vier Millionen Mark belastet. Als wahrscheinlichste Lösung gilt derzeit, daß die Wochenzeitung künftig nur mehr 14tägig erscheint. Als denkbar gilt in der CSU-Spitze

auch, den „Bayernkurier“ auszugliedern. Ein externer Verlag würde dann sowohl die redaktionellen Mitarbeiter bezahlen als auch das Anzeigen- und Vertriebsgeschäft erledigen. Das Berger-„Grobkonzept“ wird bis zum Sommer in den CSU-Gremien diskutiert, bis zum Parteitag im Oktober soll entschieden werden.



CSU-Zentrale in München

GRÜNE

Geschichten von damals

Bei den Grünen bahnt sich ein offener Richtungsstreit an. 40 jüngere Funktionsträger, darunter die Bundestagsabgeordneten Katrin Göring-Eckardt, Ekin Deligöz, Matthias Berninger und Cem Özdemir, gehen mit der Öko-Partei hart ins Gericht: „Als Teil der zweiten Generation wollen und können wir dem Treiben der vielen moralisierenden Besserwisser nicht mehr tatenlos zusehen.“ In acht Monaten Regierungsverantwortung, so heißt es in einem fünfseitigen Papier, sei die „organisierte Verantwortungslosigkeit zum Königsweg“ erklärt worden, kurz: „Die Grünen sind in der Krise, die Öffentlichkeit ist verwirrt.“

Schuld daran, so die jungen Autoren, habe vor allem die Gründergeneration, die „das Ritual der alternativen

Bewegung“ pflege. Den Linken in der Partei fehle es an Machtwillen, die Realos sollten sich fragen, was darüber hinaus geblieben sei. Die Führungskräfte „müssen ihren Hang zur eiteln Selbstdarstellung überwinden“. Der Appell an die Alt-68er: „Hört auf, uns und die Republik mit den Geschichten von damals zu nerven.“

Die Autoren fordern eine konsequente Neuausrichtung. Die Grünen müßten

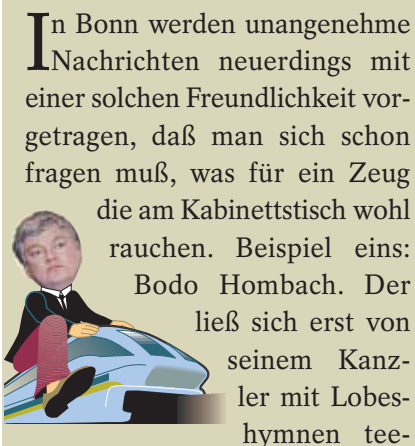
sich zu „einer klaren Kampfansage an die FDP“ durchringen und das „brachliegende Erbe des verantwortungsvollen Liberalismus“ aufnehmen. Dazu gehöre auch eine „Auswechslung der Mitgliedschaft“. Grüne, die etwa bei der Europawahl zum Boykott aufrufen oder sich zusammenschließen, „einzig mit dem Ziel, Mehrheitsbeschlüsse der Partei zu torpedieren, sollten sich überlegen, ob sie nicht in einer linken Folkloretruppe besser aufgehoben“ seien.



Özdemir

Am Rande

Glückliches Bonn



In Bonn werden unangenehme Nachrichten neuerdings mit einer solchen Freundlichkeit vorgetragen, daß man sich schon fragen muß, was für ein Zeug die am Kabinettstisch wohl rauchen. Beispiel eins: Bodo Hombach. Der ließ sich erst von seinem Kanzler mit Lobeshymnen teeren und federn, um anschließend selig lächelnd in den Schluchten des Balkans versenkt zu werden. Beispiel zwei: Der Transrapid, auch so ein Exportschlager. Als Anfang der Woche klar wurde, daß die vom Bund zu finanzierende Transrapid-Strecke nicht 6,1 Milliarden, sondern 9 Milliarden Mark kosten würde, war der Plan eigentlich tot. Das wäre immerhin fast ein Drittel des Eichelschen Blut- und Tränenprogramms. Schröder: „Das geht nicht, wir haben keine drei Milliarden Mark.“ Doch vom Transrapid lernen, heißt schweben lernen und so folgte ein Stück fröhlicher Kanzler-Pragmatik: Es werde, verkündete Schröder vergnügt, daran festgehalten, daß der Fahrweg für 6,1 Milliarden gebaut werde. Na, das hat Stil: Man muß nur lange genug versichern, daß man den Transrapid will, dann wird er in der Zwischenzeit so teuer, daß aus dem Projekt gar nichts mehr werden kann, jedenfalls nicht in Deutschland. Aber vielleicht läßt sich das Ding ja woanders verkaufen. Herr Hombach, übernehmen Sie!



Eisenbahnbrücke über die Jeetzel

ATOMMÜLL

Marodes Nadelöhr

Der umstrittene Castor-Transport von der Atomanlage im französischen La Hague nach Gorleben, der von der Bundesregierung bis Ende dieses Jahres geplant ist, wird erst einmal am Denkmalschutz scheitern. Eine „Fachwerkbogenbrücke“ der Bundesbahn über den Fluß Jeetzel aus dem Jahre 1874, über die alle Atommülltransporte per Bahn in Richtung Zwischenlager rollen müssen, ist altersschwach und muß erneuert werden. Doch die Denkmalschützer zögern. „Der Castor-Transport ist zu schwer für die angeschlagene Bausubstanz“, so ein Bahnsprecher. Die Bahn will deshalb auf den denkmalgeschützten Pfeilern im Flußbett „eine völlig neue Brücke moderner Bauart“

errichten, kritisiert Peter Blaffert, oberster Denkmalschützer des Landkreises Lüchow-Dannenberg. Blaffert besteht darauf, daß „das äußere Erscheinungsbild der seltenen Stahlkonstruktion nicht beschädigt wird“. Ein Antrag beim Eisenbahnbundesamt auf Aus- und Neubau werde daher „sicher nicht so einfach bewilligt, wie die Bahn sich das vorstellt“.

Die Verzögerung ist auch Niedersachsens Ministerpräsident Gerhard Glogowski und seinem Umweltminister Wolfgang Jüttner (SPD) recht: Wenn die Castor-Transporte schließlich wieder durch das Nadelöhr über die Jeetzel rollen könnten, sei Weltausstellung in Hannover und es wären zuwenig Polizisten für die Castor-Begleitung verfügbar. Der nächste Atomtransport nach Gorleben werde daher frühestens im Spätherbst 2000 stattfinden können.

PDS

Ohne Publikum

Mit dem Umzug des Bundestages in den Berliner Reichstag möchte sich die PDS-Fraktion eines basisdemokratischen Relikts entledigen. Als einzige Fraktion im Bundestag hält sie ihre Sitzungen bislang öffentlich ab – eine Form der Transparenz, die den Genossen Abgeordneten zunehmend mißfällt. Regelmäßig, so klagt ein Fraktionsmitglied, würden die anwesenden Mitarbeiter „die Diskussionen endlos in die Länge ziehen“. Der Umzug von Bonn nach Berlin bietet die Chance zum Wechsel: Der Sitzungsraum im Berliner Reichstag, betonen PDS-Parlamentarier gern, sei viel zu klein. Angenehmer Nebeneffekt: Auch Medienvertreter könnten nicht mehr uneingeschränkt innerparteiliche Streitereien live verfolgen. Schon überlegt auch der Parteivorstand, seine Sitzungen künftig in der Regel ohne Publikum abzuhalten.

Nachgefragt

Widersetzt euch!

„Der Papst hat den deutschen katholischen Bischöfen die Beteiligung an der Schwangerenberatung mit Ausstellen eines Beratungsscheins verboten. Was meinen Sie?“

GESAMT FRAUEN MÄNNER
Angaben in Prozent



Emnid-Umfrage für den SPIEGEL; rund 1000 Befragte; Befragungszeitraum: 22. und 23. Juni; an 100 fehlende Prozent: weiß nicht oder keine Meinung

DER SPIEGEL



Kanzler Schröder (am vergangenen Mittwoch in Bonn): Ein Versuch, den Reformstau zu durchbrechen

JARDAI / MODUS

Kraftmensch im Kanzleramt

Gerhard Schröder als Abräumer: Die Reformprojekte sind auf dem Weg, der Unsicherheitsfaktor Hombach ist ehrenvoll abgeschoben, der Umzug nach Berlin beginnt. Der Kanzler gibt sich entschlossen, den Widerstand seiner Partei und der SPD-Ministerpräsidenten zu brechen.

Was haben sie ihn verdroschen. „Mein lieber Schwan“, stöhnt Gerhard Schröder. Daß er das Sparpaket nicht hinkriegen würde, haben doch alle gedacht. Den Kosovo-Krieg werde er mit Sicherheit nicht durchhalten, die Rentenreform vergeigen.

Und jetzt? In der vergangenen Woche hißte der Bundeskanzler sein schiefes

Triumphgrinsen wie eine Deutschlandflagge, als er das Sparpaket seines Kabinetts als Entscheidung von historischer Tragweite vorstellte.

Während vor der Presse in Bonn die Kette der prunkenden Floskeln nicht abreißen wollte – „Paradigmenwechsel in der deutschen Politik“, „größtes Reformprojekt in der Geschichte der Bundesrepublik“, „Pro-

gramm der Macher gegen die Miesmacher“ –, signalisierte Schröders stolz geschürzte Oberlippe seine ganz persönliche Erfolgsbotschaft: Das hättet ihr mir wohl nicht zugetraut.

Gerade noch war er als Maulheld und Versager von der Opposition und in den Leitartikeln verlacht worden, nun stand er da mit einem 30-Milliarden-Mark-Spar-

haushalt, mit dem konzeptionellen Einstieg in Renten- und Gesundheitsreform und einem achtbaren Ansatz für eine Unternehmens- und eine Ökosteuer.

Wieder einmal hatte es Gerhard Schröder seinen Kritikern gezeigt. Und diesmal saß kein starker Mann mehr neben ihm, der ahnen ließ, daß womöglich er die entscheidenden Fäden in der Hand gehalten hatte – schon lange kein Oskar Lafontaine und nun auch nicht mehr Kanzleramtsminister Bodo Hombach.

Seit vergangener Woche ist Gerhard Schröder seine eigene Chefsache.

Ein Kraftakt. Und mehr. „Vielleicht ist es kein Zufall, daß dieser Paradigmenwechsel zu einem Zeitpunkt erfolgt, wo die Bundesregierung von Bonn nach Berlin umzieht“, legte Schröder Bedeutung nach.

Ton, Zeitpunkt und Umstände machten deutlich, daß dem Kanzler Größeres vorschwebte, als bloß das freilich überfällige Ende der rot-grünen Haushaltsstreitereien per Machtwort.

Dies war Kehraus und Umkehr zugleich. Mit dem Abschied von Bonn sollte auch die Wende kommen „vom fürsorglichen zum aktivierenden Sozialstaat“, wie es Finanzminister Hans Eichel ausdrückt. Schluß mit dem Rundum-Sorglos-Paket nach der traditionellen SPD-Beschlußlage. Statt dessen, so Eichel, eine „Neudefinition sozialer Politik“. Zu den wichtigen politischen Fähigkeiten Schröders gehört seine instinktgesteuerte Gabe, unterschiedlichste Tatbestände und Situationen zu einem politisch vagen, aber emotional brisanten Ge-

samtpaket zu bündeln. So nutzte er den Druck der verlorenen Europawahl, das Angebot des programmatischen Schröder-Blair-Papiers, katastrophale Umfragezahlen und die Aufbruchstimmung der letzten Sitzungstage am Rhein zu einem Versuch, den Bonner Reformstau zu durchbrechen.

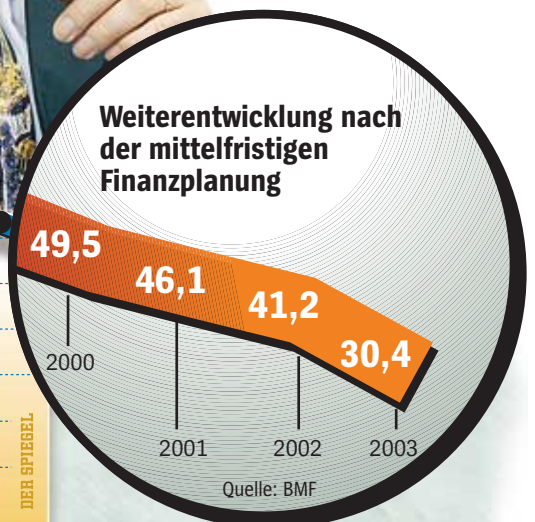
Während im Regierungsviertel am Rhein für den großen Umzug gepackt wurde, drängte sich das Neue auch thematisch in den Vordergrund. Am Freitag entschied der Bundestag über

das Holocaust-Mahnmal beim Brandenburger Tor. Damit ist eine quälende Debatte, die elf Jahre währte, endlich beendet. Das Mahnmal soll nur der ermordeten Juden Europas gedenken; Sinti und Roma und Homosexuelle bleiben, wie Kritiker schon lange monieren, ausgespart. Neben dem Reichstag entsteht ein Betonstelenfeld nach dem Entwurf des amerikanischen Architekten Peter Eisenman, ergänzt um ein Informationszentrum und nicht um ein Museum, wie es Staatsminister Michael Naumann wollte. Baubeginn: der Auschwitz-Gedenktag 27. Januar 2000.

Am Donnerstag dieser Woche wird Johannes Rau als Bundespräsident vereidigt, seine Arbeit beginnt tags darauf im Schloß Bellevue (siehe Seite 40). Kanzler Schröder und die Mehrheit seiner rot-grünen Regierung ziehen nach und nach erleichtert in die Hauptstadt um (siehe Seite 28).

Die Ära Bonn geht in dieser Woche zu Ende. Die „keine Experimente“-Schonfrist im Windschatten der Historie war ohnehin längst Vergangenheit. Geschichte ist die ideologische Geborgenheit unter Konrad Adenauer im Kalten Krieg gegen das kommunistische Moskau, vorbei die Gewißheit wirtschaftlichen Wachstums wie zu Zeiten Ludwig Erhards. Der idealistische Reformschwung unter Willy Brandt, das Vertrauen in das Management-Geschick Helmut Schmidts, selbst der miefige Trott unter Helmut Kohl – alles nicht mehr zukunftsfähig in den Augen der neuen Regierenden.

Kanzler Schröder, der 1980 im Sog der Franz-Josef-Strauß-Niederlage als SPD-Abgeordneter in den Bundestag einzog, hat sich am Rhein nie sonderlich heimisch gefühlt. „Ich werde Bonn nicht vermissen“, teilt er den gekränkten Rheinländern unumwunden mit. Das war am vergangenen Dienstag, als die Sozialde-



Vom „Chef BK“ zu „Mr. Balkan“

Ungewöhnlich stilvoll trennt sich Gerhard Schröder von seinem Kanzleramtschef Bodo Hombach – ein Befreiungsschlag für alle Beteiligten.

Erfolgreiche Politik, so doziert Gerhard Schröder gern, die geht ganz einfach. „Die Leute dürfen keine Angst haben.“

Bodo Hombach, 46, hatte in seinem Job als Kanzleramtsminister zuletzt ein gewaltiges Problem: Viele Menschen fürchteten sich vor ihm.

Für den Sozialdemokraten war Hombach der neoliberale Dämon. Die Minister mühten sich, ihre Vorgänge an ihm vorbei zum Kanzler zu schleusen. Der Koalitionspartner sah in ihm den Grünen-Fresser. Und allen schwante, daß das Rumoren über die Finanzierung seines Hausbaus das gesamte rot-grüne Projekt lädieren könnte.

Schließlich hatte die Furcht auch den Kanzler erreicht. Der Mann für die Chefsachen war selbst zur Chefsache geworden. Kühl analysierte Schröder das Verhältnis von Nutzen und Risiko. Das war Hombachs Aus.

In einer bemerkenswert stillvollen Operation hat sich der Bundeskanzler von einem zentralen Mitstreiter getrennt. Schon diese Woche sollen die EU-Außenminister in Rio de Janeiro beim europäisch-lateinamerikanischen Gipfel beschließen, daß Hombach der Koordinator des Stabilitätspakts für Südosteuropa wird, der „Mr. Balkan“.

Von Brüssel und Sarajevo aus kann der große Kommunikator mit dem dicken Telefonbuch nun Politik und Wirtschaft, die reichen EU-Länder und die schwer berechenbaren Staaten des Balkans in ein historisches Wirtschaftswunder begleiten.

Diskret hatten Schröder und sein außenpolitischer Berater Michael Steiner den Coup auf dem Kölner Gipfel ausgelotet. Nur Außenminister Joschka Fischer und Hombach selbst wußten davon. Der ursprüngliche Plan, den angeschlagenen Minister als EU-Kommissar nach Brüssel zu schicken, war geplatzt. Das Geraune ums Haus in Mülheim war auch bis zum designierten Kommissionspräsidenten Romano Prodi gedrungen.

Der Durchbruch kam, als Bill Clinton in Köln wie bestellt von dem Balkan-Job



Kanzler Schröder, Vertrauter Hombach: *Posten von angemessener Großartigkeit*

schwärmte. So was Tolles, so der US-Präsident, würde er auch gern mal machen. Nun war klar: Der Posten hatte die Hombach angemessene Großartigkeit. Im Blitztempo organisierte Steiner mit Hilfe von Fischers Außenamt Geld und einen Stab exzellenter Mitarbeiter.

Kaum stand der Rahmen, brachen die üblichen Bonner Verlogenheitsarien los. Nur schweren Herzens, so tremolierte der Kanzler, opfere er seinen „besten Mann“ für die gute Sache.

Tapfer freut sich Hombach nun auf den „tollen Job“ und auch darüber, daß „ich zum erstenmal seit langem wieder fröhlich aufstehe. Da unten ist ja so was wie ein Unternehmen aufzubauen“.

Das ist nicht mal die halbe Wahrheit. Hombachs Traum war immer der „Chef BK“, wie der Kanzleramtsminister intern heißt. Und Schröder konnte nach dem Wahlsieg kaum anders, als seinem dicken Kumpel und Helfer diesen Wunsch erfüllen. Schließlich war Hombach ein Jahr lang als Stratege, Berater, Freund, Prellbock, als Zigarren- und Rotweinbeschaf-

fer nützlich gewesen. „Bodo, ich brauch‘ dich“, sagte Schröder oft.

Damit hatte der Kanzler ein Problem institutionalisiert. Denn die erfolgreichsten Manager der Macht waren stets ganz andere Typen als der gelernte Fernmeldetechniker. Ob Helmut Schmidts Manfred Schüler oder Friedrich Bohl bei Helmut Kohl – immer war es ein uneitler, fleißiger, diskreter Charakter mit integrativem Charme, der für den Chef den täglichen Regierungskram wegräumte. Der



Kanzleramts-Staatssekretär Steinmeier
Integrativer Charme

Staatssekretär im Kanzleramt Frank-Walter Steinmeier, der Schröders Staatskanzlei in Hannover in Schuß gehalten hatte, kommt diesem Profil ziemlich nahe.

Die Qualität des Mülheimers dagegen, neue Themen in Windeseile auf ihr strategisches Potential hin zu durchdringen, war als Chef BK weniger gefragt. Und die Gabe des Demagogen, immer und überall zu polarisieren, war in der chaotischen Anfangszeit erst recht hinderlich.

Der Politjunkie opfert sein Leben dem Job. Als ihm ein Freund unlängst besorgt mitteilte, daß er seine Gesundheit ruiniere, soll er mit den Schultern gezuckt haben. Es blieb der Eindruck, daß er den Infarkt am Schreibtisch billigend in Kauf nehmen würde.

Hombach gehört zu den raren Kräften im politischen Geschäft, die langfristig strategisch denken und gleichzeitig einen untrüglichen Instinkt für den Alltag haben. Er prägte für den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Johannes Rau klassische Slogans wie „Versöhnen statt Spalten“ oder „Wir in NRW“, für Gerhard Schröder erfand er die „neue Mitte“.

Als die Preussag Stahl AG Anfang vergangenen Jahres an die österreichische Voest-Alpine AG verkauft werden sollte, inszenierte Hombach die Übernahme des Stahlwerks durch die Landesregierung. 12 000 Beschäftigte jubelten dem Macher Schröder zu und mit ihnen ganz Niedersachsen: 47,9 Prozent holte die SPD im März 1998 bei der Landtagswahl und Schröder damit die Kanzlerkandidatur.

Der hochsensible Hombach verfügt über ein feines Radar für gesellschaftliche Tendenzen. Jedes Gespräch gerät ihm umgehend zu einem Check: Woher weht der Wind, wie heißen die Themen, wie lassen sie sich inszenieren?

Hombach denkt und inszeniert Politik in Theaterkategorien. Immer gibt es einen Bösewicht, vor allem aber einen strahlenden Sieger – und das ist stets sein jeweiliger Chef. Blitzschnell ist Hombach zu begeistern, doch genauso rasch erlahmen seine Interessen. Nie ist man sicher, was er wirklich denkt. Fortwährend schiebt er Wortwolken und hängt semantische Schleier – es gibt kaum einmal richtig und falsch, wahr und unwahr.

Sicher ist nur eines: Er schätzt die große Geste. Für einen wie ihn durfte Geld nie eine Rolle spielen. Nach zehn Jahren als Landesgeschäftsführer der SPD-NRW hinterließ er der Partei etwa 18 Millionen Mark Schulden, die Kosten seiner Wahlkämpfe gerieten stets außer Kontrolle.

Hombach gönnt sich edle Klamotten und feines Essen. Er qualmt Zigarren, die mehr kosten, als einer am Tag verdient, der in dem von ihm angedachten Nied-

riglohnssektor künftig schuften soll. Und nichts macht ihn stolzer als das braune Streichholzheftchen mit der Aufschrift „Bundeskanzleramt“, das man bei Gelegenheit mal fallen lassen konnte.

Sein Talent, andere gegen sich aufzubringen, wirkte auch im Kanzleramt. Schröders kühle Hannoveraner Mannschaft nahm mit mühsam unterdrücktem Zorn zur Kenntnis, daß Hombach nach außen den Zampano machte und immer neue Chefsachen erfand. Nach innen aber richtete die personifizierte Flipperkugel täglich neues Durcheinander an.

Mit den Monaten mauerte sich Hombach im Kanzleramt immer mehr ein und erwiderte Mißtrauen mit noch mehr Mißtrauen – das Schicksal vieler Berater. Wie Clintons einstiger Einflüsterer Dick Morris zog Hombach sich mit seinem direkten Draht zum Kanzler Neid zu. Unauffällig drehte sich die Abwärtsspirale. Ob die Verhandlungen über die Entschädigungen für NS-Zwangsarbeiter stockten, Schröders Prestigeprojekt „Bündnis für Arbeit“ stotterte oder der tägliche Abstimmungsmarathon im Amt holperte – immer schien Hombach beteiligt zu sein.

„Ich war wohl die Projektionsfläche für das Böse“, sagt er ohne Zorn. Daß er es vergangenen Freitag fertigbrachte, die von den Amerikanern in der Wendezeit aus Ost-Berlin in der „Operation Rosenholz“ erbeuteten HVA-Akten zurückzuholen, ging unter.

Erfolgreich hatte Hombach für andere Mehrheiten und Sympathien organisiert – nur für sich selber nicht. Er gab immer den bösen Buben. Er habe sich auf keine Hausmacht stützen können, verbreitete Hombach und habe „auch zu wenig getan, eine eigene aufzubauen“. Das sei ein Fehler gewesen.

Genüßlich sahen die Genossen, daß Hombach nun selbst die Sorge hatte, die er anderen eigentlich zu bereiten pflegte: das Glaubwürdigkeitsproblem. Weil im August das Landgericht Bochum auch noch ein Verfahren gegen seinen einstigen Bauleiter eröffnet, in dem Ungereimtheiten zum Hausbau zu befürchten sind, mußte Schröder rechtzeitig vor dem Sommerloch die Zeitbombe entschärfen.

Doch ein Abschied auf Dauer wird es wohl nicht sein. Macht Hombach seinen hochbezahlten Job auf dem Balkan gut, ist die Rückkehr keinesfalls ausgeschlossen. Der neue Vertrag läuft zwei Jahre, mit jährlicher Option auf Verlängerung. Spätestens im Wahlkampf 2002 stünde der Mann für alle Fälle wieder bereit.

HAJO SCHUMACHER

mokraten ihre im Streit erhitzten Gemüter bei einer Bonner Abschiedsparty mit viel Kölsch zu kühlen versuchten. Gerade hatten die Chaos-Tage der Koalition einen vorläufig letzten Höhepunkt erreicht: Während der Kanzler im Fernsehen eine Erhöhung der Vermögensteuer ausschloß, hatte sich kurz zuvor seine Fraktion für das Gegenteil entschieden.

Gleichwohl wirkte Schröder, den sein Fraktionsvorsitzender Peter Struck als einen Mann begrüßte, „der bis an die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit für unser Land gearbeitet hat“, bemerkenswert aufgekratzt und zufrieden. Die Trennung von Kanzleramtschef Hombach war zu diesem Zeitpunkt schon besiegelt (siehe Seite 24).

Schröder hatte den Entschluß gefaßt, das Heft jetzt endgültig selbst in die Hand zu nehmen und dem Nachweis seiner Kompetenz in der Außenpolitik auch einen Befähigungstest in der Innenpolitik folgen zu lassen. Denn nur so, behauptet er, sei sicherzustellen, „daß unsere Regierung nicht



Staatsmänner Clinton, Schröder*: Episode oder Epoche?

nur eine Episode bleibt, sondern eine Epoche währt“.

Nach der verheerenden Schlappe bei der Europawahl hatten die harschen Kommentare in den Medien, von der Opposition und aus den eigenen Reihen den oft zaudernden und nachgiebigen Schröder aufgeschreckt. Er verstand wieder. Vor allem fand er ärgerlich, daß er den Kritikern in manchem recht geben mußte.

Eigentlich ist Schröder ein großer und geübter Verdränger, aber die Prügel empfand er als schmerzhaft. Aushalten könne man das nur, bekannte er in vertraulicher Runde im Kanzlerbungalow, wenn man das, was man mache, auch wirklich gern tue. Und daran hat er auch in seinen unglücklichen Phasen keinen Zweifel: Regieren macht ihm noch immer Spaß.

Die Kraft zum Neuanfang holte sich der robuste Niedersachse aus den Erfolgen bei der Gipfeldiplomatie. Die strahlenden Augenblicke im Kreise der Großen der Welt – ein Boris Jelzin, der sich auf ihn stützte, ein Bill Clinton, der mit ihm hoch über dem Rhein, dort, wo Siegfried den Dra-

* Am vergangenen Montag in Bonn.



Ursprünglicher Eisenman-Entwurf für das Berliner Holocaust-Mahnmal*: Elf Jahre quälende Debatten

chen tötete, auf die Gesundheit anstieß – lieferten dem gerade der Provinz entlaufenen Kanzler Energie für den Durchbruch im tristen Bonner Alltag.

Er konnte sie gebrauchen. Ob am vergangenen Montag im Parteipräsidium, im Kreis seiner Minister oder in der Koalitionsrunde: Überall stieß er zunächst auf Widerstand. Aber erstmals demonstrierte der Bundeskanzler, was er bislang hatte vermissen lassen: Richtlinienkompetenz.

Nervöse Anmerkungen der Länderchefs Reinhard Klimmt (Saarland) und Manfred Stolpe (Brandenburg), denen Schlappen bei ihren Landtagswahlen im September drohen, parierte er im SPD-Präsidium persönlich: „Wir haben keine andere Wahl.“ Gegen die ätzende Kritik von Rudolf Dreßler am Rentenkonzept („Wählerbetrug“), der sich soweit mit CDU-Chef Wolfgang Schäuble einig ist, ließ er Walter Rister antreten.

Den Versuch des Arbeitsministers wiederum, das Sterbe- und Mutterschaftsgeld zu kürzen, blockte er höchstselbst ent-

schieden ab: „Das ist emotional besetzt, das ist nicht zu machen.“

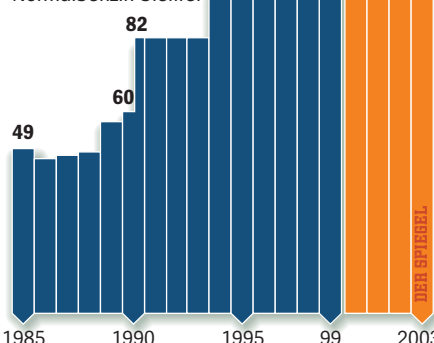
Heidemarie Wiecek-Zeul wollte die von der Not erzwungenen Reformen am Wohlfahrtsstaat nicht hinnehmen. Am späten Abend, beim Essen mit dem Kanzler, wagte sich die Entwicklungshilfeministerin als einzige von allen Ministern nochmals vor. „Ich mach’ das nicht mit“, rief sie vernehmlich. Vergebens.

Der Kanzler blieb auch in der entscheidenden Kabinettsitzung am vergangenen Mittwoch standhaft, als die Ministerrunde kollektiv einen letzten

* Vom revidierten Eisenman-Entwurf mit weniger Stelen und einem Informationszentrum gibt es noch kein Modell.

Steter Tropfen

MINERALÖLSTEUER
in Pfennig je Liter;
Normalbenzin bleifrei



BENZINPREISE
in ausgewählten
Ländern in Mark je Liter
bleifreies Eurosuper

Großbritannien	2,21
Dänemark	1,93
Italien	1,86
Niederlande	1,85
Frankreich	1,83
Österreich	1,69
Deutschland	1,67
Belgien	1,66
Portugal	1,60
Spanien	1,35

Stand: Juni 1999

Versuch unternahm, das schon geschnürte Paket noch einmal aufzudröseln. Dem Wirtschaftsminister fielen plötzlich die Sorgen von Mittelstand und Handwerk wieder ein, dem Verkehrsminister sein geliebtes Spielmobil Transrapid, der Innenminister protestierte gegen die gestrichene internationale Polizeiaufbauhilfe.

Dagegen mußte Schröder gar nicht mobilisieren, das erledigte ein Gast: der scheidende Bundesbank-Präsident Hans Tietmeyer. Der lobte das Sparpaket und hob die Signalfunktion für die internationalen Finanzmärkte hervor. Die Minister verfielen in andächtiges Schweigen.

Am Ende gewährte Sparkommissar Eichel lediglich dem Landwirtschaftsminister Karl-Heinz Funke, seinen Gartenbauern und Blumenhändlern wegen eines Rechenfehlers noch eine bescheidene Zugabe. Ansonsten gab es keine Nachlässe. Für niemanden.

Schröder stand voll unter Dampf. Vor einer Gruppe von Automanagern, VW-Konzernchef Ferdinand Piëch an der Spitze, brachte er am Dienstag morgen den grünen Umweltminister Jürgen Trittin auf Linie. Er solle eine „Blockiermehrheit“ gegen die Brüsseler Altauto-Richtlinie organisieren, befahl Schröder. Eine demütigende Aufgabe für den auf Renitenz gepolten Trittin – ein einmaliger EU-unfreundlicher Akt der einstigen Europa-Musterschüler in Bonn.

Stunden später, beim Tête-à-tête mit den mächtigen Chefs der Stromkonzerne, ersparte der Kanzler seinem Umweltressortchef großzügig den endgültigen Gesichtverlust. Hätte er sich mit den Konzernchefs über den langfristigen Ausstieg aus der Atomenergie sogleich geeinigt, wäre der Grüne vollends zur absoluten Nebenfigur erklärt worden, der kleine Koalitionspartner unnötig in Rage geraten.

„Der Schröder“, so fiel Teilnehmern der Konsensrunde auf, „wollte keine Entscheidung.“ Ausdauernd ließ er sich Details des Ausstiegskonzeptes erklären, das sein Wirtschaftsminister Werner Müller – vorbei an Trittin – mit den Bossen ausgehandelt hatte. Der Kanzler ist überzeugt, daß Müllers zähe Verhandlungen am Ende den Konsens mit den Strommanagern bringen wird. Trittin muß zuschauen – aber lassen sich das die Grünen auf Dauer bieten?

Nächste Station – die SPD-Fraktion. Energiegeladen stellte sich der Kanzler den zweifelnden und murrenden Genossen – und obsiegte. Denn während er öffentlich bisweilen äußerst abschätzig über die Abgeordneten zu reden pflegte – sie würden

hoffentlich noch erkennen, daß sie ihren Kopf nicht nur zum Haarschneiden hätten –, fand er intern den richtigen Ton. Selbst der Traditionslinke Konrad Gilges, latenter Kritiker des Schröder-Kurses, stimmte für Rentenreform und Sparpaket.

Die geradezu schlafwandlerische Sicherheit des Kanzlers in diesen entscheidenden drei Tagen beeindruckte Freund und Feind. Schröder, der oft extrem zu schwanken scheint zwischen Siegerpose und Blick in den Abgrund, hielt in der vergangenen Woche eine verblüffend stabile und hochgemute Mittellage durch. Entspannt gab er im ZDF („Was nun, Herr Schröder?“) den souveränen Medienkanzler, beim Abschiedsfest der SPD-Fraktion den aufgedrehten Ehrengast und spät am Abend den entschiedenen Parteichef.

Er hatte offenbar nicht nur verstanden, er hatte auch gelernt, daß sich Entschlossenheit bezahlt macht und daß die Einhaltung unerlässlicher Informationsregeln dem Gelingen der Reformen förderlich ist. In aller Eile und höchst diskret ließ er am Dienstag morgen für den gleichen Abend die Ministerpräsidenten und Finanzminister der SPD-Länder nach Bonn bitten. Sie sollten von den Eichel-Details erfahren, bevor sie tags darauf der Öffentlichkeit präsentiert wurden.

Harmonisch verlief die Runde nicht. Die geplagten Länderfürsten trugen noch einmal vor, daß sie neue Belastungen nicht aushielten, weil ihre Etats ohnehin

schon am Rande der Verfassungsmäßigkeit lägen. Als der Hamburger Bürgermeister Ortwin Runde und die Brandenburger Finanzministerin Wilma Simon den Kanzler mit allzu dick aufgetragener Larmoyanz nervten, riß ihm die Geduld. „Leute, entweder wir machen es, oder wir machen es nicht“, polterte er. „Ihr müßt endlich mal sagen, was ihr wollt!“ Inständig bedrängte er die Runde, „das große Paket bitte nicht zu zerreden“.

Ein kleines Bonbon gab es dann aber doch: Finanzminister Eichel machte den Ministerpräsidenten Hoffnung auf eine Änderung bei der Erbschaftsteuer: „Wenn ihr das wollt und braucht, müßt ihr das an den Bund herantragen.“ Eine Bund-Länder-Arbeitsgruppe soll jetzt die Möglichkeiten für eine Erhöhung der Erbensteuer und den Subventionsabbau ausloten.

Am Ende dieser erstaunlichen Bonner Woche, der eine Woche am Rande des Zusammenbruchs vor-

„Operation Sparschwein“ Wie Eichels Coup gelang

11. März

Rücktritt Oskar Lafontaines; Hans Eichel wird zum neuen Finanzminister berufen.

22. April

Eichel verschiebt die geplante Unternehmenssteuerreform auf das Jahr 2001.

4. Mai

Der Finanzminister kündigt einen Sparkurs „ohne Tabus“ an...

14. Mai

...und legt sich auf die Sparsumme von 30 Milliarden Mark fest.

17. Mai

Alle Minister sollen „solidarische Konsolidierungsbeiträge“ vorbereiten. Jedes Ressort muß seinen Etat um 7,4 Prozent kürzen. Arbeitsminister Walter Riester, der den größten Einzelbeitrag erbringen soll, stimmt grundsätzlich zu.

15. Juni

Eichel stößt in der SPD-Fraktion bei der Vorstellung seiner Sparpläne nach eigener Einschätzung auf „großes Verständnis“.

16. Juni

„Er rasiert uns alle“, titelt die „Bild“-Zeitung. Der Kanzler hat vor allem Bedenken gegen die Riester-Vorschläge: „Man muß den Leuten vermitteln, wofür die Rente gekürzt wird.“

17. Juni

Eichel weicht die grüne Fraktionsspitze in die Streichliste ein. Der Kabinettsbeschuß zur Sparliste wird um eine Woche auf den 23. Juni vorgezogen.

18. Juni

Offene Differenzen in den Koalitionsparteien über die obligatorische private Renten-Zusatzversicherung, die Riester plant. „Das Maß ist voll“, heißt es in der SPD-Fraktionsspitze.

21. Juni

Die SPD-Fraktion läßt sich von Eichel und Riester über die Details der Reform unterrichten. Schröder versucht, die SPD-Ministerpräsidenten für die Operation zu gewinnen. In der Koalitionsrunde kommt es zum Streit über die Ökosteuer. In der anschließenden Ministerrunde wehrt sich vor allem Heidemarie Wiecezrek-Zeul gegen die Einsparungen: „Das mache ich nicht mit.“

22. Juni

SPD und Grüne einigen sich auf die nächsten Ökosteuer-Schritte. In der SPD-Fraktion kann Schröder die Abgeordneten für das Sparpaket und die Eckpunkte der Rentenreform gewinnen. Die Mehrheit ist nach dem Auftritt des Abgeordneten Karl Hermann Haack gesichert: „Wir dürfen nicht mehr rückwärts gehen. Es gibt nur eine Richtung: vorwärts!“

23. Juni

Das Kabinett verabschiedet das Sparpaket.



Lafontaine, Herzog



REUTERS

Staatsminister Naumann



Eichel, Schröder

Akten per E-Mail

Geteilte Ministerien, provisorische Büros, zu wenige Flüge für die Pendler:
Der Umzug nach Berlin, der diese Woche beginnt, nervt schon jetzt die Beamten.

Walter Riester schwant Übles. Wie seine Kabinettskollegen soll der Arbeitsminister ab 6. September von Berlin aus regieren. Aber wie?

In seinem Berliner Domizil, dem früheren Nazi-Propagandaministerium an der Mauerstraße, werden die Handwerker noch mindestens ein Jahr lang die Oberhoheit besitzen. Gleich neben der Baustelle, in einigen fertigen Räumen und in vielen Provisorien werden Beamte sitzen, die wenig Ahnung von ihren Aufgaben haben. Rund die Hälfte der 220 Stellen, über die Riester in Berlin verfügen kann, ist mit neuem Personal besetzt. Der Großteil seines Ressorts, etwa 800 Kräfte, bleibt dagegen in Bonn.

Nach dem Hauptstadtbeschluss von 1991 teilen sich die 14 Ministerien zwischen Bonn und Berlin auf. Nur der Bundestag zieht komplett um. Prinzipiell sollen möglichst wenige Staatsdiener ihren Chefs in die Großstadt folgen müssen. Zwei Drittel der ministeriellen Arbeitsplätze, rund 12 000, bleiben Bonn erhalten.

Überall müssen nun Stellen nach einem komplizierten System getauscht, Organisationseinheiten verändert und neue Kräfte geschult werden. Weit mehr als



Regierungs- und Bundestagsbaustellen in Berlin: „Vorübergehende Kompetenzlücken“



Bundestagstransport (vor dem Reichstag)
Stellentausch mit Sozialpunkten

6000 Bundesbedienstete rotieren in Ministerien, anderen Behörden und Institutionen an der größten Jobbörse der Republik.

Besonders arg trifft es das Haus Riester. Der Leiter des Referates „Grundsatzfragen des Arbeitsrechts“ beispielsweise hat sich unlängst in den Ruhestand verabschiedet. Seine Sachbearbeiter ließen sich versetzen, um nicht mit nach Berlin zu müssen. Nur noch ein Referent versteht wirklich etwas vom Thema – „vorübergehende Kompetenzlücken“ heißt das hübsch artig im Ministerialjargon.

Jetzt rächt sich, daß die Parlamentarier großzügiger als jeder private Arbeitgeber die Wünsche der Staatsdiener berücksichtigen wollten. Bei dem tausendfachen Stellentausch zählten „nicht Eignung und Bedarf“, klagt Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye: „Wer genug

sogenannte Sozialpunkte nennen konnte, muß nicht umziehen.“

Wegen pflegebedürftiger Angehöriger in Bonn etwa verlassen jetzt etliche Mitarbeiter Heyes das Bundespresseamt (BPA) und wechseln zu einer anderen Behörde am Rhein. Dafür muß das BPA Berliner Beschäftigte vom künftig in Bonn angesiedelten Bundesinstitut für Berufsbildung aufnehmen.

Richtig gefrustet sind etliche Staatsdiener in den sechs sogenannten Bonn-Ministerien. Der erste Dienstsitz der Ressorts Verteidigung, Gesundheit, Umwelt, Forschung, Landwirtschaft sowie Entwicklungshilfe liegt weiterhin am Rhein. Der Zweitsitz, intern „Kopfstelle“ genannt, befindet sich in Berlin. Das Problem dabei: Mehr Beamte des höheren Dienstes drängen in die Hauptstadt, als dort Planstellen vorgesehen sind.

Zwar hielt das rot-grüne Kabinett eine „Aufstockung des Personals für die Dienststellen in Berlin bis zur Größenordnung von 25 Prozent für erforderlich“. Aber so gut wie alle Versuche der Chefs, ihre Berliner Mannschaft offiziell von 10 auf 25 Prozent der Stammbesatzung zu vergrößern, scheiterten bis-



her am Widerstand der Personalräte in Bonn.

Forschungsministerin Edelgard Bulmahn halste sich ein zusätzliches Problem auf: Ihr Vorgänger Jürgen Rüttgers (CDU) wollte die seit 1990 in der Berliner Außenstelle Beschäftigten versetzen, um ausreichend Fachleute in der Hauptstadt zu haben. Bulmahn jedoch sicherte den vorwiegend Ostdeutschen zu, sie müssten nicht in den Westen umziehen. „Mit den Osis, dem Leitungstab und den Fachreferenten“, stöhnt ein Referatsleiter, „haben wir unsere Zehn-Prozent-Quote ausgeschöpft und trotzdem viel zu wenig Leute in Berlin.“

Reibungsverluste beim Regieren prophezeit Verteidigungsminister Rudolf Scharping. Dessen Riesenapparat mit 3500 Mitarbeitern wird bis zur Fertigstellung des Bendlerblocks im Januar 2001 sogar dreigeteilt. In einer Kaserne am Berliner Stadtrand wird Generalinspekteur Hans

Peter von Kirchbach mit Teilen des Führungsstabes untergebracht. Scharping, der Leitungsbereich und der geteilte Pressesstab residieren in einem vorübergehend angemieteten Bau im Bezirk Tiergarten.

Insgesamt sollen nicht mehr als 350 der 3500 Bediensteten Bonn verlassen. Doch auf der Hardthöhe arbeiten viele gegen diesen Plan. So drängen die Inspektoren von Heer, Luftwaffe und Marine mit Macht an die Spree. Sie befürchten, sonst ihren herausgehobenen Status als Abteilungsleiter zu verlieren.

Scharping wiederum sähe das Führungszentrum der Bundeswehr mit 70 Stabsoffizieren gern in seiner Nähe. Doch Staatssekretär Peter Wichert, Scharpings Statthalter auf der Hardthöhe, will auf das Prestige-Gremium nicht verzichten.

Demnächst muß eine Telefon-Konferenz-Schaltung anberaumt, ein Treffen am Videobildschirm vereinbart oder eine elektronische Akte des Informationsverbundes Berlin-Bonn (IVBB) geöffnet werden. „Die hocken den ganzen Tag bloß noch vor dem Computer und schicken sich E-Mails und Aktenvorgänge“, beschreibt ein Mitglied des Planungsstabes die neue Arbeitsweise.

Verkehrs- und Bauminister Franz Müntefering mag sich auf die elektronischen Segnungen des IVBB nicht verlassen. Der SPD-Politiker, der am Montag dieser Woche mit einem Vorkommando als erster Minister sein Berliner Provisorium eröffnen will, hat einen nächtlichen „Akten-Pendelservice“ erfunden: Schriftstücke, die bis 17 Uhr in der Bonner Poststelle eingehen, liegen am nächsten Morgen auf dem Berliner Schreibtisch.

Noch weniger allerdings wollen Scharpings Leute vom IVBB Gebrauch machen. Zu groß ist die Angst, Geheimes über die Leitungen zu schicken. So werden häufig Kuriere mit Geheimmaterial hin- und herjetten müssen – falls sie einen Platz im Flugzeug bekommen, denn dort wird es künftig eng.

Wöchentlich 19 Flüge und 2 Sonderzüge hat das Bundesamt für Güterverkehr dem Bundestag und den Ressorts ab der nächsten Woche angeboten. Bis zu zwei Jahre lang können die Beschäftigten jedes Wochenende kostenlos in die alte Heimat reisen.

Wer als erster bestellt oder den höchsten Dienstrang bekleidet, hat Aussicht auf das gewünschte, kostenlose Ticket. Der Dienstweg ist genau geregelt. Laut „Umzugsinfo Nr. 70“ befragen im Finanzministerium derzeit elf „Abteilungsbeauftragte“ ihre Kollegen, welches Transportmittel „Sie im Regelfall bevorzugen würden“.

PETRA BORNHÖFT, ALEXANDER SZANDAR

ausgegangen war, sammelte der neue Kraftmensch im Kanzleramt zufrieden die positiven Rückmeldungen ein. Verschämt, aber eilig, zollten die Wirtschaftsbosse Respekt. „Ein gutes Signal, ein überfälliges Signal“, ließ sich der krawallige BDI-Chef Hans-Olaf Henkel vernehmen. BDA-Kollege Dieter Hundt erkannte eine „Trendwende“.

Tief verunsichert, aber solidarisch, reagierten auch die Traditionsbataillone der Genossen. „Wir anerkennen das Bemühen von Minister Eichel“, verkündete DGB-Chef Dieter Schulte. Zu einem strammen „Ja, aber“ rang sich auch ÖTV-Kollege Herbert Mai durch.

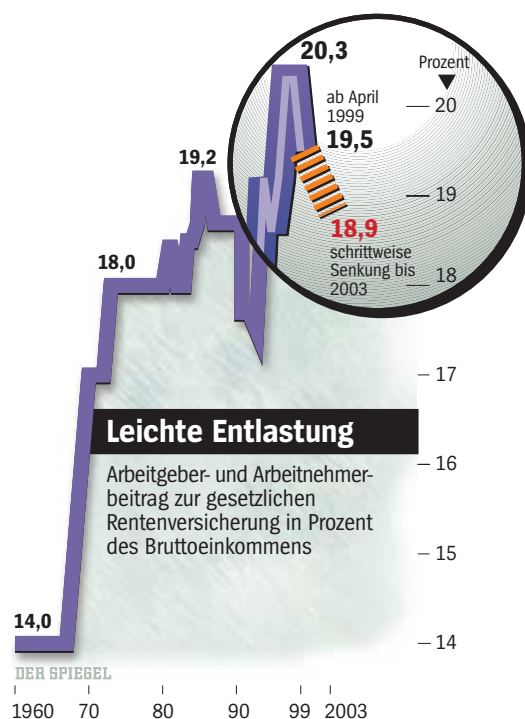
Das versöhnliche Echo aus dem Land reicht Schröder aber noch lange nicht. Mit einem millionenschweren PR-Gewitter, so die Planung, soll soviel Volk wie möglich



Sozialdemokraten Wulf-Mathies, Müntefering
Aufgaben zur Entlastung des Kanzlers

für das Spar- und Rentenpaket gewonnen werden. 900 000 Mark gibt allein das Bundespresseamt für eine Anzeigenkampagne aus. Ein Motiv zeigt einen Rosenstock, eine Gartenschere und die Zeile: „Kluge Schnitte fördern das Wachstum“.

Schon im September sind Kommunalwahlen in Nordrhein-Westfalen und Land-



„Erst einmal abwarten“

Ex-Finanzminister Gerhard Stoltenberg (CDU)
über das Spar- und Reformpaket der rot-grünen Bundesregierung

SPIEGEL: Ist das Sparpaket von Finanzminister Hans Eichel wirklich nötig?

Stoltenberg: Es ist sicher richtig, den Haushalt durch weitere Einsparungen zu entlasten; das war meine Politik nach 1982, das war die Politik von Theo Waigel. Wegen der enormen Transferleistungen in die neuen Länder, aber auch durch eine Wachstumsschwäche, die die Staatseinnahmen gemindert hat, besteht jetzt Handlungsbedarf. Allerdings halte ich viele der Einzelmaßnahmen, die Finanzminister Eichel plant, für sehr problematisch.

SPIEGEL: Welche meinen Sie?

Stoltenberg: Da gibt es Verlagerungen vom Bund auf andere öffentliche Haushalte, die keine echten Einsparungen sind. Da werden mehr als fünf Milliarden Mark den Sozialversicherungen aufgebürdet, beim Wohngeld streicht er einen Milliardenbetrag, den die Kommunen übernehmen sollen. Außerdem werden in Höhe von etlichen Milliarden Mark in einigen Etats nur globale Minderausgaben genannt. Da weiß die Regierung wohl noch nicht so genau, was sie sparen will.

SPIEGEL: War das zu Ihrer Zeit anders?

Stoltenberg: Wir haben in den achtziger Jahren nicht nur beim Bund gespart, wir haben auch die Länder und Sozialversicherungen entlastet. Die heutige Regierung macht das Gegenteil.

SPIEGEL: Bundeskanzler Schröder hat das Sparpaket und die anderen Reformen „Paradigmenwechsel“ und eine Entscheidung von „historischer Tragweite“ genannt. Zu Recht?

Stoltenberg: Dafür sind die Gesetzgebungsvorhaben zu zwiespältig. Ich halte nach wie vor die Ökosteuer für verfehlt. Da wird den Leuten genommen, was ihnen an anderer Stelle, beispielsweise beim Kindergeld, gegeben wird. Auch die Unternehmenssteuerreform ist unausgegoren. Früher hatten wir mit der SPD die Übereinstimmung, daß wir den ausgeschütteten Gewinn begünstigen; das erhöht die Kapitalmobilität. Jetzt will die Regierung den Gewinn bevorzugen, der im Unternehmen bleibt. Außerdem ist der gespreizte Spitzensteuersatz für Unternehmen und Privatleute ein verfassungsrechtliches Problem.

SPIEGEL: Hilft das Reformpaket, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen?

Stoltenberg: Der große Durchbruch ist das bestimmt nicht. Bei aller Zustimmung zu Einsparungen bezweifle ich, daß es richtig ist, erhebliche Investitionsmittel zu streichen. Außerdem müssen wir erst einmal abwarten, was bis zum Jahresende von den Vorhaben überhaupt übrigbleibt.

SPIEGEL: Da spricht jemand aus Erfahrung.

Stoltenberg: In den ersten Jahren nach 1982 habe ich meine Sparkonzepte fast ohne Abstriche durchgesetzt. Bei der dreistufigen Steuerreform gab es allerdings einige Änderungen, auch durch Widerstände unionsregierter Bundesländer. Trotzdem war sie ein Erfolg.

SPIEGEL: Wie bewerten Sie den Auftritt Ihres Nachfolgers Hans Eichel?



CDU-Politiker Stoltenberg: „In einigen Punkten Zustimmung“

Stoltenberg: Er hat in wenigen Wochen ein Konzept vorgelegt, das in einigen Punkten Zustimmung verdient, in anderen entschiedene Kritik. Für ein abschließendes Gesamturteil über die Wirkungen auf Wachstum und Beschäftigung ist es noch zu früh. Erfolg oder Mißerfolg dieser Operation aber werden erst in ein, zwei Jahren sichtbar.

SPIEGEL: Welchen Rat geben Sie Ihrer eigenen Partei für den Umgang mit dem Sparpaket?

Stoltenberg: Die Union ist gut beraten, mit dem Vorhaben differenziert umzugehen. Was fragwürdig ist, sollte sie auch beanstanden; auf keinen Fall aber sollte sie alle Einsparungen ablehnen.

INTERVIEW: CHRISTIAN REIERMANN

tagsabstimmungen im Saarland, in Thüringen, Sachsen und Brandenburg. Da hält die SPD für rhetorisch ungelenke Funktionäre Argumentationshilfen und Musterreden bereit. Die Ministerien helfen mit Broschüren.

Die Großoffensive von Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye nach innen und außen ist verständlich: Das Sommerloch steht an, jene verrückte Zeit, in der ungelenke politische Flügelschläge leicht tektonische Beben verursachen können. Die Frage lautet nun: Spielen die Adressaten des Sparplans, die Arbeitnehmer und Studenten, die Arbeitslosen und Rentner, auch mit? Tragen sie die Last geduldig? Ist der Zwang zum Sparen in ihr Bewußtsein gesickert? Oder marschieren die Betroffenen demnächst auf Bonn und Berlin?

Noch ist nichts entschieden, nicht einmal die Frage, ob Gerhard Schröder genügend Kondition und Disziplin hat, seinen einarmigen Handstand länger durchzuhalten. So eindrucksvoll der Kanzler vergangene Woche in Bonn auftrat, erst die Anfänge in Berlin werden zeigen, ob das in Hannover eingeübte System Schröder auch zur Steuerung der drittgrößten Wirtschaftsmacht der Welt taugt.

Denn wie ein Schneckenhaus will Schröder seine vertraute Mannschaft aus dem niedersächsischen Flachland mitnehmen nach Berlin. Beim kurzen Zwischenstopp in Bonn erwiesen sich dort vorgenommene Erweiterungen als nicht sehr hilfreich.

Keiner hat Schröders drei Dutzend Niedersachsen in Bonn in den vergangenen acht Monaten derart irritiert wie Kanzleramtsminister Bodo Hombach. Eifersüchtig notierte die Leine-Gang, daß der Chef dem dicken Nordrhein-Westfalen unge-

wöhnlich schnell sein Ohr gewahrte. Doch Hombach blieb der neue Buddy, wollte wohl auch eine singuläre Erscheinung im Kanzleramt sein, jedenfalls wurde er nicht wirklich aufgenommen von der eingeschworenen Truppe um Schröders Büroleiterin Sigrid Krampitz, Frank-Walter Steinmeier, Heye oder Wirtschaftsstaatssekretär Alfred Tacke, die gemeinsam den zuweilen anstrengend launischen Schröder nun seit nahezu zehn Jahren ertragen. Unter Verzicht auf Freizeit, besser bezahlte Jobs oder Lob haben die „Frogs“ (Friends of Gerd) das Projekt Schröder zu ihrem Lebenswerk gemacht.

Hombach erregte ihr Mißtrauen, weil er allzu besitzergreifend im Wahljahr 1998 am sich anbahnenden Triumph teilhaben wollte. Unvergessen der Wahlsonntag am 1. März in Niedersachsen: Er machte sich auf



Koalitionäre Struck, Schlauch: *Millionenschweres PR-Gewitter*

dem Sofa neben Schröder so breit, daß für keinen anderen mehr Platz war.

Schon zu diesem Zeitpunkt war eigentlich klar, daß die Liaison Schröder/Hombach im Kanzleramt nicht lange gutgehen würde. Franz Beckenbauer benötigte fürs körperlose Spiel ja auch den treuen Rackere Georg „Katsche“ Schwarzenbeck, der für den Chef durch den Matsch grätschte.

Der Generalist und Medienstar Schröder harmoniert am allerbesten mit peniblen, effektiven und wenig irisierenden Malochern vom Schlage Eichels, Riesters oder Scharpings. In Kombination mit anderen Stars jedoch herrscht fortwährender Flausenalarm, mit Lafontaine oder eben mit Hombach.

Die Arrondierung der Machtverhältnisse bedeutet für das alte System Schröder einen sofortigen neuen Härtetest. Taugen die Mechanismen, die zwischen Ostfriesland und Lüneburger Heide leidlich funktionierten, auch am neuen Regierungssitz Berlin?

Mit seinem Vertrauen zeichnet Schröder nur ganz wenige Mitarbeiter aus, und nur die haben wirklich Einfluß, meistens begrenzten. Dazu zählen Heye und Steinmeier, vor allem aber die Kanzlergattin Doris Schröder-Köpf. Die zierliche Blonde drängt sich nicht in den Vordergrund, aber als Minensucherin, Trendforscherin und als eine Art permanente Standleitung zum wirklichen Leben und auch zu wichtigen Presseorganen wirkt sie perfekt. Was immer sie hört und liest, meldet sie ihrem Ehemann. Gemeinsam machen sie Politik daraus.

Nach dem Abschied Hombachs kommt auf Regierungssprecher Heye wieder mehr Arbeit zu. Die Kommunikationsprobleme, die Schröder vergangene Woche noch ein-

mal als Ursache für das miserable Erst-Echo auf die Reformprojekte ausführlich bemängelte, werden ab sofort Heyes Sorge.

Steinmeier bleibt als Hombach-Nachfolger vermutlich im Range eines Staatssekretärs, was den charmanten Nebeneffekt hätte, daß der Posten Hombachs inklusive seiner noch immer halbfertigen neuen Grundsatzabteilung ersatzlos wegfiel, womit auch Schröders Amt den Sparauflagen von Finanzminister Eichel ein Stück näherkäme.

Auch auf Wirtschaftsminister Müller kommt mehr Arbeit zu. Hombach genoß den Ruf, ein Mann der Wirtschaft zu sein. Diese Rolle soll nun der parteilose Minister übernehmen. Daneben tritt die ehemalige EU-Kommissarin Monika Wulf-Mathies, die künftig das Bündnis für Arbeit organisieren soll. Sie hat den Status einer Kanzlerbeauftragten für besondere Aufgaben



Umweltminister Trittin
Zur Nebenfigur degradiert?

und ist zudem für Europapolitik zuständig.

Im Kabinett steht in absehbarer Zeit eine weitere Veränderung an. Franz Müntefering strebt als Generalsekretär in die Parteizentrale; der entsprechende Parteitag, der den Posten erst förmlich schaffen soll, ist für Dezember vorgesehen. Bis dahin wird ein neuer Verkehrsminister gesucht.

Die schwierigste Hombach-Erblast gibt das Kanzleramt ab. Das Außenministerium wird sich von jetzt an mit den verfahrenen Verhandlungen über die Entschädigung für NS-Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg befassen müssen.

Wegen Hombachs Abschiebung ins Kosovo sind auch einige Rollen in Schröders wöchentlicher Polit-Soap neu oder anders zu be-

setzen. „Das ist ja immer wie bei ‚Gute Zeiten – Schlechte Zeiten‘“, hat ein niedersächsischer Parlamentarier festgestellt.

Bisher war Hombach der Maliziöse, Trittin der notorische Bösewicht. Riesters übernahm den Part des tapsigen Onkels, Scharping gab den entsagungsvoll Guten, Eichel den korrekten Nachbarn, Rezzo Schlauch den Hausfreund, und Joschka Fischer gefiel in der Rolle des wendigen Bankers.

Natürlich ist das nur Spiel, doch daß solche Rollenverteilungen dem Bedürfnis der Bürger entgegenkommen, die seltsame, komplizierte Welt der Politik mit den Mitteln des Entertainments zu verstehen, ist den PR-Profis um Schröder geläufig. Um so schwieriger wird es für den Kanzler und seinen Strategen Heye, die Kräfte in Zukunft neu zu bündeln. Bleiben den Grünen künftig alle Verlierer- und Bösewichtrollen? Wie lange läßt sich Trittin vor den Kopf schlagen?

Über die Rolle des strahlenden Helden gibt es vorläufig nicht die geringsten Zweifel. Diesmal hat Schröders Methode des kalkulierten Chaos geklappt: Er läßt möglichst viele Handlungsmöglichkeiten vorbereiten, die er je nach Stimmungslage spontan ins Volk streut. Er läßt den Prozeß laufen, bis er zu entgleiten droht, und spricht dann viele laute Machtworte.

Dabei müssen die Minister jederzeit auf radikale Kurskorrekturen gefaßt sein. Arbeitsminister Riesters etwa muß in der Sommerpause das Kunststück fertigbringen, einerseits die „Zwangsrente“ zu verhindern, sie aber dennoch irgendwie beizubehalten, weil die gesamte Reform die Säule „Kapitaldeckung“ braucht.

Herr über das Verfahren bei der Verabschiedung des Haushalts sind nun, da das Kabinett entschieden hat, ausgerechnet

die Abgeordneten der Koalitionsfraktionen, die Schröder in der vergangenen Woche gleich mehrfach düpierte. Nicht alle sind gleichermaßen von Eichels Sparpaket begeistert, und noch längst sind nicht alle vom Medienkanzler eingeschüchtert.

Der weiß selbst: „Ich glaube zwar, wir sind durch.“ Aber wenn nicht, dann will er weiterkämpfen. „Durststrecken“ kalkuliert Schröder ein. Seine typische Reaktion: „Es zählt ja nicht, daß man das Richtige will, entscheidend ist, daß man es kriegt.“

Schon immer fanden in den ereignisarmen Urlaubswochen Zweifler und Kritiker Beachtung. Das Sommerloch ist ein Hallraum für Unruhestifter. Und Eichels Etat-Entwurf bietet so viele Gründe zum Pro-

ma“, stöhnt der grüne nordrhein-westfälische Bauminister Michael Vesper, „daran erinnern sich die Leute doch.“ Besonders lästig: Die eingeplante Gegenfinanzierung tritt schon im Jahre 2000 in Kraft – die Einkommensgrenzen für die Eigenheimzulage werden gesenkt, Haus- und Wohnungseigentümer können dann Kosten für Renovierungen oder Makler in weit geringerem Umfang bei der Steuer absetzen.

„Wie sollen wir in den Kommunalwahlen bestehen, wenn Bonn beim Wohngeldstreit keinen klaren Kurs hat“, monierte Saarbrückens Oberbürgermeister Hajo Hoffmann (SPD) beim Treffen mit Finanzminister Eichel am vergangenen Freitag. Jede klitzekleine Kommunalwahl entscheidet mit über das innenpolitische Kli-

ma – dann bekämen die Rentner weniger als den Inflationsausgleich.

„Wir haben erst die erste Hürde genommen“, dämpfen Vertraute von Finanzminister Hans Eichel die Erwartungen. „Da steht uns in der Sommerpause noch einiges bevor.“

Der allergrößte Widerstand, das weiß der Bundeskanzler, auch wenn vergangene Woche zunächst alle SPD-Ministerpräsidenten ergeben genickt haben, wird aus den Ländern erwachsen. Schon jetzt sind die Regierungschefs sicher, daß die Bundesregierung den Haushalt auf ihre Kosten saniert.

Ein Beispiel: Beamtenanwärter, die nicht in den Öffentlichen Dienst übernommen

werden, aber auch arbeitslose ehemalige Zeitsoldaten bekommen, weil sie nicht in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt haben, Arbeitslosengeld vom Bund. Eichel will diese Sozialausgaben sparen. Deshalb sind die betroffenen Personen künftig auf Sozialhilfe der Kommunen angewiesen. Mehrkosten für die Länder: eine Milliarde Mark im nächsten Jahr.

Oder: Die Kürzungen beim Wohngeld bestehen nur auf dem Papier. 2,2 Milliarden Mark will Finanzminister Eichel beim sogenannten pauschalierten Wohngeld sparen, das an Sozialhilfe-Empfänger ausgezahlt wird. Doch durch das Bonner Sparpaket wird vorerst kein Mieter weniger Unterstützung bekommen. Nur bezahlen künftig die Kommunen dafür – ihnen bleibt nichts anderes übrig, weil die Ansprüche der Sozialhilfe-Empfänger gesetzlich geregelt sind und durch Schröders Kürzungsaktion nicht verändert werden.

Eine Arbeitsgruppe soll jetzt feststellen, ob die Länderkassen belastet werden und wie sie entlastet werden können. „Der Bund

schuldet den Ländern ohnehin schon fünf Milliarden Mark“, schimpft ein Länder-Vertreter. Tatsächlich tragen die Bundesländer mehr als jene 26 Prozent aller Kindergeldzahlungen, die im Gesetz festgeschrieben sind. Die nun versprochene Erhöhung um 20 Mark ist dabei noch nicht einmal berücksichtigt.

Was also wird am Ende bleiben von Schröders Kraftakt? Alles, alles, alles, alles, alles, sagt der Kanzler gleich fünfmal. Er pumpt sich auf, um Entschlossenheit zu bekräftigen. Aber gleich darauf bricht sich sein Realitätssinn Bahn, der Kanzler feixt – „bis auf ein paar realitätsbedingte Detailbereinigungen, natürlich“.

HORAND KNAUF, JÜRGEN LEINEMANN, HENDRIK MUNSBERG, ELISABETH NIEJAHR, CHRISTIAN REIERMANN, HAJO SCHUMACHER



Ehepaar Schröder*: Standleitung zum wirklichen Leben

test, wie er Haushaltstitel enthält. Nämlich etliche tausend.

Bald wird – zumal in jenen Gegenden, in denen gewählt wird – etlichen Abgeordneten unter den Grünen und Sozialdemokraten aufgehen, was das abstrakte Zahlenwerk für sie bedeutet. Hier kann die Ortsumgehung einer Bundesstraße nicht mehr gebaut werden, dort entfällt der Autobahnanschluß.

Die Wohngeldpläne sind deshalb auch bei Roten und Grünen umstritten: Die im Wahlkampf versprochene Erhöhung kommt erst im Jahr 2001 – zu spät für die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen. „Das war für uns ein Top-Wahlkampf-The-

ma, in dem Schröders Austeritätspolitik stattfindet.

Größeres Ungemach droht auch noch über Riesters Rentenzahlen. So ist keineswegs sicher, daß die Rentner in den kommenden zwei Jahren tatsächlich einen kompletten Inflationsausgleich erhalten. Einkalkuliert sind Preissteigerungen von 0,7 und 1,6 Prozent. Die höhere Ökosteuer könnte jedoch stärker als bisher auf die Preise durchschlagen.

„Wenn die Konjunktur anzieht, ist das wahrscheinlich“, sagt der Darmstädter Rentenexperte und Riester-Berater Bert Rürup. Dann müßte die Regierung entweder mehr zahlen – ein halbes Prozent mehr Rentenerhöhung bedeutet bereits Zusatzkosten von 1,75 Milliarden Mark. Oder es bleibt beim eingeplan-

* Am 20. Juni mit dem Kölner Kardinal Joachim Meisner.

Codename „Herkules“

In Hessen wurde Hans Eichel einst mit Spott überschüttet.

Auch in Bonn hat man ihn zunächst unterschätzt. Ganz unverhofft stieg der Finanzminister zu Schröders Exekutor auf.

Am Tag des großen Sparens ist der Finanzminister selber etwas verschwenderisch. Hans Eichel gönnt sich ein paar Worte zuviel.

25 Minuten referiert er im Saal der Bundespressekonferenz über die „Zinssteuerquote“ und den „Schuldenberg“, über die „mittelfristige Finanzplanung“ und die „Dramatik der Lage“.

Der gelernte Studienrat verschwafelt sich vor 300 Journalisten und 25 Fernsehkameras ins Seminaristische, er findet kein Ende. Hinten im Saal werden die Reporter unruhig, kaum einer schreibt noch mit.

Doch Hans Eichel kostet seinen Triumph aus. Im grauen Anzug, sauber gescheitelt, sitzt er zur Rechten seines Regierungschefs, und der läßt ihn gewähren. Nur ab und zu rollt der Kanzler, fast unmerklich, etwas ungeduldig mit den Augen.

Mittwoch, der 23. Juni 1999 – das ist in Bonn diesmal kein Gerhard-Schröder-Tag, das ist Hans-Eichel-Tag. Der Kanzler bietet zwar die gewohnte Show, den wolkigen Überbau, die Lyrik vom „Programm der Macher gegen die Miesmacher“. Eichel hingegen liefert die Essenz der Politik: harte, nüchterne Zahlen.

30 Milliarden Mark hat Schröders gewissenhafter Exekutor, so staunt die „Bild“-Zeitung, „wegrasiert“. Und keiner hat es dem Buchhaltertyp aus Hessen wirklich zugetraut. In Bonn wurde er unterschätzt, wie so oft in seinem Leben. Und wie so oft gereichte ihm das zum Vorteil.

„Über den Hans Eichel“, sagt an diesem Mittwoch einer, der es wissen muß, „werden sich noch viele wundern.“ Walter Lehmann, 78, war Eichels Klassenlehrer in Kassel, er unterrichtete den Pennäler Hans in Geschichte und Latein, Gemeinschafts- und Sozialkunde. Und er hält ihn für „den besten Schüler, den ich je hatte“. Einer, der Einsen oder Zweien bekam, durch schnelle Auffassungsgabe glänzte – und nur auf dem Fußballplatz hinterherlief.

Dennoch versauerte Eichel nicht als einsamer Klassenprimus. Seine Mitschüler kürten ihn zum Schulsprecher. Dafür ließ er sie bei den Klassenarbeiten abspicken. Lehrer Lehmann sagt: „Der Hans war nie das Hänschen. Wer das denkt, liegt falsch.“

Bescheiden und zurückhaltend wirkt der Muster Schüler noch heute. Der korrekte Hesse steht eben nicht für Kaschmir und Cohiba, sondern für kleinkarierte Sakkos aus dem Warenhaus. Er verkörpere, sagen Kabinettskollegen, genau das, was der Wähler sich unter einem Finanzminister vorstelle: Ehrlichkeit, Gründlichkeit. Dem können die Leute „ihr Geld anvertrauen“, sagt SPD-Fraktionschef Peter Struck. Denn Eichel demonstriert stets Volksnähe, so etwa auch im vorigen Sommer als Feuerspucker auf einem hessischen Volksfest.



Sparkommissar Eichel

Beim Gezerre um den Etat profitiert der neue Finanzminister von einer Stärke, die er selbst „Beharrlichkeit bis zur Penetranz“ nennt. Verbissen versucht Eichel durchzusetzen, was er für richtig und nötig hält. Er ist ein Perfektionist, der sich weder durch Sturheit noch durch Weinerlichkeit seiner Kabinettskollegen erweichen läßt.

Rudolf Scharping bekam das wie kein anderer zu spüren. Anfangs tönnten die Büchsenpanzer des Verteidigungsministers noch: „Wir geben nichts.“ Doch immer wieder zitierte Eichel den Kollegen ins Finanzministerium. Am entscheidenden Spar-Sonntag mußte Scharping dreimal in den „Beichtstuhl“: um 9 Uhr, um 16 Uhr und um 19 Uhr. Dann war er weichgekocht.

Auch mit Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiecek-Zeul kannte Eichel keine Pardon. Als Vorsitzende des linken Bezirks Hessen Süd verhalf sie dem Kasseler Oberbürgermeister 1990 noch zur Spitzenkandidatur – der linke Eichel sollte einen rechten SPD-Mann verhindern, driftete aber als Ministerpräsident in die Mitte ab. Die rote Heidi habe das nie verziehen, heißt es in Bonn.

Und jetzt jagt Eichel sie auch noch mit einer Rotstift-Politik, die manchen Ge-



Ministerpräsident Eichel*: „Red Adair des Bonner Schulden-Desasters“

* 1998 als Feuerspucker auf einem hessischen Volksfest.

nossen fast schon neoliberal erscheint.

Doch seine Unnachgiebigkeit bringt dem Sozialdemokraten mehr positive Schlagzeilen ein als je zuvor. Die „Woche“ feiert ihn als „Red Adair des Schulden-Desasters“. Und in den Popularitätsumfragen liegt er, zumal als Finanzminister, erstaunlich weit vorn.

Welch wohlthuende Wendung für einen, der immer um Anerkennung ringen mußte. Noch in seinen ersten Jahren als Ministerpräsident von Hessen wurde Eichel mit Spott überschüttet, etwa als „bebrillte Büroklammer“. Der Frankfurter Joschka Fischer kriegte sich kaum noch ein über den seltsamen Sozi.

Dabei wäre Eichel schon damals viel lieber der „Herkules“ gewesen. So lautete sein Codename, wenn die Personenschützer der Polizei ihn durch Hessen begleiteten – eine Anspielung auf die mächtige Herkules-Statue, die oberhalb seiner Heimatstadt Kassel thront.

So unscheinbar der Aktenmann Eichel auch wirken mag, so vergleichsweise merkwürdig ist seine politische Entwicklung. Ganz am Anfang nämlich, da fieberte der Schüler Hans noch mit Adenauer. Als Quintaner hielt er eine flammende Wahlrede für die CDU, weil die Genossen in Kassel gegen den Wiederaufbau des wilhelminischen Staatstheaters waren. Eichel: „Die Sozen hatten halt keinen Sinn für Tradition.“

Doch schon zum Abitur zog es Eichel nach ganz links. Als Student lauschte er den Vorlesungen des marxistischen Hochschullehrers Wolfgang Abendroth, und später, nachdem er mit 33 Jahren zum jüngsten Oberbürgermeister einer deutschen Großstadt gewählt wurde, erklärte er Kassel zur atomwaffenfreien Zone.

Lange hat es gedauert, bis aus der linken Lokalkraft ein selbstbewußter Bundespolitiker wurde. Seine erste Amtsperiode als Ministerpräsident sieht er noch als „verlorene Zeit“ an. Da häuften sich die Affären, etwa um die Renovierung seiner Dienstvilla oder den Lotto-Skandal. Hinter den Kulissen bastelten Genossen an Putschplänen: „Der kann's nicht.“

Erst nach der Wiederwahl 1995 schwamm Eichel sich frei. Da wurde aus dem unsicheren Ministerpräsidenten ein souveräner Landesvater, der mit Edmund Stoiber darum stritt, wer das wirtschaftlich stärkste Bundesland regiert.

Eichel entdeckte seine Liebe zum Geld.

Er förderte den Finanzplatz Frankfurt und die hessische Wirtschaft, er pflegte Bekanntschaften mit Bossen wie Hilmar Kop-



Ballgast Eichel, Ehefrau Karin*: Brutale Wende

per von der Deutschen Bank, Martin Kohlhassen von der Commerzbank oder Jürgen Dormann von Hoechst. Die späte Nähe zur Wirtschaft schlägt sich nun, wenn er die Firmen mit niedrigeren Steuerlasten beglückt, in seiner Finanzpolitik nieder.

Am liebsten wäre Eichel noch lange in Wiesbaden geblieben. Doch dann wurde er wegen der von der Bonner Regierung versiebten Debatte um die Staatsbürgerschaft abgewählt und verdrückte sogar ein paar

Um 16.15 Uhr rief der Kanzler an: „Hans, du mußt sofort kommen“

Tränen. „Das habt ihr mir eingebrockt“, machte er Lafontaine am Telefon klar. Kanzler und SPD-Parteichef seien nun in der Pflicht, für ihn zu sorgen. Auf Frührentner-Dasein habe er „noch keine Lust“.

Das war am Morgen des 11. März, ein Donnerstag. Nachmittags gegen halb vier reichte Lafontaine seinen Rücktritt ein, um 16.15 Uhr rief der Kanzler an: „Hans, du mußt sofort kommen.“ Heute sagt Eichel grinsend: „Daß der Oskar es so wörtlich meint, konnte ich ja auch nicht ahnen.“

Endlich hat er nun das Amt, das seinem Naturell so gut entspricht, auch wenn er die

plötzliche Bürde zunächst als „Schocktherapie“ empfand. Im Schnellkurs bereitete Eichel sich auf seine neue Aufgabe vor. Und er setzte dabei ganz andere Prioritäten als sein Vorgänger. Sosehr Lafontaine sich in der Rolle des Weltverbesserers gefiel, sosehr stürzte Eichel sich aufs Handwerk: Haushalt und Steuern. Oskars geliebte Makroökonomie ließ er links liegen. Der Streit zwischen Nachfrage- und Angebotspolitikern, sagt Eichel leicht abfällig, „findet doch im Wolkenkuckucksheim statt“.

Auch sonst hält der Neue von ökonomischen Ideologien recht wenig. Der Mäppchen-Mann spart aus schlichter Notwendigkeit – und keineswegs, weil er sich als visionärer Wegbereiter einer „Angebotspolitik von links“ sieht.

Gleichwohl ist die Wende, die der neue Kassenwart vollzieht, brutal. Lafontaine hatte den Genossen noch das wohlige Gefühl vermittelt, daß genug Geld für soziale Wohltaten vorhanden sei – nun klingt das bei Eichel anders: „Deutschland ist, finanziell betrachtet, ein Sanierungsfall.“

Es ist aber nicht allein der Inhalt, es ist vor allem der Stil, der sich im Ministerium an der Graurheindorfer Straße geändert hat. Eichel, erzählen Mitarbeiter, brause nicht so auf wie sein Vorgänger, er trage seine Ideen ruhig vor; der Hesse sei auch kein Morgenmuffel wie Theo Waigel.

Richtig wohlthuend sei es auch, berichten Ministeriale, daß der neue Minister Vorlagen tatsächlich lese. Eichel ist ein Aktenfresser, selbst tief in der Nacht saugt er in seiner Kammer in der nordrhein-westfälischen Landesvertretung noch Zahlen auf und hat am nächsten Tag alles parat. Der neue Hausherr gibt den Lernenden, nicht den Belehrenden. Lafontaine dagegen galt als „beratungsresistent“.

Pluspunkte sammelte der neue Hausherr zudem durch seine beiden wichtigsten Personalentscheidungen. So machte er mit Caio Koch-Weser, einst Vizepräsident der Weltbank, und Heribert Zitzelsberger, bisher Steuerabteilungsleiter des Bayer-Konzerns, zwei renommierte Quereinsteiger zu Staatssekretären. Vor allem Zitzelsberger genießt beim Kanzler höchstes Ansehen. Lafontaines Vertraute Claus Noé und Heiner Flassbeck wurden gleich geschafft. Eichel: „Der eine hatte das ganze Ministerium gegen sich aufgebracht, der andere den Rest der Welt.“

Die erste Bewährungsprobe hat Eichel überstanden: Der Haushalt ist geschnürt – doch die Lobbyisten und die eigenen Leute werden versuchen, das Gesamtkunstwerk zu zerstören. Hier ein paar Kratzer, dort ein paar neue Farbtupfer – wenn der Bundesrat im Dezember endgültig entscheidet, könnte alles anders aussehen.

Am Ende des Gezerres, ahnt der Sparkommissar, kann er auch schnell der Buhmann sein. „In den nächsten Wochen“, fürchtet Eichel, „wird das alles noch ganz wunderlich werden.“

ULRICH SCHÄFER

* Auf dem Bundespresseball in Bonn 1997.

Alte Schätzchen

Volkswagen hat sich durchgesetzt: Der Kanzler verhinderte, daß die Hersteller, wie von Brüssel geplant, Altfahrzeuge zurücknehmen müssen.



Vertraute Schröder, Piëch
„Blanke Katastrophe“

Selbst in wichtigen Sitzungen ließ Ferdinand Piëch am vergangenen Donnerstag, ganz gegen seine Gewohnheit, das Handy eingeschaltet: Der VW-Chef wartete auf einen Anruf aus Brüssel.

So erreichte ihn die erlösende Nachricht auf direktem Weg. Ausgerechnet der Grüne Jürgen Trittin hatte auf Weisung des Kanzlers Piëchs Wünsche durchgesetzt und beim Umweltministerrat in Luxemburg eine Öko-Blockadefront organisiert.

Mit Unterstützung von Briten und Spaniern verhinderte der Chef des Bonner Umweltressorts die seit langem geplante Verabschiedung der europäischen Altfahrerichtlinie. Die schreibt den Fahrzeugherstellern von 2003 an die Rücknahme ihrer Wagen und umweltschonendes Recycling vor.

Empört verfolgte ganz Europa den Bremsweg der Deutschen. „Noch nie zuvor“, zürnte Umweltkommissarin Ritt Bjerregaard, habe sie „so etwas erlebt“.

Es war VW-Chef Ferdinand Piëch, der Gerhard Schröder, seinen langjährigen Vertrauten aus Niedersachsen, lenkte. Bestens versorgt mit Horrorzahlen, fürchtete der Kanzler „erhebliche Folgen“ für die Gewinne der heimischen Autoproduzenten. 83,5 Millionen Fahrzeuge deutscher Hersteller bevölkern derzeit Europas Straßen, klagten die Konzerne von Wolfsburg bis München. Auf ihre Kosten müsse die Schrottlawine recycelt werden, wenn die Brüsseler Richtlinie komme.

Der Kanzler hatte verstanden: Durch die Rücknahme der „alten Schätzchen“ drohe branchenweit ein „Rückstellungsbedarf von 15 bis 20 Milliarden Mark“, das sei eine „blanke Katastrophe“ für die Konzernbilanzen, mahnte Schröder.

Allein VW, so die Konzernrechnung, müßte drei Jahresgewinne vor Steuern für die Schrottbeseitigung zurückstellen – und zwar gemessen „am besten Jahresgewinn, den wir je hatten“.

Schon im März mußte Trittin deshalb die Verabschiedung der Richtlinie von der Tagesordnung streichen lassen. Ein Brandbrief Piëchs hatte den Kanzler alarmiert.

Vor zwei Wochen jedoch informierte der grüne Umweltminister seine Euro-Kollegen: Bonn habe nicht vor, die Entscheidung erneut zu vertragen oder den Richtlinienentwurf zu ändern.

„Diese Uneinsichtigkeit“, so Piëch-Vertraute, habe den Konzernchef in Rage gebracht. „Keinerlei Kompromißbereitschaft“ habe Trittin gezeigt. Empört ließ sich der VW-Lenker zu Schröder durchstellen.

Vorvergangene Woche wäre der Umweltminister beinahe gefallen. „Entweder der nimmt das zurück, oder er fliegt“, tobte Schröder. Trittin beugte sich.

Sicherheitshalber nutzte Piëch weitere Kanäle. In der Volkswagen-Zentrale herrschte Kampfstimmung. „Wir sind dabei, andere Länder rauszubrechen“, beschrieb ein Mitarbeiter das Vorgehen. So gerieten Spanien und Portugal, wo der Konzern Zweigwerke betreibt, ins Visier der VW-Strategen.

Aber mit Spaniern und Portugiesen allein, das wußten die Volkswagen-Strategen, würden die Deutschen wenig erreichen. Die drei Nationen verfügen bei EU-Abstimmungen über 23 Stimmen, für eine Sperrminorität sind 26 nötig. Fest stand:

Autorecycling (in Bitterfeld): Durchaus kein reines Minusgeschäft



Ohne eines der wichtigen Autoländer Großbritannien, Italien oder Frankreich – jedes hat, wie die Deutschen, zehn Stimmen – wäre keine Blockade möglich.

Daß die Kampflust der deutschen Autobauer so plötzlich erwachte, ist erstaunlich. Bereits im Juli 1997 verabschiedete die Kommission ihren Richtlinien-Vorschlag. Seither ist klar, daß die Hersteller alle Altautos ihres Fabrikats zurücknehmen, zumindest aber die Kosten für die Entsorgung tragen sollen.

Dabei ist Fahrzeugrecycling kein reines Minusgeschäft. Knapp 50 Prozent aller Altfahrzeuge werden in Deutschland, so ergab eine Branchenumfrage, nehmen die alten Schätzchen kostenlos ab.

Doch die Fahrzeugindustrie kalkuliert anders: Knapp 350 Mark kostet danach die Entsorgung eines Autos – entsprechend teurer würden Neufahrzeuge werden.

Selbstverständlich protestierten auch Fiat, Peugeot und Renault, Rover und Vauxhall gegen die Richtlinie – aber weniger lautstark als die Deutschen. Sie hofften wohl, daß die größte Automobilnation Europas auch ihre Interessen durchsetzt.

Tatsächlich sondierte der mächtige Ausschuß der Ständigen Vertreter bei einem „Arbeitsessen“ am 16. Juni in Brüssel, wie die Regelung doch noch zu kippen sei.

Die Franzosen, so kabelten Bonns Emis-säre hernach in die Heimat, versprächen Unterstützung – falls die Deutschen behilflich wären, bei der anstehenden Liberalisierung der staatlichen Eisenbahnen Sand ins Brüsseler Getriebe zu streuen.

Großbritannien, Heimat der Auktionshäuser Christie's und Sotheby's, versprach ebenfalls Nachbarschaftshilfe – wenn auch Bonn bereit sei, für den Kunsthandel lästiges EU-Recht abzuwehren. Sogar Belgien war Allianzen gegenüber durchaus aufgeschlossen. Einzige Bedingung: Bonn müsse helfen, eine Entscheidung über die „politisch sensible Schokoladen-Richtlinie“ zu vertragen.

HENDRIK MUNSBURG

CDU

Frische Kraft

Jung, redegewandt, medientauglich: Der Finanzexperte Friedrich Merz ist der Nachwuchsstar der Union. Er soll bei der neuen Mitte punkten.

Der junge Mann brauchte keine fünf Minuten, um den Kanzler auf die Palme zu bringen. Dem damaligen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder, so trompetete Friedrich Merz am vergangenen Donnerstag im Bundestag, sei die deutsche Einheit keine niedersächsische Steuermark wert gewesen.

Der Kanzler, der im Plenum oft und demonstrativ Desinteresse erkennen läßt, merkte plötzlich auf, verlor die Contenance und zeigte dem geschickt polemisierenden Redner einen Vogel. Die Geste gefällt dem jungen Mann, denn inner-

Fraktionschef Wolfgang Schäuble hatte ihn mit Bedacht als Spitzenredner der Opposition gegen Finanzminister Hans Eichel aufgestellt, denn Merz bricht das bekannte Bild von der CDU. Er repräsentiert einen Politikertypus, den es in der Union selten gibt: jung, wirtschafts- und finanzpolitisch versiert, redegewandt und medientauglich. Er ist fest verankert im konservativen Wertekorsett und weiß dennoch, was zur Zeit im Kino läuft.

Weil derlei frische Kräfte rar sind, hat die CDU-Spitze ihn zügig zum neuen Jungstar aufgebaut. Schäubles Vize in der Fraktion soll bei der hart umkämpften neuen Mitte punkten, jener sprunghaften Klientel, die nicht Parteiprogramme, sondern Personen wählt.

Merz steht für konservativen Mainstream, nicht aber für den Muff der Siebziger-Jahre-CDU. Anders als die jungen Wilden wie Norbert Röttgen oder Peter Altmaier gilt er in gesellschaftspolitischen Fragen als Rechtskonservativer.

In der Abtreibungsdebatte zählte er 1995 zu jenen 145 Abgeordneten, die ge-

steht er sich besser als mit den Funktionäriern der SPD. Der grüne Haushälter Oswald Metzger schätzt Merz in Finanzfragen als „kompetenten Kollegen und Kommunikator“.

Auch Hierarchien kümmern den Familienvater mit der hohen Stirn nicht viel. Beherzt legte er sich mit seinem einstigen Kanzler an, auch deswegen, weil er sich Kohls einseitiges Duzen verbat.

Schnell wurde Schäuble auf die talentierte Nachwuchskraft aufmerksam, die ihre Karriere in Europa begonnen hatte. 1989, mit 33 Jahren, zog Merz als jüngster Abgeordneter ins Europaparlament ein; fünf Jahre später errang er im Hochsauerland ein Direktmandat für den Bundestag.

Dort stieß er in ein Vakuum: Da war die alte Kohl-CDU, da waren Schäubles Mannen – und alle warteten wie gewohnt auf Befehle. Merz arbeitete sich in Windeseile in die Steuerpolitik ein und umgibt sich seither mit der Aura des Experten.

Sein politisches Vorbild ist der frühere Finanzminister Gerhard Stoltenberg, bei dem Merz sich häufig Rat holt. Kühl ist dagegen das Verhältnis zu Theo Waigel und Teilen der CSU, die ihre Hoheit über die Finanzpolitik durch Merz bedroht sehen.

Weil die CDU nach neuen Figuren giert, wird Merz schon jetzt mit seinem Mentor Schäuble verglichen. Daran stimmt, daß beide Juristen und präzise Analytiker sind, die Schwafelei verabscheuen. Während Schäuble häufig grüblerisch und introvertiert wirkt, strahlt der schlaksige, 1,98 Meter große Merz Frohsinn und Offenheit aus.

Der Sohn aus katholischem Bürgerhaushalt galt in seinem Heimatort Brilon als Lehrerschreck, und in der zehnten Klasse blieb er sogar sitzen. Heute joggt er und spielt Klarinette. Unbekümmert steht er für jede Kamera parat, versieht seine Reden mit TV-kompatiblen Frechheiten und beherrscht das Rollenspiel: Mal gibt er den arglosen Lausbuben, dann wieder den grundsoliden CDU-Finanzier.

Bei seiner demonstrativen Leichtigkeit weiß Merz genau, daß seine eigene Partei mit ihren Konzepten noch nicht wieder konkurrenzfähig ist. Mit der Blümschen Rentenreform „stehen wir erst am Anfang“, und ohnehin müsse man „das eine oder andere verbessern“.

Eine erste Marke setzte Schäubles Geheimwaffe vor vier Wochen mit seinem Papier „Steuern 21“, einer Weiterentwicklung der Petersberger Beschlüsse. Darin propagiert er mehr Einnahmen durch kräftige Steuersenkungen.

Soviel Glück soll schon in drei Jahren über die Deutschen kommen. „Ich will spätestens 2002 mit einer guten Mannschaft in die Regierung.“ Als Finanzminister? Merz grinst: „Als was denn sonst?“

TINA HILDEBRANDT



Christdemokraten Merz, Kohl: Konservativer Mainstream

halb des Bonner Politikkosmos bedeutet sie so etwas wie einen Ritterschlag, um den mancher Oppositioneller oft und vergeblich gegen den Regierungschef anstänkert.

Schröder hat den Lulatsch wahrgenommen und ihm Respekt erwiesen. Der CDU-Abgeordnete Merz, 43, hat insofern in der Debatte um die Reformen der Regierung seine Aufgabe erfüllt.

gen den Regierungskompromiß stimmten, die Staatsangehörigkeitsreform lehnte er strikt ab, und daß „18jährige in der Regel nach Jugendstrafrecht verurteilt“ werden, hält er für völlig falsch: „Man kann nicht jemandem das Wahlrecht geben und ihn dann wieder als Teenie behandeln.“

Zugleich ist der Sauerländer undogmatisch. Mit Grünen wie Cem Özdemir ver-



A. ZWEIFGARTH

Sozialdemokrat Rau auf dem Stuttgarter Kirchentag: „Wir haben genug Zeichen des Aufbruchs“

BUNDESPRÄSIDENT

„Den kennen wir doch“

Johannes Rau versteht sich als eine Art Leuchtturm für die Bürger, der aus der Vergangenheit in die unsichere Gegenwart hereinragt. An diesem Donnerstag tritt er sein Amt an, in dem er wie gewohnt versöhnen statt spalten will.

Die Christenmenschen in Stuttgart wollten endlich anfangen, aber das Gedränge vor der Bühne ließ nicht nach. Bücher wurden dem Star zum Signieren gereicht, Programmhefte, Liedertexte, Fotos. Teenies rangelten mit Rentnerinnen.

Vergebens versuchten am vorvergangenen Wochenende die Veranstalter einer Podiumsdiskussion auf dem Kirchentag den Auflauf zu zerstreuen. „Johannes Rau ist doch noch länger da. Und er ist ja auch noch gar nicht Bundespräsident.“

Na und? Johannes Rau war schon immer da. Und als Bundespräsident gab er sich längst, bevor er Pfingsten im Berliner Reichstag gewählt wurde. Ob noch „Bruder Johannes“ oder schon „Heinemann in Fröhlich“, wie er sich im neuen Amt sieht – Rau bleibt Rau, ein verlässliches Stück politischer Grundausstattung der Bundesrepublik Deutschland. Die Leute mögen ihn.

Am Donnerstag dieser Woche wird Johannes Rau in Bonn als Nachfolger von Roman Herzog vereidigt. Jeder weiß, daß er dann aussieht wie ein immerwährender Staatsdiener, zeitlos gestrigt: dunkler Anzug, Verdienstkreuz im Revers, korrekt von den Schuhen bis zur Krawatte. Seine Rede mag locker sein, der Binderknoten nie.

Der älteste Präsident der Bundesrepublik bei Amtsantritt ist Johannes Rau mit

68 Jahren nicht, das war sein politischer Ziehvater Gustav Heinemann, gewählt 1969 mit knapp 70. Gleichwohl ist gegen seine Kandidatur angeführt worden, daß er ein Mann von gestern sei, eine Art Dinosaurier der verflornten Bonner Republik und des ausgehenden Jahrtausends. Rau wendet den Vorwurf ins Positive. „Wir haben genug Zeichen des Aufbruchs“, sagt er.

Gibt es nicht, fragt er, Veränderungen in der Gesellschaft, die den Leuten zu weit gehen? Die sie nicht verstehen? Die Diskussion um den Abbau des Sozialstaats beispielsweise. „Ich kann die zwar verstehen, aber zu weit geht mir manches auch.“

In dieser Situation sieht sich Johannes Rau als eine Art Leuchtturm der guten alten Zeit. Wenn die Menschen, verstört über den unablässigen Wandel, der derzeit über sie hereinbricht, hilfeschend nach Vertrauen um sich blicken, dann soll – so hätte er es gern – ihr Blick getröstet am neuen Präsidenten hängenbleiben: „Guck mal, den kennen wir doch.“

Freilich – ganz so sicher wie früher ist sich Johannes Rau inzwischen nicht mehr. Denn nach über vier Jahrzehnten relativ wohlmeinender öffentlicher Lobpreisungen des Wuppertaler Frohlockers und Stimmenfängers war er vor der Kandidatur plötzlich auf Ablehnung gestoßen. Nach seinem widerstrebenden Ausscheiden aus

dem Amt des Ministerpräsidenten in Düsseldorf erfuhren die Deutschen auf einmal in üppiger Fülle, was Johannes Rau alles nicht ist: weder jung noch gesund, kein Ossi und keine Frau; nicht mal kein Sozialdemokrat.

Rau trägt schwer an diesen Kränkungen. Empfindlich war er von jeher. In seiner Öffentlichkeitsroutine zitterte immer ein Unterton von Nervosität und Anspannung mit. Es war, als müsse der Autodidakt Rau noch nach 47 Jahren in der Politik beweisen, daß er das kann, was er macht.

Daß man ihn jetzt mit Jelzin verglich, ihn schlaff und machtgerig nannte, brachte ihn an den Rand des Verzichts. Mußte er das haben? Es ist seine Frau Christina, 42, gewesen, die ihm den Rücken stärkte, als es „knüppeldick“ kam – jetzt gerade. An Angeboten für andere Aufgaben habe es nicht gefehlt, sagt der designierte Präsident heute, „ich hätte richtig Geld verdient“.

Fünf Jahre zuvor hatte er, nachdem er Roman Herzog unterlegen war, in seiner Enttäuschung das Wort vom „Lebensraum“ in die Welt gebracht, das ihn jetzt einholte. Er hätte das Amt gern gehabt, gestand er damals den Wahlleuten der SPD. Die Beharrlichkeit, mit der Rau an diesem Traum festhielt, schien ihn in einen Anspruch zu verwandeln. Werden Staatsämter als Prämien vergeben?

Nun gab es gewiß gute Gründe, sich eine Frau, einen Jüngeren oder jemanden aus den ostdeutschen Ländern als ersten Präsidenten der Berliner Republik zu wünschen – eine Figur, die jenen Ruck symbolisiert, den sein Vorgänger Herzog in der deutschen Gesellschaft vermißt hat. Auch hat Johannes Rau mit seinen Behauptungen, er habe „keinen Ehrgeiz, nie gehabt“, seinem Anliegen gewiß nicht genutzt.

Andererseits mußte ihm mancher Einwand wohl zu Recht ziemlich heuchlerisch erscheinen. Hatte nicht Richard von Weizsäcker genauso hartnäckig um das Amt gekämpft wie er? Waren etwa Heinrich Lübke, Walter Scheel oder Karl Carstens nicht auch nach kungeligen Fraktionsabsprachen Präsidenten geworden?

Vom Amt des Bundespräsidenten, hat der Bonner Historiker Hans-Peter Schwarz unlängst gesagt, erwarte das Volk nicht nur eine Art „Seelenführung“, sondern auch die „Versöhnung mit dem Mittelmaß“ der politischen Klasse. Das aber habe zur Voraussetzung, gibt Johannes Rau zu bedenken, daß die Öffentlichkeit aufhöre, die Politiker persönlich mit ihrer Arbeit gleichzusetzen. „Erst wird den Politikern die Aufgabe zugewiesen, die Kanalisation des Gemeinwesens sauberzuhalten. Und wenn sie dann von diesem Job zurückkommen, heißt es: Ihr stinkt ja so.“

Tatsächlich ist wohl in 50 Jahren Nachkriegsrepublik keiner besser vorbereitet Präsident geworden. Als Rau sich vor zwei Wochen mit seiner 701. Rede aus dem Düsseldorfer Landtag verabschiedete, hätte er allein mit der Aufzählung seiner ehemaligen Ämter die Redezeit bestreiten können: Oberbürgermeister von Wuppertal, Landtagsabgeordneter seit 1958, Fraktionsvorsitzender, Minister und 20 Jahre lang Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, dazu SPD-Kanzlerkandidat, stellvertretender Parteivorsitzender und vieles mehr.

Was diese Biographie für seine künftige Arbeit bedeutet, wurde deutlich, als er in Stuttgart als Zeitzeuge über den evangelischen Theologen und Professor Ernst Lange berichtete, einen verehrten Freund und früheren Weggefährten in Kirche und SPD. Im Radio hatte Rau 1955 gehört, wie der nur vier Jahre ältere Lange in der Paulskirche neben den Berühmtheiten Martin Niemöller und Gustav Heinemann gegen die Wiederbewaffnung der Nachkriegsrepublik wetterte – mit einer Begründung, die auch für ihn gilt: „Wir tragen die Spuren des letzten Krieges in unseren Herzen.“

Dieser Krieg, zu dessen Ausbruch vor 60 Jahren Johannes Rau am 1. September als Staatsoberhaupt des geeinten Deutschland auf der Westerplatte in Danzig reden soll, wo damals der deutsche Angriff auf

Polen begann, ist für zwei Drittel aller Bundesbürger ferne Geschichte. Für Rau ist diese Geschichte Erinnerung. Und wie kaum ein zweiter vermag er sie im Gespräch mit Leben zu erfüllen. Johannes Rau – das ist deutsche Nachkriegsgeschichte in Anekdoten.

Immer wieder ist er in den vergangenen Wochen gefragt worden, welche großen Reden er denn plane. An Einladungen fehlt es so wenig wie an historischen Anlässen. Aber stets hat er abgewiegelt: Er wolle mehr „bei den Menschen sein“ als Reden halten. Und ob die groß würden und im Gedächtnis blieben, entscheide sich ohnehin erst hinterher. „Reden ist wichtig. Ich bin aber noch mehr ein Mann des Gesprächs.“

Johannes Rau ist ein dialogischer Mensch. Das prägt seinen politischen und persönlichen Stil, macht ihn zu einer unverwechselbaren Figur. Mit Menschen redend, nimmt er Information auf und verarbeitet sie. Im Dialog trifft er Entscheidungen. Durch Rede und Gegenrede gewinnt er die Menschen für sich, lädt sie zur emotionalen Identifikation ein.

Seine legendäre Erzählgabe ist bis heute ungebrochen. Wo immer Rau erscheint – auf dem Weimarer Marktplatz oder in

Botschaften unter die Leute zu bringen: 60 Jahre Zweiter Weltkrieg, 80 Jahre Weimarer Verfassung, 250 Jahre Johann Wolfgang von Goethe, 1200 Jahre Kaiserdom in Aachen: Johannes Rau hat alle Daten im Kopf. Sind die Anlässe zukunftsorientiert? Kann man aus der Geschichte für das nächste Jahrhundert lernen?

Johannes Rau, der unermüdliche Versöhner und Brückenbauer, ist ein Routinier der symbolischen Ausdeutung von Begebenheiten. Daß er sich in der letzten Sitzungswoche des Deutschen Bundestages in Bonn verteidigen läßt, um am nächsten Tag in Berlin seine Amtsgeschäfte aufzunehmen, ist Versöhnungskalkül, versteht sich.

Auch daß er sich schon tags darauf in Jüterborg zum „Brandenburg-Tag“ angemeldet hat, ist wohlüberlegt. Denn natürlich betrachtet Rau die Verbesserung des Klimas zwischen Ost und West als eine seiner zentralen Aufgaben. Er sieht die Dinge so: Zehn Jahre nach dem Fall der Mauer gibt es zu viel östliches Selbstmitleid, zu viel westliche Herablassung und zu wenig gegenseitigen Respekt. Was dagegen am wenigsten hilft, glaubt der neue Präsident, sind feierliche Beschwörungen der Einheit.

Also wird er zuhören und erzählen. Die Botschaft, die er für die Ostdeutschen hat, ist dieselbe, die der Ministerpräsident und SPD-Präsident seit Jahrzehnten unter den Westdeutschen und die der „Bruder Johannes“ im Christenvolk verbreitet: „Wir brauchen die ausgestreckte Hand als Signal, nicht den Ellenbogen.“

Das ist es, was er von einer „Berliner Republik“ befürchtet, die sich allzu deutlich löste von den Werten, mit denen die alte Bundesrepublik gedieh, die er nicht die „Bonner Republik“ nennen mag: die Übertragung der Marktpinzipien auf alle Lebensbereiche.

Um das deutlich zu machen, hat er sich in seiner Dankesrede nach der Wahl im Reichstag für seine Verhältnisse geradezu drastisch ausgedrückt, indem er auf den Text des Grundgesetzes pochte. Das Echo gab ihm recht. Zwar erhielt er mehrere tausend zustimmende Briefe, aber auch eine Reihe überaus erregter und empörter Schreiben.

Nicht nur sein Hinweis, daß vom Grundgesetz die Würde des Menschen allgemein und nicht die des deutschen Menschen im besonderen geschützt werde, stieß auf Ablehnung. Befremdet hat manchen Mitbürger auch der Hinweis auf das Verfassungsgebot, daß „Eigentum verpflichtet“ – diese Art Sozialklimbim hätten wir doch nun mit der DDR erledigt.

Und der achte Bundespräsident sagt dazu halb amüsiert, halb befremdet: „Die denken, ich wollte den Sozialismus wiederbeleben.“

JÜRGEN LEINEMANN



Rau, Mentor Heinemann (1971): „Bei den Menschen sein“

Berlin Unter den Linden, auf Kirchen- oder Parteitagen –, bilden sich Kreise um ihn. Er saugt Menschen an. Anekdoten und Witze, Sottisen und Epistel sind die Angeln, mit denen der „Menschenfischer“ Rau Beute macht. Früher fing er Wähler, jetzt Bürger.

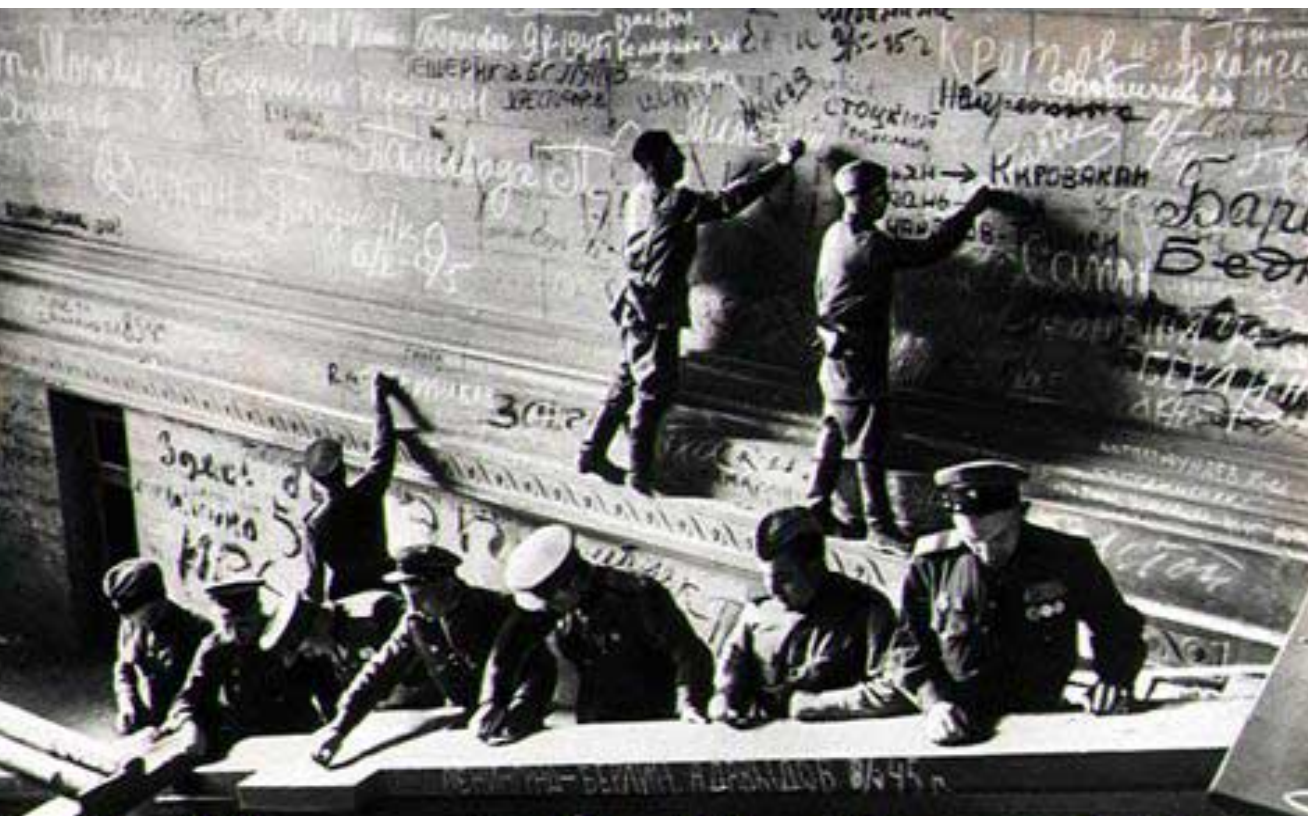
Für einen Bundespräsidenten ist diese Fähigkeit ideal. Moderator muß er sein, andere Machtmittel als „die Kraft der Worte“ stehen Johannes Rau nicht zur Verfügung, die freilich reichlich.

Wie alle Präsidenten wird sich auch Johannes Rau am Geländer der Gedenktage entlanghangeln, um seine symbolischen

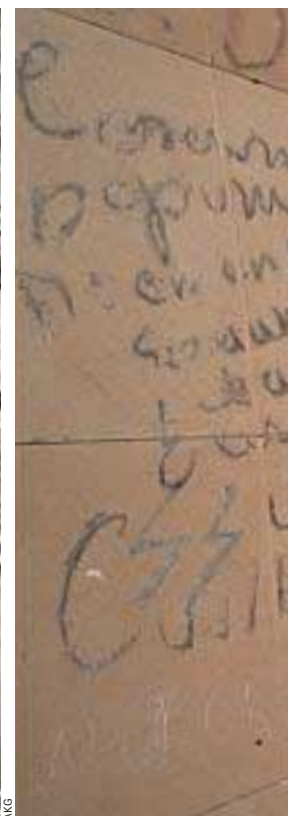
REICHSTAG

Schweinkram mit blauer Kreide

Was bedeuten die Graffiti, die von Rotarmisten 1945 auf die Wände des Reichstags gekritzelt wurden? Daß einige Sprüche jetzt im restaurierten Parlament zu sehen sind, erregt Unions- und Grünen-Abgeordnete gleichermaßen.



Sowjetsoldaten beim Beschriften des Reichstags 1945: „Wir waren in der Höhle Hitlers“



Konservierte Sprüche

Wolfgang Thierse war erst kurz Bundestagspräsident, als er den Botschafter der Russischen Föderation zum gemeinsamen Rundgang durch den Reichstag bat. Mit Sergej Borissowitsch Krylow begutachtete er die Sprüche, die Soldaten und Offiziere der ruhmreichen Sowjetarmee an den Wänden, in den Treppenhäusern und Korridoren hinterließen. Am 30. April 1945 hatten sie den Reichstag erobert und ihn dann mit verkohltem Holz oder blauer Kreide vollgeschrieben.

Vor einer Inschrift blieb Krylow stehen und meinte bedächtig: „Herr Präsident, das hier sollten Sie entfernen lassen.“ Der Spruch in kyrillischen Buchstaben lautete: „Tod den Deutschen“. Dieser Fluch, so fand der diplomatische Vertreter Moskaus, sei doch „viel zu deutschefeindlich“.

Wenn die Abgeordneten im September den Reichstag in Beschlag nehmen, werden sie von solchen Siegersprüchen verschont. Politisch Anstößiges und auch Schwein-

kram ist entfernt worden. Ursprünglich hatten die Offiziere und Soldaten Stalins die Wände in den letzten Kriegstagen über und über vollgeschrieben. Angeblich gibt es auch Fotos und komplette Listen aller Graffiti, aber die sind tief in Moskauer Archiven verschwunden.

Die restlichen restaurierten Inschriften erregen aber immer noch Anstoß. Sie sind für einige deutsche Abgeordnete unerträglich. Ironischerweise hegen Konservative und Grüne in schöner Eintracht sowohl politische als auch ästhetische Bedenken.

Das Parlament sei kein „kyrillisches Schriftenmuseum“, meint der Vorsitzende der Baukommission, Dietmar Kansy (CDU). Wolfgang Zeitlmann (CSU) echauffiert sich über den „Skandal, daß nicht mehr genügend Platz für deutsche Bilder“ im Reichstag vorhanden sei.

Die grüne Bundestagsvizepräsidentin Antje Vollmer kritisiert die „scurrile Übertreibung“ bei der Restaurierung der russi-

schen Sprüche, für die sich der Architekt Norman Foster einsetzte. Motto: Müssen diese blöden, geschmacklosen Russen-Sprüche denn wirklich noch sein?

Eher kunstbeflissen möchte die Abgeordnete Franziska Eichstädt-Bohlig, Architektin und grüne Umzugsexpertin, ihren Einwand gegen die „gestalterische Beliebigkeit durch ein Übermaß an



Berliner Reichstag: Graffiti hinter Büsten?

Inschriften in der Osthalle“ verstanden wissen.

Dabei war die Begeisterung groß, als der Architekt Foster seine Funde präsentierte. Die Graffiti wurden 1995 hinter Verkleidungen und Wänden entdeckt, die während des Umbaus in den sechziger Jahren eingezogen worden waren. Möglichst viele Zeugnisse der Geschichte sollten konserviert und dem staunenden Publikum präsentiert werden, darüber bestand schönste Einigkeit.

nem Treppenhaus im Reichstag so übersetzt: „Der russische Säbel steckt in der deutschen Scheide.“

Auch Berlins oberster Denkmalschützer Helmut Engel weiß nur von „einer einzigen obszönen Inschrift“. Er weigert sich aber, sie zu zitieren: „Die Zeile ist längst entfernt.“

Die Fachleute hätten bei der Renovierung des Reichstags keine Äußerungen konserviert, „an denen heute jemand Anstoß nehmen kann“, meint ein leitender

schen immer geschlagen“. – „Einen Scheiß kriegt Ihr, Faschisten, nicht Rußland“. – „So geschieht es ihnen recht, den Hunden söhnen“.

Ein Hauptmann Kokljuschkin notierte am 15. Mai 1945: „Wir waren im Reichstag, in der Höhle Hitlers“. Der Führer der Deutschen hat in diesem Gebäude zwar nie eine Rede gehalten, dennoch galt den Sowjets der Reichstag und nicht etwa Hitlers Reichskanzlei als Symbol Nazi-Deutschlands.

Denkmalschützer Engel und Bauhistoriker Cullen haben sich mit Foster für das Konzept „Geschichtselesebuch Reichstag“ stark gemacht. Deshalb sollen die 159 Graffiti im schönen neuen Reichstag erhalten bleiben. Diese Absicht erachtet der CSU-Abgeordnete Zeitlmann als reichlich unwürdig: „Als wenn wir Parlamentarier noch etwas lernen müßten.“

Engel und Foster – ein Berliner und ein Brit! – stehen nun im Verdacht, sie hätten mehr russische Sprüche aus dem Jahr 1945 bewahrt, als 1996 zwischen der damaligen Bundestagspräsidentin Süssmuth und dem russischen Botschafter Krylow vereinbart worden sei.

Engel verwahrt sich gegen diese Unterstellung, und Foster hüllt sich in Schweigen. Die Bundestagsverwaltung konnte trotz intensiver Suche weder einen alten Beschluß auftreiben noch irgendein Protokoll finden, das Aufschluß über eine feste Vereinbarung über die Zahl der zu restaurierenden Sätze geben könnte.

Wie viele Sprüche am Ende den Reichstag zieren werden, soll der Kunstbeirat des Bundestags im Herbst diskutieren. Hausherr Thierse beschwört in bewährter Manier die Kollegen, „auch die bitteren Seiten der deutschen Geschichte in unserem Parlamentsgebäude auszuhalten“.

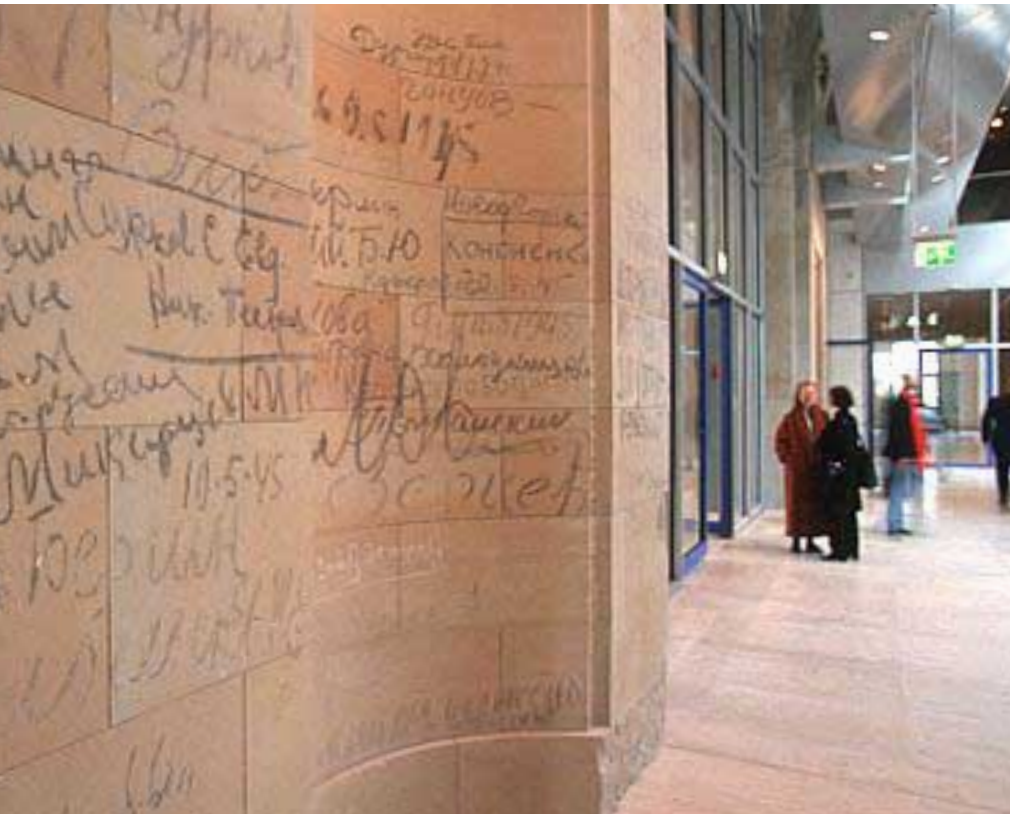
Oder werden am Ende doch noch einige der 159 Inschriften hinter alten Bronzeleuchtern oder hinter Büsten im Reichstag versteckt?

Eine neuerliche Provokation aus Russenhand mußten die Bundestagsabgeordneten im übrigen schon klaglos erleiden. Auf Wunsch des Parlaments hatten Künstler aus den Siegermächten Rußland, USA und Frankreich Bilder für den renovierten Reichstag angefertigt. Die vierte Siegermacht Großbritannien schied aus, da Sir Norman für das Gesamtkunstwerk Reichstag verantwortlich ist.

Das Werk des Russen Grischa Bruskin, der mittlerweile in New York lebt, hängt jetzt im Clubraum der Bundestagsabgeordneten hinter dem Tresen im Nordwest-Turm. Es zeigt Szenen aus russischen Regionen, Männer tragen politische Parolen wie etwa „Lang lebe der Sozialismus“ vor sich her.

Einer aber hält eine Bombe im Arm. Der Adressat ist auf dem Rumpf deutlich vermerkt. In kyrillischen Buchstaben steht da: „Für den Reichstag“.

PETRA BORNHÖFT



im restaurierten Reichstag: „Eine einzige obszöne Inschrift“

Etepetete war man allerdings von Anfang an. Die Liste mit den aus dem Russischen übersetzten Sätzen verschwand auf Geheiß der damaligen Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth (CDU) sofort im Panzerschrank.

Als Zumutung empfanden Unions-Abgeordnete die restlichen Inschriften schon bei der Besichtigung der Baustelle vor drei Jahren. „Sprüche wie auf jedem russischen Männerklo“, hieß es damals, habe der Britte da freigelegt – an Beweisen für die Zoten fehlte es allerdings.

Wer die Graffiti degoutant fand, konnte sich bisher auf den Reichstags-Historiker Michael S. Cullen berufen. Der berichtete von „Sprüchen, die sogar Matrosen die Schamröte ins Gesicht treiben und jedem Männerklo der Welt zur Ehre gereichen würden“.

Mit eigenen Augen gesehen hat Cullen jedoch nur einen einzigen vulgären Spruch. Ein Redakteur der „New York Times“ mit Russisch-Kenntnissen habe die Zeile in ei-

Beamter der Bundestagsverwaltung begünstigt.

Weder ekelhaft noch besonders spektakulär fallen denn auch die 159 restaurierten Rotarmisten-Graffiti aus, die in einer 15seitigen Dokumentation übersetzt worden sind. Mehr als die Hälfte der Inschriften bestehen schlicht aus Namen wie „Iwanow“, „Pjotr“ oder „Pawlow“ und den weltweit üblichen Banalitäten wie „Hier war Nadja“.

Die zweite Gruppe Graffiti beschreibt Wegstrecken der sowjetischen Soldaten, von der drohenden Niederlage bis nach Berlin: „Moskau–Smolensk–Berlin“, „Marschroute Teheran–Nowosibirsk–Baku–Berlin“, „Stalingrad–Berlin“ oder „Unser Weg führte vom Kaukasus bis zum Reichstag in Berlin, Moschkin. I. P.“

Die dritte Sorte demonstriert die Überheblichkeit des Siegers, meint Denkmalschützer Engel. Da steht: „Für Stalingrad haben sie voll bezahlt“. Oder: „Wir Russen waren hier und haben die Deut-

JUSTIZ

Luftig bekleidet

In Baden-Baden steht der Leiter eines Frauengefängnisses vor Gericht. Der Vorwurf: Sex mit Häftlingen.

Im Januar 1998 war er mal wieder als Helfer gefallener Mädchen gefragt: Als nämlich die Strafgefängene Burbuqe O. im Aktenraum des badischen Frauengefängnisses Bühl von der Stehleiter rutschte, rettete sie Anstaltsleiter Roland K. mit einem beherzten Griff zur Taille.

Genau so spielte sich der Zwischenfall nach der Erinnerung des Amtsinspektors ab und wäre damit aller Ehren und keiner Erwähnung wert – würden nicht Details die ritterliche Tat in den Ruch der Unkeuschheit ziehen. Denn eine Wärterin, die in diesem Moment die Tür zur Aktenkammer aufzog, will die Hand der „leicht gebückten“ Kosovarin O. vorn in der Hose des Knastvaters gesehen haben. Auch der angebliche Fanggriff des Chefs kam ihr eher verhänglich vor: wie eine Umarmung der erotischen Art.

Von Donnerstag an muß nun das Landgericht Baden-Baden nicht nur prüfen, ob es sich bei der Darstellung des Beamten um eine Ausrede handelt. Neben der Episode im Aktenraum wirft die Staatsanwaltschaft ihm vor allem vor, er habe mit einer gambischen Gefangenen mindestens 20mal Sex gehabt und ihr dafür 46 verbotene Anrufe aus der

U-Haft ermöglicht. Und über allem schwebt noch der Verdacht, Hinweise auf ein Lotterleben in der Außenstelle der Justizvollzugsanstalt (JVA) Offenburg seien höheren Orts abgegebelt worden.

Hauptzeugin der Anklage ist die Gambierin Rohey L., 29 – für den Gefängnisleiter eine „geschwätzige Intrigantin“, die ihn mit „hanebüchenen“ Lügen zerstören wolle. Tatsächlich müssen sich die Richter mit der Frage auseinandersetzen, wie ein Mann angeblich zum Sex-Maniac mutieren kann, dem mehrere Ärzte eine „erektilen Dysfunktion“ mit völliger Impotenz attestiert haben. Schon seit Jahren, behauptet K., 54, spüre er keinen Sextrieb mehr. Sein Anwalt Hans Ulrich Beust erwartet deshalb, daß sich die Vorwürfe schon am ersten Prozeßtag erledigen. Mediziner sollen dann aussagen, daß sein Mandant wegen erwiesener Unfähigkeit unschuldig sein müsse.

Doch wo Gutachter sind, gibt es auch Gegengutachter: Die Staatsanwaltschaft



Roland K., Strafgefängene: Erotische Versuchung?

will Experten aufbieten, die den definitiven Nachweis solcher Impotenz für unmöglich halten. Außerdem dürften sich die Richter auch dafür interessieren, warum die Gambierin die Machart der Unterhosen des Angeklagten kennt („weiß, vorn zum Hineinlangen“) und wieso sie den Wärterinnen berichten konnte, der Chef sei zeugungsunfähig, wenn auch keineswegs vollständig kraftlos.

Glaubt man der Frau, dann hat sie der allseits beliebte SPD-Gemeinderat aus Achern nahezu allseitig und allerorten geliebt: vaginal, oral und anal, in der Aktenkammer, im Freizeitraum, im Zimmer des JVA-Sozialarbeiters. Wegen der illegalen Telefonate will sie alles hingenommen haben, allerdings zunehmend widerstrebend. Schließlich packte sie bei mehreren Angestellten über das angebliche „Ficki-ficki“ mit dem Hausherrn aus, bettelte bei ihrem Verteidiger um Rat, flehte Wärterinnen an,

ins Zimmer zu platzen, um den Chef in flagranti zu ertappen. Doch die Wachen trauten sich nicht; der Anwalt der Frau, der sich ein „gutes Verhältnis“ zu K. bescheinigt, wollte den Fall nicht übernehmen. Als die Delinquentin nach Schwäbisch Gmünd verlegt worden war, nahm dort schließlich eine Sozialarbeiterin die Sache in die Hand.

Dabei wurde beim Bühler Personal nicht erst seit der Ankunft der Gambierin getratscht, daß der Chef seine „Lieblinge“ habe, deren „erotischer Versuchung er unterlegen“ sei, wie sich die ehemalige Angestellte Kornelia Sch. erinnert. Mal behauptete eine Schließlerin, gesehen zu haben, wie ein Häftling dem Chef den Nacken massierte, mal habe er in einer Ecke Tuchföhlung mit einer Gefangenen aufgenommen, die nachher berichtete, er habe ihre Brüste als große „Kamele“ gepriesen. Eine andere Insassin schilderte der Polizei, der Gefängnisleiter habe im Sommer beim Hofgang der luftig bekleideten

Häftlinge „gegiert wie die Sau“ und sie bei der Arbeit „angetatscht“. Der Beamte bestreitet, irgendwelche sexuellen Begegnungen mit Gefangenen gehabt zu haben.

„Wir hatten bisher keine Hinweise auf Unkorrektheiten“, wundert sich Kai Sonntag, Sprecher des baden-württembergischen Justizministeriums. Doch offenbar sind die Ministerialen da nicht allzugut informiert: Bis zur vergangenen Woche hatte sich im Haus ebenfalls noch nicht herumgesprochen, daß auch gegen den Sozialarbeiter des Frauengefängnisses ein Ermittlungsverfahren läuft. Eine Angestellte will ihn 1994 erwischt haben, als er eine Gefangene küßte.

Der Umgang mit diesem Vorfall, das behaupten mehrere Aufpasserinnen, habe sie später bewogen, die Vorwürfe gegen den Anstaltsleiter erst gar nicht ins Haupthaus nach Offenburg zu melden. Denn 1994, das berichteten Wärterinnen, habe sie der dortige

Chef Dieter Michaelis in einer Dienstbesprechung regelrecht „mundtot“ gemacht: „Wenn noch einer darüber spricht, bekommt er es mit mir zu tun“, soll er gedroht haben.

Michaelis will dazu nichts sagen. Unbestreitbar ist dagegen, daß der Zeitvertrag der damaligen Beschwerdeführerin nicht mehr verlängert wurde. Dabei hätten ihr Vorgesetzte, so die Frau, zuvor noch wiederholt eine Dauerstellung avisiert.

JÜRGEN DAHLKAMP



Zeugin L.



Frauengefängnis Bühl: „Kamele“ im Knast



Aufbau-Ost-Projekt (in Sachsen): Nicht einfach den Wald harken

AUFBAU OST

Abschied vom Jammer-Bonus

Die Bundesregierung wollte in den neuen Ländern nicht sparen. Jetzt verlangen Ost-SPD-Bundestagsabgeordnete eine Überprüfung aller Hilfsprogramme.

Als die Fördermittel noch wie Milch und Honig flossen, war der Sozialdemokrat Mathias Schubert Landrat im brandenburgischen Fürstenwalde. „Nehmt, was ihr bekommen könnt“, hieß damals die Devise, die Sozialministerin und Landesmutter Regine Hildebrandt (SPD) allen Ostpolitikern einbleute.

Natürlich mühte sich auch Schubert nach Kräften, Fördermittel und Geld für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) abzugreifen. Doch mochte er nicht wie andernorts die Arbeiter „einfach den Wald harken“ lassen. Er richtete eine „Umweltstreife“ ein, die Müllsünder aufspürte und dann die Bußgeldstelle des Ordnungsamts einschaltete. „Am Ende“, freut sich Schubert, „hat sich die Truppe fast selbst finanziert.“

Seit 1994 wirbt der gebürtige Sachse auch im Bundestag für originelle Lösungen. Schubert, 46, wurde im November vergangenen Jahres Vorsitzender der „Arbeitsgruppe Angelegenheiten der neuen Länder“, in der Sozis über Ostthemen beraten – von den Entschädigungen für

Stasi-Opfer bis zu den „Verkehrsprojekten Deutsche Einheit“. Ihre wichtigste Aufgabe bislang: die Probleme im Osten beklagen und Fördermittel, Zuschüsse und Kredite nach Kräften erkämpfen und verteidigen.

Doch in der Rolle als „Jammerer vom Dienst“ fühlen sich mehrere Ost-MdBs inzwischen unwohl. Mit Wissen und ausdrücklicher Billigung von Fraktionschef Peter Struck arbeiten Schubert, die stellvertretende Fraktionschefin Sabine Kaspereit und mehrere andere Genossen in einer vertraulichen Runde an Vorschlägen für eine radikale Roßkur der Osthilfen.

Ganz gegen die Rituale des Bonner Politikbetriebs wollen die Ostlobbyisten ihrer eigenen Klientel reinen Wein einschenken.



Ost-SPD-Mann Schubert
Böse Briefe aus der Heimat

„Ohne jedes Tabu“, erklärt Schubert, gehörten nach zehn Jahren Aufbau Ost alle Förderprogramme überprüft: „Wenn der Finanzminister 30 Milliarden sparen will, muß auch der Osten seinen Teil dazu beitragen.“

Schuberts Mitstreiter Stephan Hilsberg formuliert es noch etwas drastischer: „In Zukunft darf es keinen Jammer-Bonus mehr geben.“ Bewußt haben die Ost-SPDler auch den langjährigen Wirtschaftspolitischen Sprecher der SPD-Fraktion, Ernst Schwanhold, in die Debatte einbezogen – einen Westdeutschen.

Noch im Januar, nach den Beratungen der neuen Regierung über den Haushalt 1999, hatte der Sachse Rolf Schwanitz, Schröders Mann im Kanzleramt für den Aufbau Ost, stolz erklärt, die rot-grüne Regierung stelle dafür

noch mehr Geld als das abgewählte Kohl-Kabinett bereit – statt 91 Milliarden Mark im Jahr 1998 nun knapp 100 Milliarden. Selbst noch vor wenigen Wochen, als Finanzminister Hans Eichel (SPD) seinen harten Sparkurs ankündigte, schien es, als sei der Osten tabu. Bei den Aufbauhilfen, erklärte Eichel, werde nicht gespart.

Das großzügige Versprechen des Finanzministers, von ostdeutschen Landespolitikern in trauter Eintracht begrüßt, war den sparwilligen Ostfraktionären gar nicht recht. Die Zusage, so fürchten sie, könnte daheim die nötige kritische Diskussion über die Hilfe aus dem Westen erschweren.

Dabei ist die Debatte längst überfällig. Erst vor wenigen Wochen forderten führende Wirtschaftsinstitute, die finanziellen Hilfen für den Osten grundlegend zu ändern, die rund 400 Förderprogramme von EU, Bund und Ländern zu durchforsten. Sie sehen die Gefahr einer zunehmenden „Subventionsmentalität“.

Auch Wissenschaftler, die der SPD durchaus nahestehen, warnen davor, es beim Gießkannenprinzip zu belassen. So klagt Ulrich Hilpert, Professor an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, in einer Studie über die Osthilfen: „Mehr Geld ist nicht nötig, sondern eine konzeptionelle Neuausrichtung der Förderprogramme.“ Vor allem für SPD-regierte Ostländer kam die Hilpert-Untersuchung zu einem verheerenden Fazit: Weder Sachsen-Anhalt noch Brandenburg hätten ein klares Förderkonzept.

Aus den Analysen der Wirtschaftswissenschaftler und den Ergebnissen eigener Recherchen wollen die Sozis um Vormann

Schubert nun möglichst schnell Konsequenzen ziehen. Noch arbeiten sie an dem Konzept für eine „Neuorientierung und Modernisierung“ beim Aufbau Ost, einer Aufgabe, die eigentlich Staatsminister Schwanitz erledigen sollte. Doch der gilt, wie Kollegen klagen, als „sehr kompetent, aber nie erreichbar“.

Die Eckpunkte der Reform, mit der die Ostgenossen den Förderdschungel radikal lichten wollen, stehen aber schon fest. Danach soll künftig

- ▶ Hauptziel der Wirtschaftsförderung sein, leistungsfähige Unternehmen zu stärken – und nicht, das Sterben schwacher Betriebe hinauszuzögern;
- ▶ eine Kreditvergabe Vorrang vor finanziellen Beihilfen haben. Geborgtes Geld werde sinnvoller ausgegeben als geschenktes;
- ▶ die Vergabe von Bundeshilfen davon abhängig gemacht werden, daß die Länder ihre Förderprogramme aufeinander abstimmen und in länderübergreifenden Regionen wie der Lausitz verbindlich kooperieren;
- ▶ Fortbildung stärker an den Anforderungen der Wirtschaft ausgerichtet und das Geld statt für neue Fortbildungs-Institute für Weiterbildung in den Firmen eingesetzt werden.

Schubert sieht ein Einsparpotential von „mehreren Milliarden Mark“, da zudem manche Förderprogramme – wie die für Gewerbegebiete – ganz gestrichen werden könnten. Andere Aufgaben wie etwa die Sanierung ehemaliger Tagebaulandschaften würden schon bald erledigt sein.



Schwanitz

Der geplante Kurswechsel dürfte im Osten angesichts der bevorstehenden Wahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg zu einem Sturm der Entrüstung führen. Schon jetzt erreichen Schubert in Bonn böse Briefe aus der Heimat: Er soll sich dafür einsetzen, daß Gelder für mehrere tausend Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen weitergezahlt werden. Die ABM-Stellen hatte die Kohl-Regierung im vergangenen Jahr noch hastig als Wahlkampfschlager eingerichtet. Jetzt laufen die Verträge aus. Brandenburgs Sozialdemokraten üben sich schon in Drohgebärden: Schröder bekomme die Stimmen des Landes im Bundesrat „nicht mehr zum Nulltarif“.

Doch Schubert und seine Sparkommissare wollen sich davon nicht beirren lassen. Für den Fall, daß der Protest der eigenen Landsleute zu heftig wird, haben sie noch ein paar Trümpfe in der Hand: „Wir kennen genug Projekte, in denen Geld versandete.“

STEFAN BERG



Angeklagter Simsek (M.), Anwälte Jofer, Lehbruck: „Das Recht völlig ausgehöhlt“

ERMITTLER

Pieps im Schlafzimmer

Mit einem Großen Lauschangriff wollten Fahnder einen Mord aufklären – und zeigten so, wie damit Bürgerrechte beschnitten werden.

Die Herren, die am 18. März morgens um kurz nach neun Uhr vor der Wohnung im Münchner Stadtteil Berg am Laim auftauchten, waren für eine normale Durchsuchung merkwürdig gerüstet. Um drei Zimmer zu inspizieren, kamen sie gleich zu siebt; einer von ihnen schleppte zudem ein Stativ sowie einen großen, silbernen Werkzeugkoffer mit sich.

Der Frau, die öffnete, legten sie einen drei Tage zuvor ergangenen Beschluß der 1. Strafkammer des Landgerichts München I vor, dem zufolge sie die Wohnung nach „Fernmelderechnungen der Deutschen Telekom und der Firma Mobilcom“ durchsuchen sollten. Rund anderthalb Stunden später zogen die Polizisten wieder ab – mit spärlicher Beute. Nur eine einzige Handy-Abrechnung stellten sie sicher. Die hatten sie im Schlafzimmer gefunden.

Doch als die Beamten weg waren, hatten die nicht nur etwas mitgenommen, sondern – unbemerkt – auch einiges dagelassen: hochempfindliche Mini-Mikrofone, sogenannte Wanzen, eingebaut vermutlich in Steckdosen. Mit deren Hilfe sollten die Gespräche des Wohnungsmieters Ömer Simsek und seiner Ehefrau Doris abgehört werden.

Was die Beamten Ehefrau Simsek bewußt nicht gezeigt hatten, war ein weiterer Beschluß der 1. Strafkammer, ebenfalls vom 15. März, in dem diese einen Großen Lauschangriff gebilligt hatte. Die Zielperson: Simsek. Der saß während der Durchsuchung mit seinem Anwalt in eigener Sache im Gerichtssaal.

Die Entscheidung der Kammer zeigt beispielhaft, welch rechtsstaatlich fragwürdiges Instrument die Politik den Fahndern durch den Großen Lauschangriff vor einem Jahr in die Hand gegeben hat. Ursprünglich als Mittel im Kampf gegen Organisierte Kriminalität propagiert, dient der Lauschangriff nach dem Willen des Gesetzgebers mittlerweile in Wahrheit auch der Bekämpfung von ganz ordinären Straftaten wie Bestechung oder schwerem Raub. Mit richterlicher Erlaubnis darf die Polizei Wanzen in Schlafzimmern von Beschuldigten anbringen, die mit Organisierter Kriminalität überhaupt nichts zu tun haben – und greift dabei massiv in deren Rechte ein.



Verlassene Simsek-Wohnung, Einbau einer

So steht Simsek, 34, seit 1. Februar wegen Anstiftung zum Mord vor Gericht. Die Anklage wirft ihm vor, Anfang vergangenen Jahres in der Türkei für 80000 Mark zwei Killer angeheuert zu haben – im Auftrag der Mitangeklagten Sevil Öz, 39. Deren Ehemann Mehmet Öz wurde am 7. Februar vergangenen Jahres nachts in seiner Münchner Wohnung von zwei Unbekannten getötet.

Schon bald nach dem Mord geriet die Ehefrau des Opfers ins Visier der Kripo: Sevil Öz wurde am 12. Februar 1998 festgenommen und sitzt seitdem in Haft. Simsek, einst einer der engsten Freunde des Getöteten, wurde im Juni vergangenen Jahres ebenfalls verhaftet, mußte jedoch zwei Monate später wieder auf freien Fuß gesetzt werden, weil sich der „dringende Tatverdacht“ nicht aufrechterhalten ließ. Seitdem ist er nur mehr „hinreichend“ tatverdächtig, was für eine Anklageerhebung reicht, nicht aber für die Anordnung von Untersuchungshaft.

Bei Sevil Öz stießen die Beamten schnell auf ein mögliches Motiv: Den Ermittlungen zufolge war sie von ihrem Ehemann betrogen und immer wieder schwer mißhandelt worden. Mehrfach mußte sie ins Frauenhaus fliehen. Dort war sie zusammen mit ihrem heute 16jährigen Sohn Hakan und ihrer 11jährigen Tochter auch zum Zeitpunkt des Mordes. Aus „Wut und Eifersucht“, glauben die Ermittler, sei zuvor in Öz der Plan gereift, „ihren Ehemann töten zu lassen“.

Die Beweislage im laufenden Prozeß, der noch Monate dauern könnte, ist allerdings, wie selbst die Staatsanwaltschaft einräumt, „schwierig“. Weder gibt es direkte Tatzeugen noch eindeutige Spuren. Die Mörder selbst sind unerkannt verschwunden. Die Anklage stützt sich deshalb im wesentlichen auf Angaben des Öz-Sohns Hakan.

Für die Verteidiger der beiden Angeklagten, Uwe Lehmbruck und Robert Jofer,

ist Hauptbelastungszeuge Hakan Öz jedoch „absolut unglaublich“. Der habe seine Aussagen bislang mehrfach geändert, zum Teil widersprächen sich diese diametral. Tatsächlich gab er unmittelbar nach der Tat zunächst zu Protokoll, er wisse nicht, wer seinen Vater umgebracht haben könnte. Erst als die Polizei ihn selbst verdächtigte, beschuldigte der Sohn plötzlich seine Mutter und Simsek.

Beide Angeklagten bestreiten die Vorwürfe. Simsek äußerte sich erstmals am 10. März, dem 14. Verhandlungstag. Fünf Tage später ordnete die Kammer den Großen Lauschangriff an.

Zur Begründung schrieben die Richter, der Verdacht gegen Simsek beruhe „auf der eigenen widersprüchlichen Einlassung des Angeklagten und den Angaben des Zeugen Hakan Öz, die nach derzeitiger Beurteilung glaubhaft erscheinen“. Im Anschluß an die erste Aussage Simseks vor Gericht sei „zu erwarten, daß in der Wohnung des Angeklagten nunmehr tatrelevante Gespräche geführt werden“.

Für Simseks Anwalt Jofer, der die Beweise gegen seinen Mandanten „außerordentlich dünn“ nennt, liegt der Eindruck nahe, die Justiz habe für die Wohnungsdurchsuchung am 18. März einen Vorwand gesucht, um dann bei dieser Gelegenheit die Wanzen installieren lassen zu können. Denn die Telefonrechnungen Simseks seien bei früheren Durchsuchungen bereits sichergestellt worden.

Jofer sieht durch den Lauschangriff „die Chancengleichheit von Verteidigung und Anklage in der Hauptverhandlung massiv verletzt“. Wenn ein Angeklagter während des Prozesses in seiner Wohnung abgehört werde, könne sich die Staatsanwaltschaft auf diese Weise Wissen verschaffen, das der Verteidigung nicht zur Verfügung stehe.

Zudem, so Jofer, werde durch den Lauschangriff „das wichtigste Recht des Angeklagten unterlaufen: das Recht zu schweigen“. Auch das Zeugnisverweigerungsrecht von Simseks Ehefrau werde „völlig ausgehöhlt“, wenn im Schlafzimmer während des laufenden Prozesses Mikrofone platziert würden.

Man müsse befürchten, schimpft Öz-Anwalt Lehmbruck, daß Polizei und Justiz mit dem neuen Instrument Lauschangriff „schon bald genauso inflationär umgehen wie mit der Telefonüberwachung“. Dies sei „rechtsstaatlich mehr als bedenklich“.

Staatsanwalt Peter Boie hält dem die „kon-



Staatsanwalt Boie

Lauschangriff als „Ultima ratio“

kreten Umstände des Einzelfalles“ entgegen. Der Lauschangriff auf Simsek sei als „Ultima ratio“ aufgrund der „besonderen, problematischen Beweissituation“ notwendig gewesen, auch wenn er einen „extremen Eingriff“ bedeute.

Die frühere Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP), Ende 1995 wegen der Zustimmung ihrer Partei zum Großen Lauschangriff zurückgetreten, sieht sich durch den Münchner Fall in ihren damaligen Bedenken „absolut bestätigt“. Die Rechte von Verteidigung und Angeklagten würden, so die bayerische Bundestagsabgeordnete, „ad absurdum geführt“.

Für Leutheusser-Schnarrenberger, die mittlerweile gemeinsam mit Ex-Bundestagsvizepräsident Burkhard Hirsch in Karlsruhe Verfassungsbeschwerde gegen den Lauschangriff eingereicht hat, belegt das Beispiel Simsek auch, daß die ursprüngliche Begründung für die Einführung des Schnüffelparagrafen, die Bekämpfung der Organisierten Kriminalität, „von Anfang an lediglich ein Vorwand war“. Statt dessen sollte Polizei und Justiz „generell ein neues Mittel in die Hand gegeben werden, um Straftaten anders verfolgen zu können“ – durch Eindringen in die verfassungsrechtlich geschützte Privatsphäre von Beschuldigten.

Als wenig tröstlich empfinden es Anwalt Jofer und sein Mandant, daß der Lauschangriff auf Simsek am Ende scheiterte. Weil dessen Wellensittich „Seda“ aufgrund einer Verletzung nicht mehr fliegen konnte, wanderte er dauernd laut piepsend in der Wohnung umher, aus der Simsek mittlerweile ausgezogen ist, und störte dadurch offenbar die empfindlichen Geräte.

„Die Qualität der Aufzeichnungen war so schlecht“, notierte der zuständige Fahnder betrübt, „daß eine Auswertung nicht möglich war.“ Im April rückte wieder ein Beamter mit einem silbernen Metallkoffer an – diesmal, um die Wanzen zu entfernen.

WOLFGANG KRACH



Steckdosen-Wanze: Dünne Beweise

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Das kann der Papst gar nicht“

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz
Karl Lehmann über die Zukunft der kirchlichen Schwangeren-Konfliktberatung

SPIEGEL: Herr Bischof, jahrhundertlang galt in der katholischen Kirche der kategorische Spruch: Roma locuta, causa finita – Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt. Gilt die Order nicht mehr?

Lehmann: Doch. Wir haben das Votum des Papstes angenommen – zugleich allerdings unser Ziel erreicht, daß wir in der Konfliktberatung bleiben können.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß der Vatikan das auch so sieht?

Lehmann: Ich bin mir ganz sicher. Ich habe bereits vom Apostolischen Nuntius ein entsprechendes Signal bekommen, daß der Vatikan mit unserer Erklärung einverstanden ist, den Beratungsschein zwar weiter auszustellen, aber mit dem vom Papst geforderten Zusatz, er könne „nicht zur Durchführung straffreier Abtreibungen verwendet werden“. Im übrigen sprach ich am letzten Donnerstag in Rom mit Kardinalstaatssekretär Sodano und wurde dabei bestätigt.

SPIEGEL: Alle außer den deutschen Bischöfen haben den Papstbrief ganz anders verstanden – als definitive Aufforderung, endgültig aus dem deutschen Beratungssystem auszusteigen, um die Glaubwürdigkeit der Kirche zu sichern.

Lehmann: Ich sehe das anders. Der Vatikan hat immer gesagt: Bleibt, wenn es irgendwie geht, mit allen Möglichkeiten innerhalb der staatlichen Beratung, bloß nicht mit diesem Schein. Es hat nie eine direkte Aufforderung gegeben, das staatlich geregelte System zu verlassen. Es wurde nur gesagt: Ihr sollt „in einem konkreten Punkt vom Weg des Gesetzgebers abweichen“. Der Aufforderung sind wir jetzt nachgekommen.

SPIEGEL: Aber der vom Papst verlangte Zusatz macht den Beratungsschein doch unwirksam.

Lehmann: Was heißt unwirksam? Das kann der Papst für den staatlichen Bereich gar nicht.

SPIEGEL: Eine Frau, die sich von der katholischen Kirche hat beraten lassen, will trotzdem ihr Kind abtreiben. Sie geht mit dem Beratungsschein zum Arzt, und der

liest dort den lapidaren Satz: „Diese Bescheinigung kann nicht zur Durchführung straffreier Abtreibung verwendet werden.“

Lehmann: Der Arzt weiß doch ganz genau, daß diese kirchliche Bescheinigung, die von einer Beraterin unterschrieben ist, nicht ein staatliches Gesetz außer Kraft setzt oder aushebelt. Auch der Vatikan ist klug genug zu wissen, daß er nicht auf diese Art und Weise ein staatliches Gesetz einfach



Bischof Lehmann: „Extreme Form einer ethischen Aufforderung“

Mit einem Doppelbeschuß

hat die Deutsche Bischofskonferenz in der vergangenen Woche den jahrelangen Streit mit dem Vatikan um ein Verbleiben der katholischen Kirche in der staatlichen Schwangeren-Konfliktberatung beigelegt – zumindest aus ihrer Sicht: Die Oberhirten wollen zwar weiterhin im Rahmen der staatlichen Beratung Schwangere betreuen und den für eine Abtreibung vorgeschriebenen Beratungsschein ausstellen, das Dokument jedoch, wie von Rom verlangt, mit dem Zusatz versehen: „Diese Bescheinigung kann nicht zur Durch-

führung straffreier Abtreibungen verwendet werden.“

Damit ist das Thema nach Ansicht des Vorsitzenden der Bischofskonferenz, des Mainzer Bischofs Karl Lehmann, 63, erledigt – sowohl für den Vatikan als auch für den Staat. Ob diese optimistische Sicht trägt, muß sich noch zeigen. Die Länder haben sich in ersten Stellungnahmen unterschiedlich eingelassen. Die hessische Sozialministerin Marlies Mosiek-Urbahn (CDU) etwa hofft, „daß die Beratung in dieser Form anerkannt und damit auch finanziell unterstützt werden kann“. Ähnlich äußerten sich ihre Kolle-

gen in Baden-Württemberg und Bayern, wo die meisten der bundesweit 270 katholischen Beratungsstellen arbeiten. Das niedersächsische Sozialministerium dagegen hegt „erhebliche juristische Zweifel“ an dem katholischen Beratungsschein, Bundesfamilienministerin Christine Bergmann (SPD) kritisierte das Papier als „unklar“. Verunsichert sind auch die Mediziner: Nach Meinung der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe können Ärzte mit dem veränderten Schein nicht straffrei abtreiben. Bergmann und ihre Länderkollegen wollen in dieser Woche beraten.



Papst Johannes Paul II. *, deutsche Bischöfe: „Es hat nie eine direkte Aufforderung gegeben, das staatlich geregelte System zu verlassen“

unterlaufen kann. Der Zusatz ist eine besondere, extreme Form einer ethischen Aufforderung ...

SPIEGEL: ... an die Frau?

Lehmann: Nein. Diese Aufforderung ist zunächst einmal Ausdruck des Selbstverständnisses der Kirche. In zweiter Linie ist es selbstverständlich auch ein dringender Aufruf an die betroffene Frau. Ich meine, da machen wir uns seit Jahren etwas vor: Der Schein ist doch nicht die Ursache einer Abtreibung, sondern die Ursache einer Abtreibung ist die freie, verantwortliche Entscheidung der Frau selbst. Sie kann mit dem Beratungsschein machen, was sie will. Sie kann ihn zerreißen und in den nächsten Bach werfen. Sie kann aber auch zum abtreibenden Arzt gehen.

SPIEGEL: Wenn Sie in der staatlichen Beratung bleiben wollen, müssen Sie dem Gesetz gemäß beraten. Das aber verlangt eine ergebnisoffene Beratung der Schwangeren. Ergebnisoffen ist die kirchliche Beratung künftig wahrlich nicht.

Lehmann: Ich sehe das ganz anders. Das Erste und Entscheidende ist doch, daß die Beratung auch nach dem Gesetz das Ziel hat, das Leben des Kindes zu retten und Hilfen für die Frau anzubieten. Das wird oft unterschlagen.

SPIEGEL: Spielen Sie und Ihre Mitbrüder mit dem Papst nicht Till Eulenspiegel?

Lehmann: Ach, ich habe ein bißchen gelernt, mit Texten umzugehen. Auch ich habe gegen unsere Lösung zunächst erhebliche Bedenken gehabt: Sieht das nicht nach Winkeladvokatenverhalten aus? Beim näheren Nachdenken und nach Konsultation von fachkundigen Juristen bin ich langsam darauf gekommen, daß wir es doch so machen könnten. Die Experten haben mir versichert: Den Staat interessiert das Faktum, daß die Beratung stattgefunden hat, und das steht auf dem

Schein. Was sonst auf dem Schein steht, interessiert ihn nicht. Der Schein dokumentiert lediglich, daß die Beratung stattgefunden hat. Es gibt keine direkte Kausalität vom Schein zur Abtreibung. Inzwischen haben nicht wenige Rechtspolitiker, sogar Generalstaatsanwälte, auch so reagiert.

SPIEGEL: Und Sie glauben wirklich, der Vatikan gibt sich mit Ihrer Interpretation zufrieden?

Lehmann: Davon bin ich überzeugt. Wenn das nicht so ist, würden wir das mit Sicherheit schon bald hören.

SPIEGEL: Und die betroffenen Frauen? Fürchten Sie nicht, daß die künftig Rat lieber woanders suchen?

„Unser Weg hat uns in große Nähe zu den betroffenen Frauen gebracht“

Lehmann: Das muß man abwarten. Ich glaube, daß durch die Interpretation, die wir gegeben haben, die Angst unbegründet ist, der Schein könnte unwirksam sein und gar nichts taugen.

SPIEGEL: Da hat der Staat auch noch ein Wort mitzureden. Was ist, wenn die Länder die kirchlichen Beratungsstellen aus dem Beratungssystem ausschließen?

Lehmann: Der Staat hat zunächst einmal nicht weniger die Pflicht zum Lebensschutz. Das hat das Bundesverfassungsgericht eindeutig klargestellt. Davon kann er sich so schnell nicht dispensieren. Notfalls lassen wir eine Nicht-Anerkennung gerichtlich klären. Ich habe allerdings die größere Sorge, daß es ein Nord-Süd-Gefälle bei der Anerkennung der kirchlichen Beratungsstellen geben könnte.

SPIEGEL: Herr Bischof, wie zu hören ist, hat der Papst Sie in Sachen Schwangerschaftskonfliktberatung ganz persönlich dupiert. Sie waren am 20. Mai in Rom, um dem Heiligen Vater noch einmal die Position der deutschen Bischöfe vorzutragen. Doch Johannes Paul II. hat das

Thema bei der Audienz mit keinem Wort erwähnt.

Lehmann: Ein wenig muß ich modifizieren, obgleich ich sonst nicht über Gespräche mit dem Papst rede. Der Papst war durch mehrere Schreiben und Berichte sowie durch Besuche deutscher Bischöfe ausführlich unterrichtet, so daß ich ihm nicht erst einen Vortrag halten mußte. Allerdings hatte ich nochmals um eine Aussprache gebeten, bevor eine Entscheidung anstehe, wobei es mir schon komisch vorkam, den Papst selbst mit solchen Quisquilien zu belasten. Der Vatikan hat mir dann signalisiert, ob ich um den 20. Mai kommen könne. Ich mußte am 20. Mai ohnehin nach Rom, und dann kam es zu dieser Audienz. Irritiert war ich zunächst, daß ich vorher keine Unterlagen bekommen habe für dieses Gespräch und, soweit ich sehen konnte, der Papst auch nichts vor sich liegen hatte. Ich sagte mir zunächst: Das muß eine Panne gewesen sein.

Ich habe nachgefragt, ob es denn einen Vorentwurf einer Antwort oder noch konkrete Fragen an uns oder auch ein Protokoll gibt, das man wenigstens teilweise einsehen könnte. Da habe ich dann den Eindruck gehabt, daß der Papst über die Funktion dieses Gesprächs mit mir nicht so unterrichtet war, wie ich das eigentlich angenommen hatte. Ich hatte mich auf die Unterredung sehr genau vorbereitet.

SPIEGEL: Er hat mit Ihnen an diesem Tag kein Wort über das Thema gesprochen?

Lehmann: Ich habe das Thema angesprochen, aber wir konnten es nicht vertiefen, in diesem Sinne: nein.

SPIEGEL: Knapp zwei Wochen später hat der Papst den Brief an die deutschen Bischöfe unterschrieben. Stammt er überhaupt von ihm?

Lehmann: Ich habe keine Zweifel, daß der Papst sich mindestens nach Ostern noch einmal selbst mit der Sache befaßt hat. Ich weiß nicht, wer da noch hinzugezogen worden ist. Sicher haben ihn Kardinal Ratzinger und Kardinalstaatssekretär Sodano beraten.

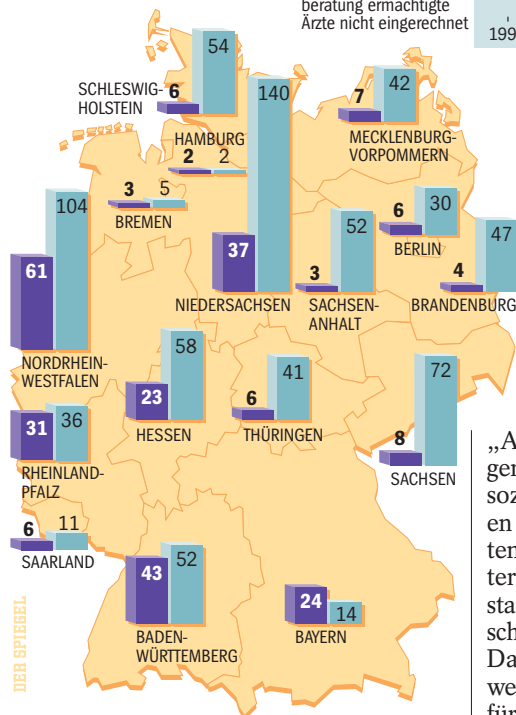
* Beim Deutschlandbesuch 1996 in Paderborn; hinter dem Papst Bundespräsident Roman Herzog, links Bischof Lehmann.

Stütze der Beratung

Knapp ein Drittel der bundesweiten Schwangerschaftsberatungsstellen wurden 1998 von der katholischen Kirche getragen.

katholische Beratungsstellen
Caritas-Verband, Sozialdienst
katholischer Frauen (SkF)

andere Beratungsstellen
zur Schwangerschafts-
beratung ermächtigte
Ärzte nicht eingerechnet



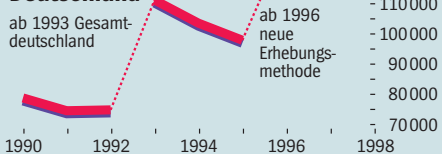
SPIEGEL: Um so unerklärlicher ist, daß er mit Ihnen am 20. Mai darüber überhaupt nicht gesprochen hat.

Lehmann: Ich kann das auch nicht aufklären. Aber es waren viele Probleme der Welt auf der Tagesordnung, vor allem Kosovo. Wir sind nicht der Nabel der Welt.

SPIEGEL: Der Vorsitzende der Glaubenskongregation Kardinal Ratzinger hat nie einen Hohl daraus gemacht, daß er aus Gründen der Glaubwürdigkeit der Kirche jede noch so indirekte Beteiligung an Schwangerschaftsabbrüchen ablehnt. Ist dieses radikale Nein nicht weitaus klarer als die Position der deutschen Bischöfe?

Lehmann: Dieses radikale Nein hat es, wenn man genauer hinsieht, auch bei Kardinal Ratzinger nicht gegeben. Im Vatikan haben die Argumentationsweisen im Laufe der Jahre gewechselt. Am Anfang stand die Frage: Ist das Mitmachen bei der staatlichen Schwangeren-Konfliktberatung eine unzulässige Kooperation? Das haben wir immer heftig bestritten. Es gibt dafür genauere ethische Unterscheidungen. Dann hat der Vatikan plötzlich argumentiert, das Mitmachen bei der staatlichen Beratung verdunkle die Klarheit und Entschiedenheit des christlichen Zeugnisses. Diese allgemein ethische Kategorie, das haben sie in Rom freilich auch gesehen, ist nicht so leicht in Ge- oder Verbote zu fassen. Ich glaube, daß den Apostolischen Stuhl auch die Sorge umtreibt, das deutsche Verfahren

Schwangerschaftsabbrüche in Deutschland



könne in anderen Ländern Schule machen.

SPIEGEL: Sie selbst haben grundsätzliche Bedenken gegen das deutsche System nie gehabt?

Lehmann: Doch. Ich bin auch nie ganz ruhig gewesen, ob dieses System wirklich bedenkenlos ist. Aber ich glaube eines ganz sicher: Unser Weg hat uns in große Nähe zu den betroffenen Frauen gebracht. Ich habe Ende 1989 auf dem Flughafen in Zürich das Buch Ihrer Mitarbeiterin Gisela Friedrichsen

„Abtreibung. Der Kreuzzug von Memmingen“ gekauft. Das hat mich erschüttert: die soziale Lage der dort beschriebenen Frauen und das, was da steht über die Schichten, aus denen die Frauen kamen und unter was für einem unglaublichen Druck sie standen. Da habe ich begriffen: Diese Menschen kenne ich so gar nicht – leider. Das war wirklich zum Erbarmen, wenn man das gelesen hat. Das war für mich ein sehr aufklärendes Buch, ich habe nur gesagt: „Mein Gott!“ Ähnliche Erfahrungen machte Bischof Franz Kamphaus von Limburg.

Für mich und mein Bild von Kirche ist das Verbleiben in der staatlichen Schwangeren-Beratung theologisch und geistlich lebensnotwendig. Sich hier in bequeme Nischen zurückzuziehen und zu sagen: „Laß doch diese Welt kaputtgehen. Was kümmert mich der Pfuhl?“ – das ist für jeden, der wirklich Seelsorger ist, unerlaubt. Für die Stellung der Kirche in der Gesellschaft ist entscheidend, ob wir auf solchen vorgeschobenen Posten mit dabei sind, oder ob wir nicht dabei sind. Hier geht es in einem vielfachen Sinne um das Leben.

SPIEGEL: Herr Bischof, die gesellschaftliche Bedeutung der Kirche nimmt kontinuierlich ab: In der Sozialpolitik verhalten die Mahnungen ebenso ungehört wie bei der Abtreibungsspielle. Die Zahl der Gläubigen nimmt weiter ab. Bloß bei der Schwangeren-Konfliktberatung wollen Politiker aller Couleur, auch solche, die sonst mit der Religion wenig am Hut haben, daß die Kirche mit im Boot bleibt, sozusagen als moralische Stütze für das eigene Gewissen. Macht Sie das nicht stutzig?

Lehmann: Daß einige Politiker etwas beruhigter sind bei dem Gedanken, die Kirche

ist auch dabei, das schließe ich nicht aus. Um so wichtiger ist es, daß wir unser eigenes unverwechselbares Profil der Beratung innerhalb des Systems schärfen.

SPIEGEL: Konservative Bischöfe wie der Fuldaer Erzbischof Johannes Dyba plädieren für ein Gegenmodell – eine größere Distanz der Kirche insgesamt zum Staat. Ist das für Sie keine Alternative?

Lehmann: Es gibt ja eine Trennung von Kirche und Staat bei uns. Aber wichtig und richtig ist im Interesse beider eine begrenzte Kooperation auf bestimmten Feldern, etwa bei Krankenhäusern oder in der Schule, in der Caritas oder bei der Bundeswehrseelsorge – und zwar im Interesse des einen und ganzen Menschen, der beispielsweise Bürger und Christ ist. Daran halte ich fest.

SPIEGEL: Haben sich mit dem Doppelbeschluß der Bischofskonferenz Rücktrittsdrohungen einzelner Bischöfe, von denen gemunkelt wurde, erledigt?

Lehmann: Ich kenne keinen einzigen, der mir gesagt hat, daß er zurücktreten will.

SPIEGEL: Und auch der Konflikt mit Dyba, der sich als einziger Oberhirte schon vor sechs Jahren aus der staatlichen Beratung verabschiedet hat, ist beigelegt?



Lehmann, SPIEGEL-Redakteure*
„Es entscheidet der Souverän“

Lehmann: Das muß er in den nächsten Monaten selbst entscheiden, vor allem, ob er unter den veränderten Bedingungen wieder in das Boot zurückkommt. Wir werden ihm da Brücken bauen, wenn das nötig ist. Zunächst fühlt er sich vom Brief gar nicht betroffen, da er ja keine Scheine ausgibt.

SPIEGEL: Und Sie? Im Herbst steht Ihre Wiederwahl zum Vorsitzenden der Bischofskonferenz an. Haben Sie noch Lust auf den Job?

Lehmann: Bei diesen kirchlichen Wahlen wird einfach gewählt, es gibt keine Kandidaturen. Also muß ich mich auch nicht bewerben. Und ich brauche mich vorher nicht zu äußern, auch jetzt nicht. Im übrigen gilt: Es entscheidet der Souverän. Alle Bischöfe sollen meine Arbeit beurteilen.

SPIEGEL: Herr Bischof, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Peter Wensierski, Martin Doerry, Ulrich Schwarz in Bonn.

Notorische Aufregung

Aus dem Auswärtigen Amt wurden mehr Geheimnisse verraten als bisher bekannt. Doch die Staatsschützer bezweifeln, daß es in Genschers Nähe einen weiteren Stasi-Maulwurf gab.



Unterhändler Kohl, Bush, Baker in Camp David (1990): Großes Mißtrauen

Bisweilen war er Freund und Feind suspekt. Schon 1984 fauchte ihn der sowjetische Außenminister Andrej Gromyko bei einer Abrüstungskonferenz an: „Sie wollen ein Loch in unseren Zaun bohren. Ich nenne das Spionage.“

Der amerikanische Botschafter in Bonn, Richard Burt, sprach 1986 aus, was damals Washington über den „Genscherismus“, die weiche Politik der Deutschen gegenüber der Sowjetunion, dachte. Burt höhnte über den ewigen Außenminister: „A slippery man“ (ein aalglatter Typ).

Um Hans-Dietrich Genscher, 72, ranken sich seit einem Jahrzehnt Beschuldigungen und wilde Spekulationen. Mal soll er für den russischen Geheimdienst KGB gearbeitet haben, vielleicht aber auch für eine seiner Ostblockfilialen. Die Stasi nährte den Verdacht, indem sie Genscher als „Inoffiziellen Mitarbeiter Tulpe“ in ihrer Kartei führte – angeblich, um den Politiker bei Bedarf im Zuge einer Desinformationskampagne als IM diskreditieren zu können.

Für den in Reideburg an der Saale geborenen Genscher war der Argwohn der Amerikaner stets Spätfolge seiner ostdeut-

schen Herkunft: Die Amerikaner würden doch „jedem mißtrauen, der von drüben kommt“.

Grundlos war der Argwohn allerdings nicht: Für alle Verdächtigungen gegen Genscher selbst gibt es bisher keinen Beleg, doch sein Auswärtiges Amt (AA) war kein sonderlich sicherer Ort für Geheimnisse.

Seit Jahresbeginn quält sich die Bundesanwaltschaft durch den Datenwust der von der Berliner Gauck-Behörde entschlüsselten Magnetbänder der DDR-Spionageabteilung HVA. Die sogenannten Sira-Dateien sind eine Art Inventarliste der an die HVA verratenen Dokumente und Informationen (SPIEGEL 3/1999). Sira nennt

zwar nur die Decknamen der Spitzel. Doch ist penibel registriert, welche Quelle wo was und wann an Ost-Berlin verriet. Anhand der Kurzbeschreibungen der Geheimdossiers versuchen die Fahnder zu rekonstruieren, welche Informationen aus dem Genscher-Ministerium in den Osten geflossen sind.

Erstes Ergebnis: Zum einen haben manche der bereits bekannten und verurteilten AA-Spione weit mehr verraten als bisher bekannt. Aber auch zusätzliche Quellen wurden



Sira-Bänder

entdeckt – allerdings saßen die nach bisherigen Erkenntnissen nicht direkt im Ministerium in Bonn.

Als Spitzenquellen in Sachen AA rangieren in Sira zwei bisher nicht enttarte Agenten (Decknamen: „Ahmed“ und „Tafel“), die wahrscheinlich aus der deutschen Botschaft in Syriens Hauptstadt Damaskus Geheimnisse verrieten. „Ahmed“ brachte es auf mehr als 1700 Lieferungen und gehört damit zu den Top ten der DDR-Spionage. „Tafel“ ist mit rund 300 Meldungen im System. Der Generalbundesanwalt müht sich um ihre Identifizierung. Daß es sich um deutsche Diplomaten handelt, gilt als unwahrscheinlich. Vermutlich rekrutierte die Stasi sogenannte Ortskräfte, einheimisches Personal einer Botschaft.

Neben „Ahmed“ und „Tafel“ sprudelten noch vier weitere Quellen. Drei von ihnen sind mittlerweile identifiziert: ein DDR-Diplomat und zwei verdeckt operierende HVA-Offiziere. Sie beschafften sich – wie auch immer – Interna aus dem AA. Über den vierten Spitzel weiß man noch nicht viel, nur, daß er irgendwo im Ausland saß und vor allem über die USA berichtete.

Die systematische Sira-Auswertung ergab auch, daß Genscher als Urheber etlicher vertraulicher Informationen registriert ist – allerdings unfreiwillig. Die Stasi, die in



Gesprächspartner Horn, Genscher (1989)
Protokoll nach Budapest

Westdeutschland gezielt Telefone anzapfte, schrieb die reiche Ernte aller Abhöraktionen einem Informanten namens „Friedrich“ zu. Da nicht nur viele von Genschers Gesprächen, sondern auch die anderer Politiker mitgeschnitten wurden, war Friedrich die ergiebigste Quelle.

Der neue, aber etwas komplizierte Sachverhalt facht die Diskussion um Genscher wieder an. Seit Wochen spekuliert das Magazin „Focus“, in Genschers unmittelbarer Nähe müsse noch ein weiterer Maulwurf gearbeitet haben. Der US-Geheimdienst CIA habe 1990 dringend um entsprechende Ermittlungen gebeten und den deutschen Außenminister sogar von den Einheitsgesprächen in Camp David ferngehalten. Doch Bonn habe die Sachem geheimgehalten und die Fahndung nur halbherzig vorangetrieben. Die US-Intervention sei

1992 wohl der eigentliche Grund für Genschers überraschende Demission gewesen.

Tatsächlich wurden die Ermittlungen aus Angst vor einem politischen Imageschaden von der Kohl-Regierung ungewöhnlich diskret gehandhabt. „Genscher ist einer, der viel für das Land getan hat und deshalb Schutz verdiente“, beschreibt einer, der dabei war, den Common. Doch das Bundesamt für Verfassungsschutz bestreitet mangelnden Einsatz. Man habe nach „intensiven Ermittlungen“ keine „ausreichenden Anhaltspunkte für einen konkreten Spionageverdacht“ gefunden. Das habe auch die CIA „ausdrücklich eingeräumt“.

Die Bundesanwaltschaft glaubt ebenfalls nicht so recht an einen weiteren Spion bei Genscher, sie hat nicht einmal ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Die „Akte Genscher“ enthält nur die Auswertungen aus Sira – solche Mappen werden schon seit Monaten im Rahmen der Datenauswertung auch zu anderen Personen oder Ministerien angelegt.

Selbst für die nach Überzeugung der Amerikaner in der Wendezeit verratenen Geheimnisse kann es auch andere, relativ unspektakuläre Erklärungen geben. Informationen aus Gesprächsrunden mit EU-Kollegen oder dem damaligen US-Außenminister James Baker können auch von einer der bereits enttarnten und verurteilten Quellen geliefert worden sein. Die Protokolle, sagt ein hoher AA-Beamter, seien „praktisch jedem zugänglich“ gewesen.

So ergab die Sira-Sichtung auch, daß die ehemalige AA-Schreibkraft Christine B. („Jasmina“) zusammen mit ihrem Ehemann Mario weit mehr an Ost-Berlin lieferte, als 1998 beim Prozeß gegen sie vor dem Oberlandesgericht in Düsseldorf bekannt wurde. Beide wurden nur zu kurzen Bewährungsstrafen verurteilt – dabei brachten sie es, so steht heute fest, bis 1987 immerhin auf 136 Lieferungen.

Das Agentenduo ist nach Ermittlungen der Bundesanwaltschaft wohl auch für einen Verrat verantwortlich, den der ungarische Reformler Gyula Horn in seinen Memoiren schildert: Kurz nach seiner Rückkehr von einem vertraulichen Gedankenaustausch mit Genscher im September 1988 wurde dem damaligen Staatssekretär des ungarischen Außenministeriums in Budapest das Protokoll der Bonner Unterredung vorgehalten – beschafft von der Stasi.

Letzte Sicherheit über den Informanten gibt es nicht – die Sira-Einträge enden 1987. Aber das Muster des Verrats, glauben die Fahnder, paßt ziemlich genau auf die Agentenarbeit des Ehepaars B.

Dem notorisch aufgeregten Bonn meldete Generalbundesanwalt Kay Nehm denn auch kühl, er gedenke „bei der gegenwärtigen Verdachtslage nichts weiteres zu veranlassen“.

GEORG MASCOLO

SCHATZSUCHER

„Vier Ellen tief beim Altar“

Eine angebliche Schatzakte aus der Zeit August des Starken läßt Glücksritter in Sachsen von verbuddelten Millionenwerten träumen. Archäologen fürchten um ihre Ausgrabungsstätten.

Das Papier ist in mehr als zwei Jahrhunderten vergilbt, die Einbände um die uralten Register sind reichlich lädiert. Doch was dort in sauber gezirkelter Handschrift über versteckte Taler in der südbrandenburgischen Kleinstadt Spremberg steht, klingt präzise: „aufm Georgenberge unter einer Linde 2 Ellen tief 21000 Thlr., hinter der Kirche 3 Ellen tief 20000 Thlr., in 4 Gewölben da, 7 Ellen tief 50000 Thlr., beim Altar in 3 Kasten, 4 Ellen tief 50000 Thlr.“

Spremberts Bürgermeister Egon Wochatz hat denn auch schon eine Ahnung, welches Versteck mittelalterlicher Schätze

laufen, denn wenn da jemand gräbt, so Wochatz, „dann ist das die ABM-Brigade der Stadt“.

Die Hoffnung auf gewaltige Schatzfunde im gesamten Territorium der einstigen Sachsenfürsten nährt vor allem „Bild“: Seit Anfang vergangener Woche blies das Blatt in einer Artikelserie zur Jagd auf Sachsens „verborgene Schätze“. Nun sind Glücksritter und Hobby-Archäologen losgelassen, Sachsens Denkmalschützer bangen um ihre alten Gemäuer und Grabungsstätten.

Dabei ist das von „Bild“ vorgelegte Material allenfalls dürftig. Eine angebliche „Schatzkarte von August dem Starken“



Geborgener Wettiner-Schatz: 20 Millionen im Moritzburger Forst

da gemeint sein könnte. Auf dem Georgenberg des Spree-Städtchens stand einst eine Kapelle, im Mittelalter von einer Edelfrau gestiftet. 1974 machte die Nationale Volksarmee das Kirchlein dem Erdboden gleich. Nur noch der Stumpf einer verdorrten Linde ragt aus dem Boden.

Jetzt will der Bürgermeister dafür sorgen, daß Glücksritter und Schwarzgraber von dem möglichen Schatzversteck ferngehalten werden. Die Polizei soll Streife

entpuppt sich bei näherer Betrachtung als Straßenkarte des Freistaats von heute. Und auch die Schatzakte ist nicht wirklich geheimnisumwittert, sondern seit Jahrzehnten frei zugänglich – im Dresdner Hauptstaatsarchiv.

Nach Ansicht von Experten des Archivs handelt es sich dabei auch nicht um eine detaillierte Auflistung verborgener Reichtümer. Das 100 Seiten starke Konvolut gibt wahllos Gerüchte und Spin-

nerien wieder, die Landadligen, Abenteurern und Tunichtguten bis Mitte des 18. Jahrhunderts so zu Gehör kamen.

Ein Prunkstück der Sammlung gibt Zeugnis von der Seriosität der zeitgenössischen Quellen. In den Unterlagen befindet sich ein Blatt, das die Erkenntnisse eines Wünschelrutengängers der Nachwelt überliefert. Immer wenn die Rute ganz leicht ausschlug, vermerkte der Übersinnliche einen Schatzfund von 600 Tälern, bei starkem Ausschlag notierte er freihändig 29 000 Taler.

Doch so zweifelhaft derartige Methoden auch sein mögen – Schatzsuche hatte schon immer etwas höchst Faszinierendes, da bleiben Bedenken schnell auf der Strecke. „Wenn Heinrich Schliemann nur auf seine Ratio gehört hätte“, macht sich Bürgermeister Wochatz Mut, „hätte er Troja ben gefunden.“

Da stört auch nicht, daß Schatzgräber bereits mehrmals in den vergangenen Jahrhunderten den Hinweisen der Schatzakte mit dem Spaten nachgingen, stets vergeblich. „Kein Gramm Gold und weder Münzen noch Edelsteine sind bisher gefunden worden“, sagt Hans Brichzin, stellvertretender Direktor des sächsischen Staatsarchivs.

Es sei kein Wunder, hält Dieter Dirks dagegen, „daß man damals nichts fand. Es gab ja keine Metalldetektoren“. Der Dresdner Schatzsucher bezeichnet sich als „Profi“ und will jetzt im sächsisch-thüringischen Grenzgebiet, in dem Dorf Berga, sein Glück machen. Dort hat sich bereits ein weiterer Experte angekündigt: ein Wünschelrutengänger aus dem Ostharz, der bereits mehrere verrostete Hufeisen im Boden aufgespürt hat.

Seit Mitte der vergangenen Woche nerven täglich Dutzende von Anrufern die Dresdner Archivare mit immer neuen Fragen zu den vergrabenen Preziosen und ihren Fundstellen. Vorsorglich zog Archiv-Vizedirektor Brichzin die Schatzakte einsteilen aus dem Verkehr. Er fürchtet um den Erhalt der fragilen Handschriften.

Auch die oberste Landesarchäologin Judith Oexle betrachtet mit Sorge das plötzliche Interesse an den Schreibseilen aus dem sächsischen Barock. „Die naiven Digger“, fürchtet sie, würden nun zuhauf mit ihren Metalldetektoren durch verlassene Klöster und Burgruinen „trampeln“ – egal ob sie mit ihren Nachforschungen „archäologische Befunde oder Kulturgüter zerstören“. Eine Genehmigung beantragen diese grabenden Schnäppchenjäger in der Regel nicht.

Auch die Angst vor Strafe, im Extremfall bis zu zwei Jahren Gefängnis, schreckt die



Bürgermeister Wochatz, Schatzakte von 1736: *Hoffnung auf gewaltige Funde*

buntschillernde Gemeinde der Schatzgräber kaum. Abnehmer für illegal beschafftes Kulturgut, weiß die Dresdner Archäologin, gibt es genug: „Der graue Kunstmarkt ist gigantisch.“

Noch bedeutender für die Archäologen sind die Kollateralschäden, die Sondengänger und Schwarzgraber in ihrer Gier anrichten. Bei der Suche nach Münzen, Geschmeide und wertvollen Waffen werden auch unerschlossene Ausgrabungsstätten regelrecht umgepflügt. Manche Schatzsucher rücken gar mit Kleinbaggern an. Den Archäologen gehen so oftmals wertvolle Informationen verloren. „Das ist, als ob jemand aus einem einmaligen Buch Seiten rausreißt und sie anschließend verbrennt“, schimpft Oexle.

Novizen werden via Internet in die Tricks des rabiaten Treibens eingeführt. So gibt ein alter Fahrensmann im Web Tips, wie Anfänger etwa bei Grabungen nach mittelalterlichen Stadtresten gefahrlos fündig werden können. Man müsse nur den Lastwagen, die Abraum transportieren, folgen und dann mit dem Metalldetektor die abgekippte Erde durchsuchen. Leichter sei es, den Lkw-Fahrer anzusprechen: „Gegebenenfalls wirkt hier ein Zwanzigmarkschein Wunder.“

Einer dieser Amateurforscher, den die sächsische Landesarchäologin seit längerem auf dem Kieker hat, dient „Bild“ jetzt als Experte für das aufregende Hobby. Hanno Marschner, dem Blatt zufolge „Deutschlands erfolgreichster Schatzsucher“, gibt Tips, was beim Suchen und Graben zu beachten ist.

Marschner hatte im Oktober 1996 im Moritzburger Forst, ungefähr zehn Kilometer nördlich von Dresden, tatsächlich einen Schatz gehoben. Experten taxierten den Wert des Fundes, darunter mehrere einmalige Goldschmiedearbeiten



aus dem Barock, auf über 20 Millionen Mark.

Die Preziosen, die der Kraftfahrer allein mit einem erst kurz zuvor gebraucht gekauften Metalldetektor aufgespürt haben will, hatten die Nachfahren der sächsischen Könige im Februar 1945 vor der anrückenden Sowjetarmee vergraben. Die heute in Kanada lebenden Wettiner-Prinzen Dedo und Gero von Sachsen wußten, wo die Kisten versteckt waren.

Sie konnten aber schlecht selbst Hand anlegen, befand sich doch das sächsische Adelsgeschlecht damals in einem komplizierten Vermögensstreit mit dem Freistaat Sachsen. Um eine Buddel-Erlaubnis zu bekommen, hätten sie verraten müssen, daß eine Liste ihres einstigen Eigentums nicht ganz vollständig war. Die Wettiner beteuerten außerdem, daß ihrer Meinung nach die vergrabenen Kunstschätze alle von den Russen gehoben worden seien.



Schatzsucher Marschner

Landesarchäologin Oexle machte bei Marschners Zufallsfund eine Reihe von Ungereimtheiten aus. In einer vertraulichen Expertise für die sächsische Staatsregierung hatte sie wenige Tage nach dem Fund Zweifel an dessen Version angemeldet. „Die Auskünfte erscheinen zum jetzigen Zeitpunkt unglaublich, da Erdmaterial vom Ausgrabung im Umfeld der Grube nicht mehr sichtbar war und daher die Vermutung besteht, daß die Auffindung schon länger zurückliegt.“ Doch konnten Staatsanwälte Marschner nichts Illegales nachweisen. Das Adelsgeschlecht dankte dem Schatzsucher die Grabung mit einem stattlichen Finderlohn von mehr als 100 000 Mark.

Diesmal möchte er freilich keineswegs auf Schatzpirsch gehen. Er sei „viel zu beschäftigt“, sagt der Digger, und außerdem seien „die sagenhafte Schätze wohl nur Legende“. ANNETT CONRAD, ANDREAS WASSERMANN

BANKEN

Ermittlungen gegen Vorstand

Wegen des Verdachts der Beihilfe zur Steuerhinterziehung ermittelt die Staatsanwaltschaft Frankfurt gegen das Vorstandsmitglied der Dresdner Bank Joachim von Harbou, 44. Der enge Vertraute von Bankchef Bernhard Walter leitete die Niederlassung Frankfurt des Konzerns zu der Zeit, als zahlreiche Kunden Vermögenswerte nach Luxemburg und in die Schweiz transferierten, um fällige Steuern auf Kapitalerträge zu vermeiden. Er ist seit Anfang des Jahres für den Privatkundenbereich verantwortlich. Noch im März dieses Jahres hatte die Dresdner Bank eine „Verständigungslösung“ mit der Düsseldorfer Staatsanwaltschaft akzeptiert. Das Kreditinstitut zahlte ein Bußgeld in Höhe von 37 Millionen Mark, vier leitende Angestellte erhielten Geldbußen von je 500 000 Mark. Ex-Vorstandschef Jürgen Sarrazin und der damalige Leiter der Dresdner Bank Luxemburg, Friedrich Otto Wendt, erhielten per Strafbefehl ein Jahr Freiheitsstrafe auf Bewährung und mußten eine Geldstrafe zahlen. Als Gegenleistung, so hieß es damals, seien die Ermittlungsverfahren gegen aktive und frühere Spitzenmanager beendet worden. Die Bank erwartet deshalb, so eine Sprecherin, daß das Verfahren bald eingestellt wird.



Harbou



Dresdner-Bank-Zentrale in Frankfurt

W. V. BRAUCHITSCH

BRIEFZUSTELLUNG

Post pocht auf Monopol

Die Deutsche Post AG will sich unliebsame Konkurrenz vom Halse schaffen. Über 140 private Wettbewerber bieten inzwischen, versehen mit einer Lizenz der Regulierungsbehörde für Telekommunikation und Post, die Zustellung von Briefen (unter 200 Gramm) an. Gegen die Lizenzpraxis der Regulierungsbehörde klagt nun die Post; an diesem Dienstag ist Verhandlung vor dem Verwaltungsgericht Köln. Die Post pocht auf ihr Monopol bei der Briefzustellung; das Postgesetz werde von der Regulierungsbehörde unterlaufen, so ein Sprecher. Die betroffenen Privatfirmen setzen dagegen auf besondere Leistungen im Sinne der Lizenz – gemeint ist die Zustellung von Briefen noch am selben Tag. Bekommt die Post recht, sind bundesweit 3000 Arbeitsplätze in Gefahr, so Rechtsanwalt Ralf Wojtek, der die Privatfirmen und den Bundesverband Internationaler Express- und Kurierdienste (BIEK) vertritt. Während die Post im Klagen schnell ist, brauchen ihre Briefe länger als offiziell bekannt – so Messungen des BIEK: Nur 55,3 Prozent aller Briefe kamen danach am ersten Tag nach Einwurf ans Ziel. Nach Postangaben erreichten 1998 95 Prozent aller Briefe am nächsten Tag den Empfänger.



Briefträgerin

R. OBERHAUSER / DAS FOTOARCHIV

INVESTITIONEN

„Phantastische Aufgabe“

BDI-Präsident Hans-Olaf Henkel, 59, über die Hilfe für den Balkan

SPIEGEL: Wo nützt Ihr Lieblings-Sozialdemokrat Bodo Hombach Ihnen mehr – im Kanzleramt oder als Aufbau-Koordinator in Südosteuropa?

Henkel: Ohne Hombach hätte es die überfällige Kurskorrektur in der Wirtschafts- und Finanzpolitik nicht gegeben. Aber nun übernimmt er eine phantastische Aufgabe, und die deutsche Industrie wird künftig in Südosteuropa einen überaus kompetenten Ansprechpartner haben. Deshalb verbietet es sich, lange über seinen Abschied aus Bonn zu lamentieren.

SPIEGEL: Am Wiederaufbau in Bosnien hat sich die deutsche Industrie kaum beteiligt. Warum sollte das jetzt im Kosovo anders ablaufen?

Henkel: Deutschland hat zum Wiederaufbau in Bosnien erheblich beigetragen, nur bei der Auftragsvergabe vor Ort kamen unsere Firmen kaum zum Zuge. Außerdem galt die Region vor einem Jahr noch als Konfliktherd.

Das hat viele abgeschreckt. Jetzt ist das Gebiet befriedet, und es gibt keine Ausreden mehr, dort nicht zu investieren.

SPIEGEL: Wie attraktiv ist die Region für deutsche Investoren?

Henkel: Ich halte ganz Ex-Jugoslawien für genauso interessant wie Rußland, obwohl es kleiner ist und weniger Einwohner hat. Entsprechend wird auch das Interesse der Wirtschaft sein. Allerdings brauchen wir die Unterstützung der Politik. Die Bundesregierung sollte sich deshalb in der Europäischen Union dafür einsetzen, daß eine Freihandelszone geschaffen wird, zu der neben dem Kosovo, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien und Kroatien irgendwann sogar Serbien gehören könnte – vorausgesetzt, Milošević wird entmachteter.

SPIEGEL: Soll diese Freihandelszone nicht bloß der Industrie ungehinderten Absatz in der Krisenregion sichern?

Henkel: Wir haben immer Interesse an Exporten, aber darum geht es in diesem Fall nicht. Ich schlage eine asymmetrische Regelung vor, in der Brüssel den Balkanstaaten einseitig günstigere Zollsätze einräumt.



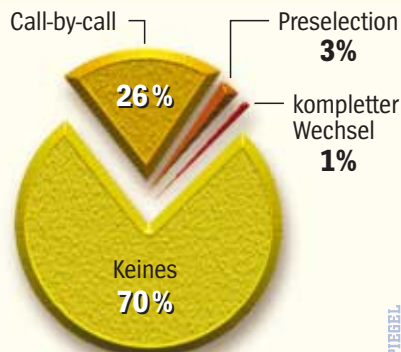
Henkel

TELEFON

Treue Kunden

Gut ein Jahr nach der Freigabe des Telefonmarkts stehen die meisten Bundesbürger den neuen Anbietern immer noch skeptisch gegenüber. Für fast zwei Drittel aller Deutschen kommt ein Wechsel der Telefongesellschaft nicht in Frage. Besonders ausgeprägt ist die Treue zur Telekom bei den Älteren, 77 Prozent der über 50jährigen lehnen einen Wechsel ab. Das ist eines der Ergebnisse der zweiten SPIEGEL-Studie „Online-Offline“, bei der mehr als 10 000 Personen im Alter von 14 bis 64 Jahren befragt wurden. Der Studie zufolge hat sich bislang gerade mal ein Prozent der Befragten vom Bonner Ex-Monopolisten getrennt. Auch andere neue Möglichkeiten beim Telefonieren werden erst zaghaft genutzt. Zwar haben 64 Prozent schon von Call-by-call gehört, doch erst 26 Prozent haben die Netzkennzahl eines privaten Anbieters gewählt, um dadurch ihre Telefonkosten zu senken. Üppige Summen dürf-

„Telefongespräche können heute über das Netz verschiedener Gesellschaften geführt werden. Welches der drei Verfahren zur Netzwahl haben Sie schon genutzt?“



Angaben in Prozent; Umfrage des SPIEGEL-Verlags von Oktober 1998 bis Februar 1999; 10 025 Befragte

ten da ohnehin nicht zusammenkommen, denn die durchschnittliche Telefonrechnung der Bundesbürger beläuft sich auf 103 Mark. Ausgeprägt ist dagegen der Wunsch, per Handy zu telefonieren und überall erreichbar zu sein. In den kommenden zwei Jahren, so das Ergebnis der Studie, steigt die Zahl der Handy-Nutzer in Deutschland auf etwa 21 Millionen. Die besten Ausichten dürften dabei die Mobilfunkbetreiber Mannesmann (D2) und E-Plus haben, deren Bekanntheitsgrad deutlich über dem des Telekom-Netzes T-D1 liegt.



Breuer, Newman

DEUTSCHE BANK

Abfindung in Millionenhöhe

Bankers-Trust-Chef Frank Newman wird nicht, wie in den Übernahmeverhandlungen mit der Deutschen Bank vereinbart, in den Vorstand der Deutschen Bank aufrücken. Am vergangenen Donnerstag haben Newman und Deutsche-Bank-Vorstandssprecher Rolf-E. Breuer in Paris bereits über die Konditionen für einen Ausstieg Newmans verhandelt. Die Deutsche Bank fühlte sich von Newman unzureichend über Unterschlagungen von herrenlosen Kundengeldern bei Bankers Trust in den Jahren 1994 bis 1996 informiert,

die im März zu einer Strafzahlung von 60 Millionen Dollar führte. Zwar kam Newman erst danach zu der US-Investmentbank, doch die amerikanische Aufsichtsbehörde prüft zur Zeit, ob die bankinternen Untersuchungen adäquat gewesen sind. Auch Newman ist offensichtlich nicht sonderlich darauf erpicht, den Vertrag zu erfüllen, obwohl ihm die Deutsche Bank 55 Millionen Dollar innerhalb von fünf Jahren garantiert hat. „Durch gezielte Indiskretionen hat er 100 Millionen Dollar als Preis für seinen Ausstieg lanciert“, werfen ihm Führungskräfte bei der Deutschen Bank vor. In der Tat waren im „Wall Street Journal“ in der vergangenen Woche Berechnungen erschienen, wonach Newman 100 Millionen Dollar bei einem vorzeitigen Ausstieg zustehen. Diese Summe will die Deutsche Bank auf keinen Fall zahlen. „Da würden einige Vorstände an die Decke gehen“, sagt ein Insider über „diese Wahnsinnssumme“. Trotzdem wird der Ausstieg Newmans alle bisher in der deutschen Industrie üblichen Abfindungen weit übertreffen. In New York gibt es T-Shirts mit dem Konterfei des Bankers-Trust-Chefs Newman und dem aufgedruckten Spruch: „Frank got 55 million \$ and all I got, is this T-shirt“. Wahrscheinlich muß die Summe auf dem T-Shirt nach oben korrigiert werden.

KREDITKARTEN

Boom bei Meilenjagd

Nach der Deutschen Lufthansa wollen nun auch British Airways und ihr Ableger Deutsche BA eine neuartige Kreditkarte herausgeben und den Kunden für jede Mark Umsatz Freimeilen gutschreiben. Schon seit Februar erhalten Lufthansa-Kunden für jede Rechnung, die sie mit der blauen Lufthansa-Kreditkarte bezahlen, pro ausgegebenem Euro eine Gratismeile gutgeschrieben. Die Schnäppchenjagd hat allerdings ihren Preis. Für die normale Rabattkarte ist eine Jahresgebühr von 125 Mark fällig, die Goldversion kostet sogar 190 Mark. Trotzdem orderten in den vergangenen fünf Monaten schon mehr als 60 000 Kunden die neue Plastikwährung. Die Briten wollen nun an dem Boom mit einer eigenen Karte – zusammen mit

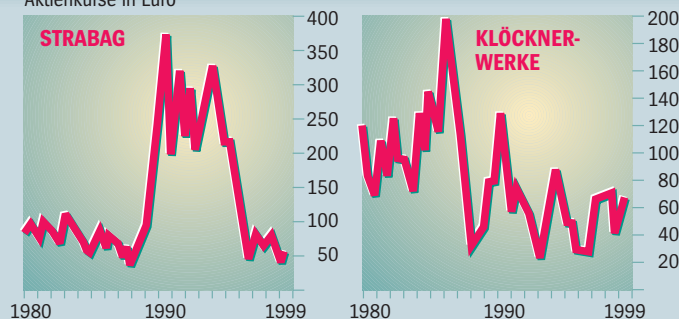
der Londoner Barclays Bank und Master Card – mitverdienen. Sie ist mit rund 100 Mark deutlich billiger als das Konkurrenzprodukt. Außerdem sollen die Kunden schon mit deutlich weniger Meilen durchstarten können. Allerdings hat die Bad Homburger Wettbewerbszentrale erst kürzlich die Lufthansa verklagt, weil deren Karte gegen das gesetzliche Zugabeverbot verstoße. Entscheiden die Richter Ende August gegen die deutsche Airline, müssen auch die Briten ihre Karte zurückziehen oder modifizieren.



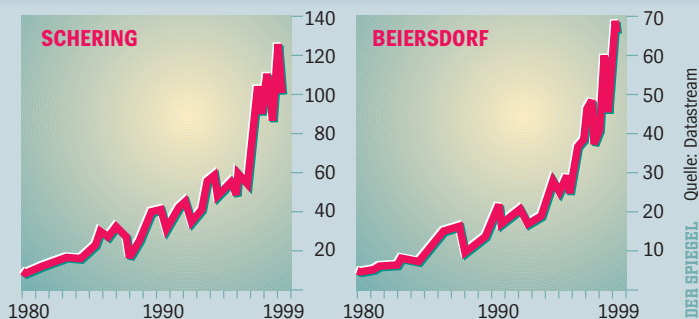
British-Airways-Passagiere

Wackelkandidaten ...

Aktienkurse in Euro



... und Gewinnbringer



DEUTSCHE AKTIEN

Seltene Highflyer

Langfristig, so eine alte Börsenregel, schlagen Aktien alle anderen Anlagen. Doch das stimmt nur bedingt: In den vergangenen 20 Jahren haben nur ganz wenige deutsche Standardwerte ihre Aktionäre dauerhaft erfreut. Geringe Kurschwankungen (Volatilität) und zugleich ein starkes Wachstum (Performance), wie bei Beiersdorf und Schering, gab es bisher eher selten. Zu den dauerhaften Highflyern gehörten bis 1998 auch der Pharmahändler Gehe sowie die Stromriesen VEW und

RWE, Viag und Veba. Die diversifizierenden Konzerne Preussag und Mannesmann haben erst in den letzten Jahren einen Aufwärtstrend gefunden. Die meisten Werte hingegen schwankten heftig, wie KSB, Varta, Rheinmetall oder Kali und Salz. Wer 1985 Aktien von Porsche oder der Deutschen Bank geordert hatte, mußte elf Jahre lang ausharren, bis die Kaufkurse wieder erreicht waren. Viele Aktionäre wurden richtig gestreßt. Noch heute liegen die Kurse der Metallgesellschaft, von Herlitz, Gildemeister sowie Brau und Brunnen auf dem Niveau von 1980. Manche Aktionäre haben in den vergangenen 20 Jahren sogar herbe Verluste eingefahren: mit Deutz und Strabag, Babcock Borsig und den Klöckner-Werken.

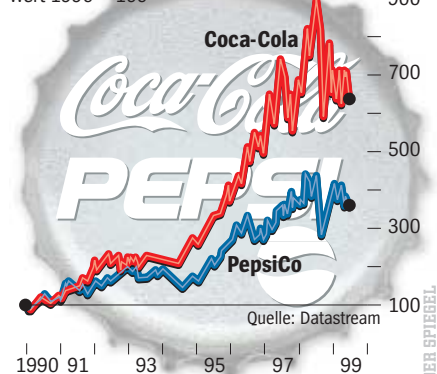
GETRÄNKE-HERSTELLER

Cola sprudelt weiter

Der Skandal um die vergifteten Coca-Cola-Dosen in Belgien und Frankreich wird den langfristigen Aufwärtstrend der Aktie des weltgrößten Limonadenherstellers nicht stoppen. Diese Meinung vertreten Analysten in London und New York, obwohl die Aktie zunächst über zehn Prozent verloren hatte. Mark Cohen von Goldman Sachs beispielsweise prognostiziert einen durch die Gesundheitsgefahr bedingten Umsatzrückgang von maximal 0,1 Prozent. Und Skip Carpenter von Donaldson, Lufkin & Jenrette kann sich „keine dramatische Verschiebung der Marktanteile“ zwischen Coca-Cola und dessen Hauptkonkurrenten Pepsi vorstellen, noch nicht einmal in den Ländern, in denen der Coke-Verkauf zunächst gestoppt wurde. Dem Branchenblatt „Beverage Digest“ zufolge hat Coca-Cola in Belgien einen Marktanteil von 64 Prozent, Pepsi dagegen nur von etwa 2 Prozent. Einige Geldhäuser, darunter die Zürcher Kantonalbank, empfehlen ihren Kunden das Papier sogar zum Kauf. Denn nach einer schwierigen Zeit mit niedrigen Gewinnmargen könne der Erlös im nächsten Jahr um 15, im übernächsten sogar um 20 Prozent wachsen.

Aktienkurse

Wert 1990 = 100



NEUEMISSIONEN

Börsengang für alle

Der kalifornische Investmentbanker Bill Hambrecht, 63, über sein Konzept, Neuemissionen im Internet zu versteigern



Hambrecht

SPIEGEL: Kleinanleger werden grün vor Neid, wenn sie bei Neuemissionen leer ausgehen, der Kurs aber alsbald stark steigt. Wie wollen Sie das ändern?

Hambrecht: Traditionell werden sowohl der Preis der Aktien als auch deren Verteilung von einer Investmentbank festgelegt. Nach meinem Konzept Open IPO entscheidet darüber eine unparteiische, blinde Versteigerung im Internet – und damit der Markt.

SPIEGEL: Wie läuft die Auktion ab?

Hambrecht: Ziemlich einfach. Auf unserer Web-Seite (www.openipo.com) informiert sich der potentielle Investor, gibt sein Gebot ab und wartet auf den Auktionsschluß. Er bekommt dann Aktien zugeteilt, wenn sein Gebot dem Marktschlußpreis entspricht oder darüber liegt. Dieser Schlußpreis ist der niedrigste Preis, zu dem die Firma alle Anteile loswerden kann.

SPIEGEL: Der endgültige Verkaufspreis für alle Gebote wird also durch das niedrigste Gebot bestimmt, das gerade noch angenommen wird?

Hambrecht: Genau. Allerdings bekommt niemand mehr als zehn Prozent der Aktien.

SPIEGEL: Wie kamen Sie auf die Idee mit der „holländischen Versteigerung“?

Hambrecht: Ich war vor einigen Jahren in Amsterdam und habe dort zugesehen, wie Händler auf den Blumenmärkten ihre Ware versteigerten. Da kam mir sofort die Frage: Wieso sollte das nicht auch auf den Finanzmärkten funktionieren?

GEWERKSCHAFTEN

Ohne Köpfe und Konzepte

Traditionalisten und Modernisierer streiten um den künftigen Kurs der IG Metall: Soll sie das Erreichte verteidigen oder den Umbau mitgestalten? Die Metall-Gewerkschaft ist auf der Suche nach ihrer eigenen Zukunft – und nach einer Strategie.

Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde. Kaum waren die Rentenpläne von Arbeitsminister Walter Riester an die Öffentlichkeit gesickert, meldete sich die IG Metall zu Wort.

Doch statt solidarischer Kritik gab es für den ehemaligen Spitzenfunktionär der Metall-Gewerkschaft von den alten Kollegen die heftigsten Prügel aus dem Lager der Reformgegner. „Riester betreibt ein schlimmeres Spiel mit den Rentnern als sein Vorgänger Norbert Blüm“, ballerte der IG-Metall-Sozialexperte Horst Schmitthenner gegen den Arbeitsminister.

So klingt es in diesen Tagen öfter. Wenn die Lautsprecher der IG Metall sich zu Wort melden, halten vor allem Traditiona-

listen wie Schmitthenner das Mikrofon. Im Vorstand sind die Bewahrer mit Jürgen Peters lautstark vertreten. Er folgte als IGM-Vize auf Walter Riester und läßt seitdem keine Gelegenheit aus, seinen Vorgänger zu ärgern.

Gelegentlich brüskiert er ihn auch ganz offen. Als Riester in einer Arbeitsgruppe des Bündnisses für Arbeit Peters um dessen Meinung bat, antwortete der: „Wenn ich etwas zu sagen habe, dann sage ich es, wann ich will.“

Auch auf den Gewerkschaftskonferenzen führen derzeit vor allem die Vertreter der alten IGM das Wort. Als Anfang Juni das gesellschaftspolitische Forum der IG Metall in Bad Orb diskutierte, notierte ein

Aufklärer der Arbeitgeber, für die Funktionäre sei die IG Metall „vor allem ein antikapitalistischer Interessenverband mit politischem Auftrag aus der Tradition der Arbeiterklasse“.

Daß sich bei der größten – und noch immer mächtigsten – Industriegewerkschaft der Welt Traditionalisten und Modernisierer um die Vorherrschaft streiten, ist beileibe nichts Neues. Neu dagegen ist, daß von den Reformern nichts zu hören und zu sehen ist: Ihre Köpfe und Konzepte sind nicht sichtbar.

Die Traditionalisten wollen seit jeher das Erreichte mit allen Mitteln verteidigen: den Flächentarifvertrag, hohe Lohnzuwächse für alle, generelle Arbeitszeitverkürzung.

Demonstrierende Metaller: „Gegenmacht, aber keine Kampfmaschine“

DPA



Daß die Welt sich verändert, kann sie nicht beirren.

Die Reformer dagegen wollen sich dem unvermeidlichen Strukturwandel nicht entgegenstemmen, sie wollen ihn mitgestalten: Flexiblere Arbeitszeiten und differenzierte Löhne sind für sie kein Tabu.

In der Vergangenheit waren stets beide Pole in der Spitze der Gewerkschaft vertreten. Zuletzt verkörperte IGM-Chef Klaus Zwickel den Traditionalisten mit Schiebermütze, Vize Riester gab den nachdenklichen Reformer. Doch Riester ging, er hinterließ ein Vakuum.

Seitdem geben die Bewahrer, obwohl nicht in der Mehrheit, den Ton an, kritische Beobachter fürchten sogar eine „Rolle rückwärts“. Längst befinden sich die Funktionäre in der Vorbereitung für den Gewerkschaftstag Anfang Oktober in Hamburg. Innerhalb der Organisation werden Positionen bezogen und hinter den Kulissen Strippen im Kampf um Ämter und Einfluß gezogen.

Tatsächlich ist die Metall-Gewerkschaft auf der Suche nach ihrer eigenen Zukunft. Seit Jahren steckt die mächtige Industriegewerkschaft in der Krise. Die Mitgliederzahlen schwinden, die Organisation ist überaltert. Die Wirklichkeit in den Betrieben ändert sich schneller als die Tarifverträge. In den Wirtschaftszweigen, in denen – wie in der Stahl- oder in der Automobilindustrie – die Metall-Gewerkschaft traditionell stark organisiert ist, sinkt die Zahl der Arbeitsplätze beständig. In den neuen Wachstumsindustrien kann sie nicht Fuß fassen.

Bereits im vergangenen November zeichnete Zwickel ein schonungsloses Bild der Lage: Jahr für Jahr verliert die IG Metall rund drei Prozent ihrer Mitglieder. Hatte die Gewerkschaft 1991 rund 3,6 Millionen, sind es derzeit noch knapp 2,6 Millionen Mitglieder – Tendenz abnehmend. Wenn der Trend von Beitragseinnahmen und Ausgaben weiter wie bisher anhalte, so der Vorsitzende, klappe bereits 2002 in der Kasse ein Loch von 150 Millionen Mark.

Die IG Metall bedarf einer grundlegenden Reform. Auch Zwickel weiß, daß er die Gewerkschaft öffnen muß, wenn sie nicht als unaufhaltsam schrumpfende Großsekte in ihrer traditionellen Nische verkümmern soll.

Doch mit dem hergebrachten Gewerkschaftsimage lassen sich Mitglieder in den zukunftssträchtigen Dienstleistungsbereichen nicht ködern. An klassischen Arbeiterführern mangelt es nicht, wohl aber an Identifikationsfiguren für den neuen Arbeitnehmertypus, der an Zahl gewinnt.

Mit einer professionellen Image- und Werbekampagne, die jährlich bis zu 40 Millionen Mark kostet, sollen neue Mitglieder geworben werden. Mit Marketing allein sind die Probleme aber nicht zu lösen.

Am ehesten kann die Erneuerung aus den Bezirken und aus den Betrieben kom-



Gewerkschafter Riester, Zwickel, Peters: „Wenn ich etwas zu sagen habe, dann, wann ich will“

men. Dort emanzipiert sich eine neue, undogmatische Generation von der Frankfurter Gängelei der vergangenen Jahrzehnte. In der Zentrale haben noch immer die alten Apparatschiks das Sagen.

Vergangene Woche verkündete der baden-württembergische Metall-Chef Berthold Huber auf der Bezirkskonferenz seines Verbandes, daß die Arbeitszeitverkürzung in naher Zukunft nicht mehr im Mittelpunkt der Bemühungen stehe. Statt dessen wollen die Metaller im Südwesten lieber für gleichen Lohn bei gleicher Arbeit kämpfen – in der modernen Arbeitswelt ist die Trennung von Arbeitern und Angestellten oftmals nur noch eine Fiktion in den Tarifverträgen. Auf dem Gewerkschaftskongreß will Huber bei den anderen Bezirken für seine Vorstellungen werben, obwohl die Vorsitzenden Zwickel und Peters als Vertreter der 32-Stunden-Woche gelten.

In den Unternehmen fordern selbstbewußte Betriebsräte mehr Bewegungsraum. Viele von ihnen haben in schwierigen Zeiten in ihren Firmen eigene Lösungen gefunden, weil die Zentrale lieber an alten Dogmen festhielt.

In der Tat hat sich in den vergangenen Jahren in Tarifverträgen und Betriebsvereinbarungen vieles geändert: Flexibilisie-

rung und Arbeitszeitkonten, Ausweitung befristeter Arbeitsverträge und neue Schichtmodelle sind betrieblicher Alltag.

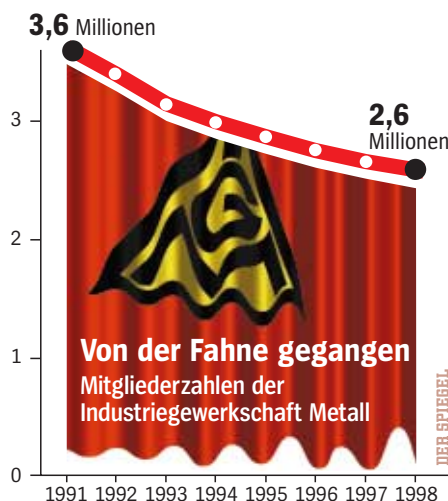
Doch noch immer fällt es vielen Funktionären schwer, die Realität anzuerkennen. Vergangene Woche schloß die IG Metall erstmals einen Tarifvertrag mit einem Zeitarbeitsunternehmen ab; bis dato waren Leiharbeitsfirmen für die Gewerkschaft Schmutzgebäude, die es zu bekämpfen galt. Nun haben die Leiharbeiter von Adecco für die Zeit der Expo in Hannover einen Tarifvertrag mit garantierten Stundenlöhnen zwischen 13,50 Mark und 26 Mark, geregelten Urlaubsansprüchen, Arbeitszeitkonten und Arbeitnehmervertretung.

Da die Leiharbeit weiter steige, erklärt der niedersächsische Bezirkschef Hartmut Meine, müsse man zur Kenntnis nehmen, „daß die Realität anders aussieht, als wir uns das wünschen“. Daher habe man sich zu einer „Kurskorrektur entschlossen“. So wird der Abschluß zum „Experimentierfeld für mögliche spätere Flächentarifverträge“.

Die Erklärung ist symptomatisch, denn die neue Vielfalt hat einen Schönheitsfehler – fast alle Änderungen kamen auf Druck der Realität zustande, als die alten Regelungen nicht mehr zu halten waren und in den Betrieben längst unterlaufen wurden. Ein Ausdruck gewerkschaftlicher Gestaltungsmacht sind sie nicht.

Auch wenn die Wiederwahl Zwickels im Herbst außer Zweifel steht – der Gewerkschaftschef weiß, daß er in Hamburg bereits seinen Abgang im Jahr 2003 vorbereiten muß. Er muß den Generationenwechsel einleiten und sicherstellen, daß die Modernisierer im Vorstand wieder vertreten sind.

Kein leichtes Unterfangen: Als sein Vize Riester vergangenen Herbst ins Arbeitsministerium wechselte, scheiterte Zwickel mit seinem Personalvorschlag, statt dessen rückte der Hardliner Peters in den Vorstand. Der Metall-Chef hatte auf seinen Hauptkassierer Bertin Eichler gesetzt – und



die Gemengelage in seiner Gewerkschaft falsch eingeschätzt.

Auch diesmal wollen die Traditionalisten die Gunst des Gewerkschaftstags nutzen. Schon jetzt werden Personalvorschläge diskutiert, Mehrheiten ausgelotet – zum Beispiel für den Berliner Bezirkschef Hasso Düwel oder den Chemnitzer Bevollmächtigten Sieghard Bender.

Außerhalb der Funktionärskader haben die Ränkespiele noch keine Bedeutung. „Für meine Leute“, sagt der Duisburger Bevollmächtigte Peter Gasse, „ist der Gewerkschaftstag noch ganz weit weg.“ In den Betrieben sei IG Metall, was die Gewerkschaft vor Ort für die Arbeitnehmer leiste.

Für die Basis, so Gasse, bestehe die Frankfurter IG Metall aus Klaus Zwickel. Und der steckt in der Bredouille.

Er selbst sieht sich als Vater des Bündnisses für Arbeit, weil er es war, der ein solches Bündnis schon zu Kohl-Zeiten ins Gespräch brachte. Doch wenn die nächste große Runde am 6. Juli keine konkreten Ergebnisse vorlegen kann, wird es eng für die Zukunft des Bündnisses.

Die IG Metall will noch einmal Druck machen. Seit zwei Wochen bereitet sie eine „Bündnis für Arbeit-Mobilisierungskampagne“ in den Betrieben vor. Die Hauptamtlichen werden mit Plakaten, Faltblättern und Redebausteinen zum Thema „Vier Trümpfe zum Bündnis für Arbeit“ versorgt. Die Gewerkschaft will einen „öffentlichen Handlungs- und Erwartungsdruck“ aufbauen, die „Blockadehaltung“ der Arbeitgeber angreifen und deren „Eignungsbereitschaft austesten“.

Bisher hat es die IG Metall allerdings versäumt, die Mitglieder über die eigenen Ziele aufzuklären – und klarzumachen, welchen Preis sie zu zahlen bereit ist.

Nach dem Wahlsieg über Kohl, den viele Gewerkschafter als ihren Sieg betrachten, reift die Erkenntnis, daß auch der Regierungswechsel ihnen die Last der Veränderung nicht nimmt. In solch unsicheren Umbruchzeiten ist die Versuchung groß, in den bewährten Abwehrritualen Halt und Geschlossenheit zu suchen: der Kampf gegen die Feinde aus Politik und Kapital als identitätsstiftende Aufgabe.

Gern berufen sich die Traditionalisten auf eine Studie des Meinungsforschungsinstituts Polis, in der die befragten Mitglieder und Nichtmitglieder der IG Metall hohe Zufriedenheit in den klassischen Feldern wie Tarifpolitik bescheinigen. Die Funktionäre ignorieren, daß der Gewerkschaft zugleich Defizite in bezug auf Modernität, Dynamik, Flexibilität und Offenheit für neue Ideen angelastet werden.

Die Arbeitnehmer fordern von der IG Metall für die Zukunft nicht Bewahrung, sondern Gestaltung. Klaus Zwickel hat seine Schlüsse aus der Studie gezogen: „Die Befragten wollen die IG Metall als Gegenmacht, nicht als Kampfmaschine.“

MARKUS DETTMER

BUCHPREISE

Letztes Aufbäumen

EU-Kommissar Van Miert will die Preisbindung für Bücher noch vor der Sommerpause verbieten. Der notwendigen Mehrheit ist er sich sicher.



Van Miert



Naumann



Preisbindungskontrahenten, Buchhandlung: „Unter Ausschluß der Öffentlichkeit“

Der Bonner Kulturminister Michael Naumann unternahm einen letzten Versuch, die über hundert Jahre alte hehre Institution der Buchpreisbindung in Deutschland zu retten. Ob der Wettbewerbskommissar Karel Van Miert bereit sei, fragte der Ex-Verleger am 17. Juni bei dem Flamen an, unter gewissen Voraussetzungen „den Topos der Ladenpreisbindung von der Tagesordnung der Kommission verbindlich zu streichen“.

In diesem Fall, so Naumann, werde er den deutschen Verlegern empfehlen, aus ihren Preisbindungsverträgen alle Passagen zu streichen, die den grenzüberschreitenden Wettbewerb zwischen den beiden deutschsprachigen Ländern behindern. Auf diese Weise könnten die nationalen Festpreise, die Europa ohnehin nichts angingen, gerettet werden.

Van Miert reagierte unmittelbar. Bereits am Mittwoch der vergangenen Woche lan-

dete ein Fax auf dem Schreibtisch Naumanns, in dem die Bedingungen für den gewünschten Verzicht auf das Verbot der Buchpreisbindung notiert sind.

Bis zum 6. Juli, so Van Miert, müßten die deutschen und österreichischen Verleger alle bisher geltenden Vereinbarungen über die Preisbindung in beiden Ländern kippen. Anschließend stände es ihnen frei, „der Kommission neue, getrennte Vereinbarungen für Deutschland bzw. Österreich zu unterbreiten“. Es freue ihn, heißt es weiter, „daß wir durch Ihr Schreiben einer solchen Lösung näher gekommen sind“.

die Verteidiger des Kulturgutes Buch gegen den angeblichen Marktfanatiker Van Miert. Es sei eine Provokation, „praktisch in letzter Minute“ noch eine Entscheidung „von so herausragender kulturpolitischer Bedeutung“ erzwingen zu wollen, erregte sich der Börsenverein.

Tatsächlich hat sich die Kommission zwar verpflichtet, keine „neuen politischen Initiativen“ mehr zu starten, um ihre Nachfolger nicht zu fesseln. Das sich ewig dahinschleppende Verfahren über die Zulässigkeit der Buchpreisbindung fällt aber gewiß nicht in diese Kategorie: Verleger und Buchhändler haben den Antrag gestellt, ihre Branche wie gewohnt vom Verbot der Preisbindung freizustellen. Darüber muß die Behörde entscheiden, zumal sich ein Mitbewerber gegen die Preisbindung gewehrt hat.

Während all der Jahre, schiebt der Börsenverein nach, habe Van Miert immer beschwichtigt, es gehe nicht um die nationalen Festpreise für Bücher, sondern nur um die internationalen grenzüberschreitenden Wettbewerbsbehinderungen. Heimtückisch wolle er nun in seinem Verbotsentwurf „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ und entgegen allen früheren Zusagen plötzlich doch auch die nationalen Preisbindungssysteme für nichtig erklären.

Zuständigkeit hat Van Miert tatsächlich nur, wenn nationale Preisbindungen grenzüberschreitend wirksam werden. So wie in Deutschland und Österreich, wo sich die Buchhändler mit nur einer Unterschrift verpflichten, Bücher nur zu den von den Verlegern bestimmten Endpreisen zu verkaufen. Sie dürfen in das Nachbarland exportierte Bücher auch nicht zurückschaffen und dann unter Preis verkaufen.

In Van Mierts Brief an Naumann heißt es, alle geltenden Regelungen hätten untrennbar zur Folge, daß österreichische Buchhändler deutsche Bücher in Österreich nicht billiger anbieten dürften als in Deutschland und umgekehrt. Sei dies gefallen, könnten die Verbände durchaus eine neue Preisbindung für Bücher beschließen, ein jeglicher nur in seinem Land. Allerdings: Sie müßten zusätzlich „klarstellen, daß die nationale Preisbindung auf Reimporte keine Anwendung findet“.

Würden die deutschen Verleger sich darauf einlassen, hätte Van Miert alles erreicht, was er wollte, auch ohne Verbot. Sofort würden sich, wie im Kfz-Sektor oder bei den Arzneimitteln vorgeführt, Preisbrecher finden, die mit billigen Reimporten Kaufhäuser und Buchhandlungen füllten. Kein Konkurrent könnte sich noch länger an die Festpreise halten.

Wenn nichts geschieht, will Van Miert spätestens am 14. Juli, acht Tage nach Ablauf der Frist, die Kommission zum Schwur bitten. Nach vielen Gesprächen mit seinen Kollegen ist er zuversichtlich, die nötige Mehrheit für dieses Verbot zu bekommen.

WINFRIED DIDZOLEIT

Das war reiner Hohn. Das Diktat des Kommissars ist kein Kompromißangebot, es wäre die Durchsetzung seiner in Brüssel als Entwurf bereitliegenden Verbotsverfügung im Gewand der freiwilligen Vereinbarung. Verleger und Buchhändler erkannten das mit einem Blick. Die knappe Frist bis zum 6. Juli läßt keine Zeit mehr für neue Verhandlungen. Van Miert ist dazu auch nicht mehr bereit.

Um den Kommissar ins Unrecht zu setzen und das Verbot doch noch abzuwenden, hatte der Börsenverein sich während der vergangenen Wochen in einem letzten Aufbäumen auf zwei juristisch spitzfindig untermauerte Vorwürfe gegen den Kommissar konzentriert: Verleger und Buchhändler hielten Van Miert mangelnde Kompetenz und „Täuschung“ vor.

Die Kommission sei im März kollektiv zurückgetreten, führe seither also nur noch die laufenden Geschäfte, argumentierten

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Nichts beim alten lassen“

RWE-Chef Dietmar Kuhn über den Umbau des Energiekonzerns, den Wettbewerb auf dem Strommarkt und den Ausstieg aus der Atomkraft

SPIEGEL: Herr Kuhn, Sie wollen den riesigen RWE-Konzern auf die Geschäftsbereiche Strom, Öl, Kohle, Gas und Wasser konzentrieren. Ist das nicht eher eine Rolle rückwärts als eine Zukunftsstrategie?

Kuhn: Im Gegenteil – unser Blick richtet sich klar in die Zukunft. Die Stärke des Konzerns liegt eindeutig im Geschäft mit der Energie. Rund zwei Drittel des Umsatzes und über fünf Milliarden Mark des Konzernergebnisses machen wir heute schon in diesen Bereichen. Dort wollen wir noch stärker werden, um im harten europäischen Wettbewerb eine führende Position einzunehmen.

SPIEGEL: Sind solche Zahlen nicht der Beweis dafür, daß Sie mit Ihrer alten Strategie, nämlich weg vom Strom und hin zum Aufbau neuer Geschäftsfelder, gescheitert sind?

Kuhn: Nein, die Strategie ist nicht gescheitert. Man muß alles zu seiner Zeit sehen. Solange wir in Deutschland keine freien Energiemärkte hatten, gab es für RWE

Gestraftes Geschäft

Die neue Struktur des RWE-Konzerns



mit dem Verkauf von Otelio aber noch rechtzeitig ausgestiegen. In der Umwelt AG haben wir nach ernststen Problemen jedoch erfolgreich saniert und werden 1999 schwarze Zahlen schreiben. Ich denke, daß der Konzern auf festen Füßen steht.

SPIEGEL: Große Wettbewerber wie die Viag oder die Veba haben bereits vor Wochen ähnliche Konzepte verkündet. Kupfern Sie deren Strategie nicht einfach ab?

Kuhn: RWE ist Vorreiter – und ich werde mir diese Position auch nicht nehmen lassen. Wir sind in einer unvergleichlich guten Ausgangslage. Wie kein anderes Unternehmen besitzt RWE die Stärke, um im Energiemarkt zu wachsen. Aber, das gestehe ich ein, um diese Kräfte zu heben, können wir nichts beim alten lassen.

SPIEGEL: Das klingt nach harten Schnitten. Werden Sie den Konzern mit seinen heute sieben Töchtern zerschlagen, wie es beispielsweise Jürgen Dormann bei Hoechst vorgemacht hat?

Kuhn: Jeder muß seinen eigenen Weg gehen. Deshalb wird bei RWE auch nichts zerschlagen. Ganz im Gegenteil, wir bündeln unsere Kräfte, um den Konzern mit dem Schwerpunkt Energie und energienahen Services konsequent am Kunden und an seinen Bedürfnissen auszurichten. Das ist wie im Formel-1-Rennen: Wenn man zu den Gewinnern zählen will, muß man seine Kräfte konzentrieren und von der Pole-position aus starten.

Als Justitiar

begann Dietmar Kuhn, 61, vor 31 Jahren seine Karriere bei der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke AG (RWE). Bevor er 1995 zum Chef des Konzerns ernannt wurde, hatte der Jurist drei Jahre die wichtigste RWE-Tochter, die Energie AG, geleitet. Zu den Verdiensten des Konzernchefs Kuhn gehört die Abschaffung des Mehrfachstimmrechts der kommunalen Aktionäre. Sein bisher größter Flop war der Aufbau der glücklosen Telekommunikationsparte.



RWE-Zentrale in Essen

„Wir sind kein statischer Konzern“

auch keine Expansionsmöglichkeiten. Also bot es sich an, unser Geld in neue Geschäftsfelder zu investieren, von denen wir heute profitieren.

SPIEGEL: Wieso profitieren? Der Aufbau des Umweltbereichs oder der Milliarden-Flop mit Otelio in der Telekommunikation sind doch keine Aushängeschilder für eine erfolgreiche Diversifizierung.

Kuhn: Sie haben recht. Die Telekommunikation war nicht der große Renner. Wir sind



Firmenlenker Kuhn

„Gnadenloser Konkurrenzkampf“

Das Gespräch führten die Redakteure Frank Dohmen und Armin Mahler.

SPIEGEL: Die Liberalisierung des Strommarkts hat längst begonnen. Rennen Sie mit Ihrer Strategie nicht lediglich den veränderten Marktbedingungen hinterher?

Kuhnt: Tatsache ist, wir haben die Zeichen der Zeit erkannt und richten uns konsequent darauf aus. Wir haben bereits heute einen enormen Wettbewerb im Strommarkt, und er wird jeden Tag härter. Die Situation ist vergleichbar mit dem gnadenlosen Konkurrenzkampf auf dem Telefonmarkt nach dessen Freigabe.

SPIEGEL: Dort sind die Preise in nur einem Jahr um mehr als 50 Prozent gefallen. Erwarten Sie auf dem Energiemarkt ähnliche Entwicklungen?

Kuhnt: Man kann die Reaktion der Märkte nie genau abschätzen. Aber unmöglich ist das nicht. Immerhin haben wir auf dem deutschen und auf dem europäischen Markt hohe Überkapazitäten beim Strom. Allein dadurch wird es zu einem harten Preiskampf kommen ...

SPIEGEL: ... von dem die Privatkunden jedoch noch auf lange Zeit ausgeschlossen bleiben.

Kuhnt: Nein, das sehe ich nicht so. Was heute schon für unsere Großabnehmer eine Selbstverständlichkeit ist, wird in kürzester Zeit auch für private Haushalte möglich sein. Auch sie werden sich ihren Stromlieferanten und damit den günstigsten Preis aussuchen können.

SPIEGEL: Wie soll das gehen? Wie bekommt ein Berliner Haushalt RWE-Strom aus Essen?

Kuhnt: Wir werden alle uns zur Verfügung stehenden Vertriebskanäle nutzen, um in ganz Deutschland und in Europa Kunden zu gewinnen, und dies unter Einsatz erheblicher Mittel. Neben den Stromkunden haben wir viele Millionen Kunden, die beispielsweise ihr Trinkwasser von uns beziehen oder an unseren Dea-Tankstellen ihre Autos betanken. Denen werden wir in Zukunft auch Energieprodukte wie Strom, Gas oder Öl anbieten, im Paket und zu äußerst günstigen Preisen. Das ist der eigentliche Hintergrund für die Umgestaltung des Konzerns.

SPIEGEL: Wann wird denn richtig umgebaut?

Kuhnt: Ich bin dabei. Erste Beschlüsse sind bereits gefaßt. Gerade werden aus allen Bereichen hochkarätige Manager in ein neues Haus abgezogen. Sie sollen für den Konzern dann eine einheitliche Marketingstrategie entwickeln. Außerdem sollen dort bereits bestehende Projekte eingebracht und neu diskutiert und geplant werden. Wir haben uns vorgenommen, zehn europäische Metropolen mit unseren Dienstleistungen aufzuschließen, um von dort aus weiter in Europa zu expandieren.

SPIEGEL: Planen, entwickeln, diskutieren – das hört sich nicht nach einem großen Ruck an, der jetzt durch den Konzern geht.

Kuhnt: Wir wollen auch keine Revolution, wir wollen eine Evolution. Ein neues Kon-

zept muß von allen Seiten getragen werden. Das ist bei uns der Fall. Arbeitnehmer, Aufsichtsrat und Vorstand stehen hinter den neuen Zielen. Das wird uns den Erfolg bringen.

SPIEGEL: Trotzdem könnte es nicht schaden, wenn auch Sie etwas Druck machen.

Kuhnt: Der Markt wird den Druck machen und uns dazu zwingen, ganz schnell die optimale Organisation zu finden.

SPIEGEL: Wie soll Ihnen der Markt dabei helfen? Konzentration auf den Energiebereich heißt doch konkret, daß Sie wesentliche Teile des Gemischtwarenladens RWE veräußern müssen.

Kuhnt: Welche denn?

SPIEGEL: Wollen Sie sagen, daß Töchter wie das Bauunternehmen Hochtief, die Telekommunikation oder große Teile des Umweltbereichs noch in den neuen Energiekonzern passen?

Kuhnt: Von der Telekommunikation haben wir uns ja bereits zu einem großen Teil getrennt. Und wir haben in den vergangenen zwei Jahren weitreichende Desinvestments verabschiedet. Insgesamt wurden Unternehmensbereiche im Wert von über 2,7 Milliarden Mark verkauft. Jetzt werden noch einmal alle Bereiche auf den Prüfstand gestellt. Das heißt jedoch nicht unbedingt, daß wir sie verkaufen. Es wird auch Tochterunternehmen geben, die wir als ergänzende Geschäftsfelder neben dem

Kernbereich behalten. Vorausgesetzt, sie erwirtschaften die Renditeziele.

SPIEGEL: Damit bleibt doch so ziemlich alles beim alten. Oder?

Kuhnt: Nein, wir sind kein statischer Konzern. Wir entwickeln uns ständig weiter. Und jetzt ist das Ziel klar vorgegeben: Wir wollen einer der führenden Energieversorger Europas werden. Dazu brauchen wir alle Kraft. Denn der Energiebranche in Europa wird eine gewaltige Konsolidierungswelle bevorstehen, die vielleicht nur vier oder fünf wirklich große Unternehmen überleben werden.

SPIEGEL: Und RWE wird dazugehören?

Kuhnt: Ja, wir haben die besten Voraussetzungen. Wir sind, um das Bild der Formel 1 noch mal zu bemühen, früh an den Start gegangen und geben jetzt auch richtig Gas.

SPIEGEL: Müssen Sie zum Überleben andere Unternehmen zukaufen?

Kuhnt: Ein klares Ja. Wenn man zu den großen Playern gehören will, wird es ohne Zukäufe nicht gehen. In den Kernbereichen Strom, Öl, Gas, Wasser und Kohle haben wir in Deutschland heute einen Marktanteil von rund 15 Prozent. In Europa sind es gerade einmal 2,4 Prozent. Dort wollen wir eine ähnliche Stellung erreichen, und das geht nur über Akquisitionen.

SPIEGEL: Denken Sie dabei auch an die feindliche Übernahme großer ausländischer Konkurrenten?

Kuhnt: Auch das ist möglich. Immerhin drängen Multis wie Shell oder Total zunehmend in den Energiemarkt. Da können wir uns vornehme Zurückhaltung nicht leisten.

SPIEGEL: Zunächst richten sich Ihre Begehrlichkeiten aber auf einen Ruhrgebietsnachbarn. Oder ist es nur ein Gerücht, daß Sie die Vereinigten Elektrizitäts-Werke (VEW) in Dortmund übernehmen wollen?

Kuhnt: Wir haben eine Beteiligung an VEW und eine gut funktionierende Kooperation bei unseren Kraftwerken. Darum ranken sich allerlei Phantasien. Aber zur Zeit steht das deutsche Kartellrecht allen Bemühungen entgegen, größere Beteiligungen in Deutschland zu kaufen.

SPIEGEL: Das wird sich jedoch voraussichtlich Ende des Jahres ändern.

Kuhnt: Ich hoffe es. Die engen Vorschriften des Kartellrechts in Deutschland sind bei dem zunehmenden europäischen Wettbewerb geradezu anachronistisch. Es kann nicht sein, daß wir die rote Karte bekommen, wenn wir mehr als 24,9 Prozent an einem Stadtwerk kaufen wollen, die französische EDF aber 25,1 Prozent an dem Energieversorger Baden-Württemberg erwerben darf. Hier muß der Gesetzgeber tätig werden.

SPIEGEL: Wären Sie im Gegenzug bereit, Ihre starre Haltung in der Frage des Ausstiegs aus der Atomenergie aufzugeben?



RWE-Werbung: „Nur vier oder fünf wirklich große Unternehmen werden überleben“

Kuhnt: Ein Energiekonsens ist kein orientalischer Teppichhandel. Obwohl die Konsens-Gespräche am vergangenen Dienstag zu keinem Ergebnis geführt haben, sind wir weiterhin an einer konstruktiven Lösung interessiert.

SPIEGEL: Aber nur zu Ihren Bedingungen. Sobald es Ihnen nicht mehr paßt, brechen Sie die Gespräche ab.

Kuhnt: Das ist so nicht richtig. Wir hatten im Vorfeld der Konsensverhandlungen mit dem Bundeskanzler vereinbart, daß während der Gespräche eine Art Friedenspflicht herrscht. Dieses Versprechen ist von der Bundesregierung mehrfach gebrochen worden.

SPIEGEL: Ein schwerer Vorwurf. Wodurch ist der gerechtfertigt?

Kuhnt: Als Umweltminister Jürgen Trittin beispielsweise im Januar erklärte, daß Ende des Jahres mit der Wiederaufarbeitung von Brennelementen Schluß sein müsse, war das ein klarer Bruch der Vereinbarung. Im Moment können wir keine Transporte von abgebrannten Brennelementen durchführen, weil die Genehmigungen nicht erteilt werden. Wenn da nichts passiert, müssen wir spätestens Ende des Jahres Kernkraftwerke stilllegen, weil keine Zwischenlager mehr frei sind. Das werden wir uns nicht gefallen lassen.

SPIEGEL: Werden Sie die Bundesregierung verklagen?

Kuhnt: Wir wollen diesen Krieg mit dem Bundesumweltminister nicht. Aber wir wären dann gezwungen, sämtliche rechtlichen Möglichkeiten bis hin zu Regreßforderungen auszuschöpfen.

SPIEGEL: Gehört das nicht zum unternehmerischen Risiko? Wenn die Transporte durch höhere Gewalt wie Demonstrationen verhindert würden, könnten Sie doch auch keine Regreßansprüche stellen.

Kuhnt: Richtig, gegen höhere Gewalt kann man nichts machen. Es darf nur nicht so sein, daß eine einzige Person in der Bundesregierung für uns die höhere Gewalt darstellt.

SPIEGEL: Herr Kuhnt, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

INTERNET

Reich mit Schnäppchen

Sechs Jungunternehmer gründeten in Berlin ein Online-Auktionshaus – und wurden im Handumdrehen zu Millionären.

Es gibt eine Faustformel dafür, wie schnell sich das Internet entwickelt, sie lautet: Drei Monate in der Netzwelt entsprechen einem Jahr in der realen Welt.

Über diese Gleichung können sich sechs junge Gründer in Berlin nur wundern. Sie haben in drei Monaten geschafft, wofür selbst die dynamischsten Firmen der elektronischen Wirtschaft Jahre brauchen.

Am 10. März starteten die Brüder Alexander, Oliver und Marc Samwer gemeinsam mit drei Freunden das Online-Auktionshaus Alando; schon gut 100 Tage später, am vergangenen Dienstag, hat sie der weltgrößte Netz-Versteigerer, das kalifornische Unternehmen eBay, komplett übernommen. So etwas gab es noch nie: Wirtschaft in Warp-Geschwindigkeit.

Noch im Winter waren die Brüder auf der Suche nach einer Geschäftsidee. Als sie im Internet auf www.ebay.com stießen, erzählt Alexander Samwer, 24, sei ihnen sofort klargewesen: „Das wird die Revolution.“

Dort hat der eBay-Gründer Pierre Omidyar, 31, eine Plattform installiert, auf der Sammler und Schnäppchenjäger rund um die Uhr Waren anbieten und selbst ersteigern können. Per Mausklick wird um die Wette geboten, bis für den Meistbietenden der Hammer fällt. Verkäufer und Käufer machen Bezahlung und Versand meist unter sich aus, eBay kassiert eine Provision von bis zu fünf Prozent – eine „Killer-Idee“, wie sich bald herausstellte.

Was früher im Keller verstaubte oder auf dem Sperrmüll landete, kommt nun auf den elektronischen Flohmarkt: Teddybären, Briefmarken, Kaffeerahmendeckel. Inzwischen steigern fast vier Millionen bei eBay mit, sie können unter mehr als zwei Millionen Objekten wählen – sofern das System nicht abstürzt, was zuletzt häufiger passierte. An der Börse ist die Internet-Firma bereits mehr wert als BMW.

Ein solcher virtueller Basar in Deutschland – das war das Geschäftsmodell, nach dem die Samwer-Brüder suchten. Sie überzeugten drei Freunde mitzumachen, tüftelten einen Business-Plan aus, organisierten Wagniskapital in Millionenhöhe, besorgten sich Software, gründeten eine Aktiengesellschaft mit Sitz in der Wohnung der Eltern. Und das alles in sechs Wochen.



Alando-Gründer*: Aktiengesellschaft mit Sitz in der elterlichen Wohnung

Daß sie Unternehmer werden wollten, stand für die Samwer-Brüder schon von Kindesbeinen an fest, nicht aber, in welchem Gewerbe – bis sie während der Uni das ökonomische Potential des Internet entdeckten. „Hier bot sich eine Chance, die wir uns nicht entgehen lassen wollten“, sagt Alexander Samwer.

Keiner der Gründer ist älter als 30, und doch verfügen sie über mehr Know-how als so mancher Vorstand etablierter Medienkonzerne: Drei haben bei McKinsey Erfahrung gesammelt, vier ein Wirtschaftsstudium im Ausland hinter sich, drei absolvierten Praktika im Silicon Valley.

Seit die Überflieger ihre Seite ins Netz gestellt haben, feilschen bei Alando mehr als 50 000 Leute, die sich nie getroffen haben, und wetteifern um 90 000 Produkte, die sie nie angefaßt haben: einen Ferrari zum Beispiel oder einen Brief von Friedrich Schiller. Ein Informatiker versteigerte sogar für eine Woche seine Arbeitskraft.

In Kalifornien blieb der Senkrechstart von Alando nicht unbemerkt. Nach drei Wochen Verhandlungen mit ihrem Vorbild eBay hatten die Alando-Gründer die Übernahme perfekt gemacht – und sich zu Millionären. Wieviel genau sie am Deal verdient haben, dazu schweigen die Gründer.

Sie sind längst nicht die einzigen in Deutschland, die als Betreiber von Auktionsseiten im Internet Geld verdienen wollen. Detlef Hasse von Auktionsindex.de ist dabei, eine Liste der Top 500 deutschsprachiger Anbieter zusammenzustellen, so groß ist bereits das Angebot. „Die ersten strecken schon wieder die Flügel“, beobachtet er.

Mit Fachauktionen hätten Newcomer noch Chancen, meint er. Freebid etwa hat sich auf Kunst und Antiquitäten spezialisiert.

Seit fünf Wochen ist das Angebot im Netz, die Zugriffszahl steige täglich um 50 Prozent, sagt Robert Stangenberg von Freebid: „Wir werden völlig überrollt.“

Auch etablierte Unternehmen nutzen Online-Auktionen als Vertriebskanal, die Lufthansa etwa oder Sixt. Karstadt zögert noch, in seinem Internet-Shop My-world zu versteigern. Denn dann könnten Kunden das gleiche Produkt online womöglich günstiger bekommen als in der Filiale.

Schon verkünden Fachleute das Ende fester Preise. „Listenpreise sind ein Phänomen“, sagt George Colony, Chef der US-Marktforschungsfirma Forrester Research, „das nur 150 bis 175 Jahre alt ist.“ Nun gehe die Entwicklung wieder zurück in die Zukunft, erwartet er.

Dann dürften sich die Preise nur noch in eine Richtung bewegen: nach unten. Denn in den unendlichen Weiten des Internet findet sich fast immer jemand, der eine Sache noch billiger anbietet. Der deflationäre Trend schlägt so richtig durch, wenn demnächst Firmen auf elektronischen Plattformen um Waren wie Strom oder Telefonminuten feilschen. Das Hamburger Online-Auktionshaus Ricardo beispielsweise will neben seinen Auktionen für Privatleute nun auch eine Halbleiter-Versteigerung allein für die Industrie einführen.

Ricardo gehört zu den ernsthaftesten Konkurrenten von Alando/eBay. Nachdem die Berliner derart vorgeprescht sind, strebt Ricardo an, den Börsengang an den Neuen Markt in dieses Jahr vorzuziehen. Außerdem will es sein Auktionsgeschäft auf ganz Europa ausdehnen.

Das hat auch eBay vor. Die sechs Alando-Gründer sind von den Amerikanern mit der Geschäftsführung für Europa betraut worden. „Dieser Markt ist noch größer als der amerikanische“, schwärmt Alexander Samwer. „In Europa hat Sammeln eine ganz andere Tradition.“

ALEXANDER JUNG

* Hinten: Karel Dörner, Oliver Samwer, Alexander Samwer; vorn: Marc Samwer, Max Finger, Jörg Rheinboldt in den Geschäftsräumen in Berlin-Kreuzberg.

ERFINDER

Bluff oder Geniestreich?

Eine Minifirma will mit einem Wunderkunststoff große Geschäfte machen. Bisher erlebten die Geldgeber – darunter McDonald's und Popstar Phil Collins – nur Enttäuschungen.

Seit vielen Jahren haben Wirtschaftsprüfer an den Bilanzen der Gesellschaft aus dem schweizerischen Solothurn etwas auszusetzen. Beispielsweise mißfällt ihnen die „äußerst knappe Kassa-liquidität“. Die Firma, rüffelten die Prüfer in ihrem jüngsten Testat, sei „bereits in den Vorjahren“ ziemlich klamm gewesen.

Doch die Belland AG hat zwei Chefs mit beträchtlicher Überzeugungskraft: Roland Belz und Hubertus Bahlens – ein Sproß aus der hannoverschen Keksdynastie – haben es immer wieder geschafft, frisches Geld zu besorgen, von wohlhabenden Anlegern wie Phil Collins oder Firmen wie McDonald's.

Seit 15 Jahren wirbt Belz für seine Idee, die einem ökologischen Traum gleicht: einen Kunststoff, der sich in Wasser und etwas Lauge auflöst und problemlos zu recyceln ist. Müllberge, oder zumindest deren problematischer Plastikteil, würden verschwinden, wertvolle Rohstoffe eingespart. Die bisherige Recycling-Technik stünde vor einer Revolution.

Ende vorverganger Woche demonstrierte Belland einen Großversuch in Stuttgart: Die Besucher des Evangelischen

Kirchentags warfen ihr Plastikgeschirr aus Belland-Material in Recycling-Tonnen. Das, so versprach Belz, werde sich in alkalischem Wasser auflösen; der Kunststoff würde dann herausgefiltert und später zu Plastikgabeln oder Joghurtbechern verarbeitet werden.

Beim Recycling großer Mengen gab es immer wieder Probleme. „An der technischen Machbarkeit“, sagt Belz, „haben wir sehr lange arbeiten müssen.“ Doch bisher erging es den Tüflern aus Solothurn wie dem Comic-Ingenieur Daniel Düsentrieb aus Entenhausen, dessen genialische Erfindungen sich im Alltag nicht so recht bewährten. Rund 180 Millionen Mark flossen in das Belland-Projekt – bisher ohne jede Aussicht auf gewinnbringende Geschäfte.

Die Idee aber klingt gut, vielleicht zu gut: Das Belland-Produkt verspricht enorme Gewinne in einem riesigen Markt. Darum beteiligte sich beispielsweise die Londoner Investmentgesellschaft Hit and run. Die Firma verwaltet das Vermögen des Rockstars Phil Collins, der nach Belz, Bahlens und der Pharma-Familie Merck viertgrößter Belland-Aktionär ist.

Auch der Kölner Volkswirtschaftsprofessor Carl Christian von Weizsäcker, ein Neffe des ehemaligen Bundespräsidenten, schickte einen guten Teil seiner Ersparnisse nach Solothurn – wie viele andere Geldgeber, denen Belz und Bahlens „die Zukunft der Firma in den rosigsten Farben geschildert“ haben, so ein enttäuschter Kleinaktionär aus Stuttgart. Den Wert der Belland-Aktien kennt keiner, die Papiere werden nicht an der Börse gehandelt.

Großunternehmen wie BMW haben Millionenbeträge in das Belland-Produkt investiert, und Manager der Metro, Europas größtem Handelskonzern, fördern seit Jahren die Firma, die in Biberist bei Solothurn rund zwei Dutzend Mitarbeiter beschäftigt.

Die Investitionen haben sich bislang nicht ausgezahlt. Belland liefere nur „große Projekte nach dem Prinzip Hoffnung“, beklagte sich der Verpackungshersteller Schmalbach-Lubeca, der einst als Geldgeber ein-, mittlerweile aber wieder ausgestiegen ist. Das Unternehmen, Weltmarktführer bei den wiederverwertbaren Pet-Verpackungen, hatte geglaubt, der neue Kunststoff sei das Verpackungsmaterial der Zukunft.

Schon lange beobachten Staatsanwälte die Firma mit Argwohn. Die Solothurner Justiz ermittelt gegen Belz, 50, und Bahlens, 41, wegen des Verdachts der Urkundenfälschung sowie des Erschleichens einer Falschbeurkundung und ungetreuer Geschäftsführung. In Deutschland blieben Belz und Bahlens 1996 nur dank hoher Kauttionen vom Gefängnisarrest in Stuttgart verschont: Belz zahlte 500 000 Mark, Kekserbe Bahlens 3,5 Millionen.

Belland-Recycling auf dem Evangelischen Kirchentag in Stuttgart: „Große Projekte nach dem Prinzip Hoffnung“





BMW-Präsentation: 50 Millionen Mark für die Entwicklung der Wunderchemikalie

Voraussichtlich im Herbst wird das Landgericht Stuttgart entscheiden, ob die beiden Kapitalanlagebetrug begangen haben: Obwohl nach Überzeugung der Staatsanwaltschaft die Firma Anfang der neunziger Jahre überschuldet war, hatte Belland damals frische Aktien ausgegeben.

Weil Geld chronisch knapp war, wurde es für Belz und Bahlsen zuweilen sehr eng, beispielsweise als Belland einen Fünf-Millionen-Franken-Kredit von Schmalbach-Lubeca nicht zurückzahlen konnte und der Verpackungshersteller einen Konkursantrag androhte.

Belland überstand das Fiasko, weil Konsul Hermann Bahlsen, der Vater von Hubertus, persönlich den Schmalbach-Lubeca-Chef zu einer Stundung der Schulden überredete – „händeringend“, wie der Geldgeber in einer Aktennotiz festhielt. Der Konsul selbst linderte mit einem 170 000-Franken-Kredit die Finanznöte in Solothurn.

Roland Belz ist, wie Kenner meinen, vom Erfolg seiner Erfindung fest überzeugt. Sein Partner ist es offenbar auch: Hubertus Bahlsen hat bislang rund 23 Millionen Mark eigenes Geld in das Projekt gesteckt.

Der erste Großkunde, der das 1983 von Belz gegründete Unternehmen finanzierte, war der Autokonzern BMW. Die Münchner haben ein lästiges Problem: Wenn ein Auto das Werk verläßt, wird es mit einer speziellen Wachsschicht vor Witterungseinflüssen und Kratzern geschützt; beim Händler muß das Wachs dann mühsam von Hand entfernt werden. Eine Schutzschicht aus dem Belland-Kunststoff ließe sich einfach mit dem Wasserschlauch abspritzen.

Im Labor hat der Versuch geklappt, BMW beteiligte sich an Belland. 1990 stieg der Autokonzern aus, nachdem er rund 50 Millionen Mark für die Entwicklung der Wunderchemikalie ausgegeben hatte.

Gleich darauf fand Belland einen neuen Finanzier in München: die Deutschland-Zentrale von McDonald's. Die Fast-food-Kette stand damals unter heftigem Druck von Umweltschützern, weil sie mit ihrem Einweg-Geschirr Berge von Plastikmüll

hinterließ. Die Lösung, so die Hoffnung der Manager, könnte aus Solothurn kommen: Teller und Becher aus dem neuen Kunststoff, Wasser drauf, und das Problem ist ökologisch korrekt vom Tisch.

Verhältnismäßig schnell merkten die McDonald's-Manager, daß das Recycling nicht so recht klappte. Um über zwei Millionen Mark ärmer, brachen sie die Kontakte zu Belland ab.

Ganz schnell endete auch eine geplante Kooperation mit dem Ludwigshafener Chemiekonzern BASF. „Die waren hier und haben ihren Wunderkunststoff präsentiert“, erinnert sich ein BASF-Mann; die Ludwigshafener Chemiker rieten ab. In den USA gab der Kleenex-Hersteller Kimberley-Clark den Versuch auf, Windeln zu entwickeln, die mit dem wasserlöslichen Belland-Kunststoff beschichtet werden sollten. General Electric Plastic zog sich zurück, der japanische Mischkonzern Mitsubishi ebenfalls.

Weil kein Chemieunternehmen den Kunststoff herstellen mochte, kündigten Belz und Bahlsen schließlich die Eigenproduktion an. In Sachsen-Anhalt sollte eine Fabrik mit einem Ausstoß von 200 000 Tonnen jährlich gebaut werden.

Aus dem Projekt ist nichts geworden. Mit kräftiger Unterstützung der Belland-Chefs entstand die Innocycling, die als Lizenznehmer Kunststoffartikel im thüringischen Rudolstadt-Schwarza produzieren soll. „Das Werk steht“, sagt Belz und hofft, daß in diesem Jahr dort 20 Beschäftigte 500 bis 800 Tonnen jährlich herstellen.

Die schweizerische Minifirma ließ in ihrem Umfeld viele Firmen entstehen: Catland, BellandVision, Beltec, RMH-Folien und die Landbell AG für Rückhohlssysteme, die „eine exklusive Lizenz für die Nutzung der Patente von Belland“ erwarb. Prominentester Mitgründer der Recycling-Firma ist Ludwig Erbprinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg; als wichtigster Förderer der Landbell wirkt ganz im stillen

der schweizerische Multimillionär Hans-Dieter Clevén, Finanzvorstand der Metro-Holding.

Landbell will bundesweit „den Aufbau, die Entsorgung und die Verwertung von Abfällen in geschlossenen, abfallwirtschaftlichen Kreisläufen“ übernehmen. Das ist bislang Aufgabe des Dualen Systems („Der grüne Punkt“), das überall in Deutschland den Abfall sortiert und – sofern möglich – zur Wiederverwendung transportieren läßt.

Für die Entsorgung zahlen Industrie und Handel rund 4,2 Milliarden Mark jährlich an das Duale System. Da die Kosten für den grünen Punkt auf den Verbraucher abgewälzt werden, ist jeder Deutsche im Schnitt mit 50 Mark jährlich dabei.

Als Konkurrenz zu dem bisherigen Dualen System verspricht das kleine Unternehmen, den Müll billiger und umweltfreundlicher zu entsorgen. Das ist vermutlich möglich – wenn die Firmen nur endlich ihre Joghurt-Becher, Milchtüten und andere Verpackungen aus dem wundersamen Belland-Material herstellen könnten.

Im Dualen System setzte sich die Metro, der mächtigste Beitragszahler, für das Landbell-Verfahren ein. Als eifrigster Befürworter fiel Metro-Vorstand Hans-Die-



Belland-Chefs Belz, Bahlsen: Ärger mit Staatsanwälten

ter Clevén auf, für den nötigen Druck auf den Vorstand des Dualen Systems sorgte der Aufsichtsratsvorsitzende Karl-Josef Baum, im Hauptberuf Generalbevollmächtigter der Metro AG.

Baum, so ein Aufsichtsratsmitglied, habe sogar damit gedroht, die Metro würde aus dem Dualen System ausscheren und mit Landbell ein eigenes Entsorgungssystem aufbauen. In einer turbulenten Sitzung – laut Protokoll eine „engagiert geführte Diskussion“ – räumte Baum schließlich ein, das ausgeprägte Interesse des Handelskonzerns an dem innovativen Müllsystem sei auf die „privaten Interessen von Herrn Clevén“ und einem weiteren Metro-Manager zurückzuführen.

Ob der seit vielen Jahren angekündigte Durchbruch gelingt oder das Ganze als große Geldvernichtung endet, ist ungewiß. Mit Recht kann Firmengründer Belz zumindest behaupten: „Unsere Technologie hat weltweit Beachtung gefunden.“

HERMANN BOTT

KINDERFERNSEHEN

„Nachsicht
mit dem Elefanten“

G. WINKLER / WDR

Der gerade pensionierte Erfinder der WDR-„Sendung mit der Maus“ Gert K. Müntefering, 63, über Kinderneugier, Tausendfüßler und Jumbo-Jets

SPIEGEL: Warum kann die Maus eigentlich nicht sprechen?

Müntefering: Sie spricht doch durch ihre Körpersprache. Sie klappert mit den Augen, man hört schon an der Art, wie sie auftritt, ob sie gut drauf ist, ob sie müde angeschlichen kommt oder ob sie sich ärgert. Kinder kriegen sehr schnell mit, welche Stimmung die Maus hat.

SPIEGEL: Was ist ihr Hauptcharakterzug?

Müntefering: Neugier. Und Nachsicht mit dem Elefanten.

SPIEGEL: Was sind die schwierigsten Zuschauerfragen für die Lach- und Sachgeschichten?

Müntefering: Die scheinbar einfachsten: Wie kriecht ein Wurm? Wieviel Beine hat ein Tausendfüßler?

SPIEGEL: Und wie finden Sie die Antwort?

Müntefering: Durch wissenschaftliche Recherche und aufwendige Methoden – bis hin zu High-Speed-Kameras. Wir haben zum Beispiel gerade die Entstehung eines Jumbo-Jets in fünf Fortsetzungen



WDR

gemacht. So eine Recherche unterscheidet sich nicht von Erwachsenen-Sendungen. Vielleicht ist es bei uns etwas genauer.

SPIEGEL: Wie hat sich die Sendung in drei Jahrzehnten verändert?

Müntefering: Die Maus hat über die Jahre ein Bilderbuch unserer Zeitgeschichte entwickelt. Überhöht gesagt: Sie liefert eine Gebrauchsästhetik der Gegenwart. In ihren frühen Filmen dokumentiert die Maus ein industrielles Zeitalter, das es heute gar nicht mehr gibt. Inzwischen haben wir mit unserem Maus-Angebot die erfolgreichsten WDR-Seiten im Internet.

KIRCH/EM-TV

Constantin an die Börse?



R. KONOW / NEUE CONSTANTIN FILM

Eichinger-Film „Das Geisterhaus“, Haffa

Im Umfeld des Münchner Medienunternehmers Leo Kirch wird ein spektakulärer Börsengang vorbereitet. Zur Diskussion steht die Constantin-Gruppe, die im Besitz von Kirch und dem Produzenten Bernd Eichinger ist. Die Constantin-Gruppe, die Kinofilme wie „Das Geisterhaus“ und für den Kirch-Sender Sat 1 Fernsehserien wie „Opernball“ produzierte, soll schon bald mit der Münchner Filmhandelsgruppe EM-TV von Thomas Haffa einen neuen Großgesellschafter bekommen. Kirch (49 Prozent) und Eichinger (48,5 Prozent) würden ihre Anteile reduzieren. Haffa soll nach dem Einstieg sogar Aufsichtsratschef werden. Wenn die neue Formation steht, ist vorgesehen, rund 25 Prozent der Aktien der Constantin AG freien Aktionären anzubieten. Angesichts des derzeitigen Booms von Medienaktien dürfte der Börsengang leicht über 100 Millionen Mark einspielen. Der durch massive Investitionen ins Pay-TV belastete Kirch bekäme so einen bedeutenden Finanzzufluß. Haffa hat in den vergangenen Monaten, nicht zuletzt durch eine Allianz mit Kirch bei Kinder- und Jugendfilmen, am Neuen Markt einen fulminanten Aufstieg geschafft. Mit dem Kirch-Eichinger-Imperium sind gemeinsame Produktionen und forcierte Marketingaktivitäten angedacht, auch für den Verkauf von Filmen in den USA.



W. M. WEBER

TV-STARS

Geld zurück

Margarethe Schreinemakers hat weit mehr Geld von den Finanzbehörden zurückbekommen als bisher bekannt. So mußte ihr das Bundesamt für Finanzen nicht 20 Millionen, sondern etwa 30 Millionen Mark Quellensteuer erstatten, die zu Unrecht einbehalten wurden. Zudem erhielt die Ex-Moderatorin deutlich über zehn Millionen Mark Mehrwertsteuer zurück, die sie fälschlicherweise abführen mußte. Bereits 1998 hatte die Staatsanwaltschaft Köln ein Verfahren wegen Steu-

erhinterziehung eingestellt. Auch im Rechtsstreit mit ihrem Ex-Auftraggeber RTL scheint eine Einigung bevorzustehen. Das Landgericht Köln urteilte Mitte Juni, der Sender habe ihr die fristlose Kündigung zu Unrecht ausgesprochen. Schreinemakers hatte RTL auf 40 Millionen Mark Schadensersatz für nicht mehr produzierte Sendungen verklagt. Einen 18-Millionen-Mark-Vergleich hatte sie abgelehnt. Nun signalisiert sie Kompromißbereitschaft: „Nachdem ich recht bekommen habe, kann man jetzt vernünftig über alles reden.“ Ein RTL-Sprecher kündigt zwar an, man wolle in Berufung gehen, aber: „Gesprächsbereit sind wir immer.“



DPA

Schreinemakers

Versöhnliche Beine

Mönche, Mäuse, Ratten, Maden, Mscheiden selten ohne Schaden“ (Deutsches Sprichwort), „Abschiedsworte müssen kurz sein wie Liebeserklärungen“ (Fontane), „Jeder Abschied ist betäubend“ (Herder) – frustriert bricht der Chronist die Durchsicht geflügelter Worte ab.

Denn für den, dem sie gelten sollen, sind sie zu klein: Johannes Gross. 310mal seit 1985 hat der Glosseur Krauses, Kaustisches und Faustisches über die Leser des nun eingestellten „FAZ“-Magazins ausgegossen, mit dem Ende der Hochglanz-Beilage erlischt dieser Kandelaber der Bildung namens Notizbuch – die Erinnerung, daß geistige Lebendigkeit größere Abmessungen hat als satte Modestrecken und lange Reportagen über teure Juwelen.

Unter dem gezeichneten Gross-Kopf, einem Signet für Süffisanz, Oberlehrertum und bürgerliches Behagen zugleich, kamen im Laufe der Jahre über 2000 Beobachtungen, Aperçus und Anekdoten zusammen, Splitter, die sich zu einem Bild fügen: Der Gebildete bleibt immer skeptisch.

„In a few minutes we arrive Gütersloh Main Station“ – es war Gross, der diese in der Bahn gehörte Ansage als das, was sie ist, entlarvte: als provinziellen Versuch, der Provinzialität zu entfliehen.

Mit dem umtriebigen Diaristen ließ sich in die große feine Welt reisen, in Golfhotels, wo einzig das Summen der Caddie-Wagen und das Klin-

gen von Eis im Cocktailglas die Ruhe stören. Bei Gross glaubte sich der Leser schnell auf du und du mit Churchill, Cicero und Carl Schmitt, mit der katholischen Soziallehre, Thomas von Aquin oder gar Hegel – wer hat schon gerade in dessen „Phänomenologie“ geschmökert, um gegenzuhalten. Man muß schon Roger Willemsen heißen, um die Gross-Bonmots zu tadeln, daß Gabelstapler keine Gabeln stapeln oder daß in nördlichen Gefilden versöhnliche Beine grobe Gesichter kompensieren. Die Insel der Belesenheit wird fehlen.

LEUTE

„Ein Kommissar würde stören“

Jochen Senf, 56, Tatort-Kommissar und Krimi-Autor, über sein neues Buch „Die Baby-Fabrik“

SPIEGEL: Was gefällt Ihnen am Verbrechen? Als Fernseh-Kommissar „Palü“ haben Sie dauernd mit Mord und Totschlag zu tun – und jetzt ist wieder ein Krimi von Ihnen erschienen, Ihr vierter.

Senf: Tragödien lassen sich am besten im Krimi erzählen. Bruno, die Hauptperson meiner Krimis, gerät immer in Situationen, die er sich nicht ausgesucht hat. Aber mit Hilfe starker Frauen meistert er das Leben doch. Unterwegs trifft er so groteske Leute, wie ich sie tatsächlich aus Berlin kenne.

SPIEGEL: Groteske Polizisten und Kommissare kennen Sie wohl keine, jeden-



ACTION PRESS

Senf

falls spielen die in Ihren Büchern höchstens Nebenrollen.

Senf: Bruno ist ein unangepaßter Asphalt-Nomade, ein Alt-68er. Als Rechtsanwalt darf er eigene Entscheidungen treffen und krumme Dinger drehen – als

Polizist dürfte er das nicht. Ein Kommissar würde da einfach nur stören.

SPIEGEL: So wie Sie im Fernsehen immer die Ganoven stören. Möchten Sie sich nicht auch selbst Drehbücher schreiben?

Senf: Nein. Aber Drehbücher schreibe ich schon, unter anderem habe ich den Plot für einen „Tatort“ geschrieben, der vor drei Jahren gedreht wurde. Am liebsten schreibe ich aber Kinderbücher. Da kann ich mir noch mehr erlauben als im Krimi. Alles, was ich als Kind nicht durfte.

DOKUMENTATION

Haß und Tod im Kosovo

Selten zeigt sich, was „ethnische Säuberung“ bedeutet, aus einer solchen Nähe wie in diesem Film: Das Grauen bekommt ein Gesicht, eine Stimme, eine Gestalt. Die Dokumentation „The Valley“ des Briten Dan Reed erhielt beim Fernseh-Festival im kanadischen Banff im Juni den ersten Preis in der Kategorie Soziale und Politische Dokumentation sowie den Kritiker-Preis als „bestes Programm der Welt“.

Die 75-Minuten-Dokumentation zeigt Szenen aus dem Drenica-Tal im Zentral-Kosovo, aufgenommen im Herbst 1998. Die Kamera ist unmittelbar bei Opfern und Tätern auf beiden Seiten, läßt Serben und Albaner erklären, weshalb sie sich zur Wehr setzen müssen gegen die jeweils anderen.

Der Film lief im Februar im britischen Fernsehen und im Mai auf CNN. Die ARD zeigt ihn am Mittwoch, den 30. Juni um 23.10 Uhr unter dem Titel „Der Haß und der Tod – ein Tal im Kosovo“.

PROJEKTE

Zweiter Anlauf

Das Fernsehen rief, aber der Berg wollte nicht. Die aufwendige Live-Übertragung von der Durchsteigung der gefürchteten Eiger-Nordwand (SPIEGEL 26/1998) mußte wegen schlechten Wetters abgesagt werden. Nun steht mit dem 27. und 28. August ein neuer Termin fest: In den Dritten Programmen des Südwestfernsehens und des WDR können die Zuschauer 36 Stunden lang miterleben, wie sich vier Bergsteiger durch Quergänge, Schwalbennester und Eisfelder quälen. Falls der Berg will.



M. GYGER / SF DRS

TV-Proben an der Eigerwand

Vorschau

Einschalten

Andrea und Marie

Montag, 20.15 Uhr, ZDF

Man lernt ja nie aus. Als dieses Melodram vor zwei Jahren zum erstenmal im ZDF lief, mäkelte die Kritik an der unglaublichen Handlung herum, die zwei Frauen zusammenführt, die vom selben Mann (Michael Mendl) geliebt werden, eine als Mätresse, die andere als nichtsahnende Ehefrau. Doch inzwischen sind so viele krude Storys über den Schirm gelaufen, daß man den Vorzug dieser Produktion (Regie: Martin Enlen, Buch: Thommie Bayer) viel deutlicher sieht: Erotik. Denn die Schönsten im Fernsehland treffen hier aufeinander: Iris Berben und Hannelore Elsner. Beide verspricht es in eine Villa nach Südfrankreich, wo Berben malt, Hannelore gemalt wird und beide so anhaltend mit verführeri-



Elsner, Mendl, Berben in „Andrea und Marie“

schem Lächeln beschäftigt sind, daß der TV-Seher gar nicht mehr darauf achtet, was sie sagen. Eines Tages gönnen sich die Beautys einen Miet-Lover. Und wie die Elsner ergriffen und lüstern auf dessen bestes Teil herablinst, gehört in die gehobene Klasse amourösen Geplänkels im deutschen TV-Movie.

Themenabend Siegfried Lenz

Dienstag, 21.45 Uhr, Arte

Seine Jugend verlebte der heute 73jährige Schriftsteller in Masuren – sein Roman „Heimatmuseum“ hat dem Leben und der Geschichte dieser Landschaft ein Denkmal gesetzt. Die dreiteilige Verfilmung des Romans von Egon Günther ist ebenso wie „Die Deutschstunde“, die Peter Beauvais nach der Lenz-Vorlage drehte, im August auf Nord III zu sehen. Der Arte-Themenabend wird mit einem Porträt von Lenz-Freund Uwe Herms eingeleitet, der mit dem pressenscheuen und heute in Hamburg an seinem 36. Buch arbeitenden Autor sprach.

Die Karl Dall Show

Freitag, 23.15 Uhr, RTL

Premiere für den ostfriesischen RTL-Heimkehrer, der mit „Dall-Ass“ seine Karriere beim Kölner Sender gestartet hatte. Siehe SPIEGEL-Gespräch Seite 186.



„Tatort“-Darsteller Behrendt

Tatort: Licht und Schatten

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Er hat alles, dieser erfolgreiche Gynäkologe: Villa, Sportwagen und Segelyacht auf Mallorca. Außerdem heißt er auch noch Dr. Muster. Doch das alles nützt ihm nichts. Erschossen treibt er eines Tages im Swimmingpool. Der Verdacht der „Tatort“-Kommissare Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Schenk (Dietmar Bär) richtet sich zunächst gegen Abtreibungsgegner und deren Vereinsvorsitzenden Landdorf (Walter Kreye). Doch auch die Muster-Ehefrau Anna (Monika Woytowicz) gerät unter Verdacht. Der in der Schweiz lebende Regisseur Wolfgang Panzer („Broken Silence“) inszenierte diesen Krimi für den WDR.

Ausschalten

Happy Birthday

Dienstag, 20.15 Uhr, ARD

Wiegen Säuglinge neuerdings Zentner? Bekommen jetzt die Hebammen die Wehen? Witta Pohl ist eine bewährte Kraft im deutschen TV-Schauspielerwesen. Wenn sie als Drombusch-Mutter die Augenbraue hob, dann begannen beim Publikum die Schweißdrüsen zu arbeiten – gleich würde es schwere Schelte geben. Doch wenn der Zuschauer Witta als Hebammen-Marie sieht, kommen ihm sofort Gedanken über die Segnungen des Vorruhestands. Frau Pohl wirkte in der ersten Folge der Serie matt und gestreßt, so als spiele sie nur auf amtsärztliches Verlangen. Bitte nicht witta so!

Hans Meiser

Donnerstag, 16.00 Uhr, RTL

„Mir kann kein Mann widerstehen“. Ohrensessel packen aus.

Ilona Christen

Freitag, 15.00 Uhr, RTL

„Ich will nicht länger schwul sein“. Ilona hat mich bekehrt.

Kinderklinik

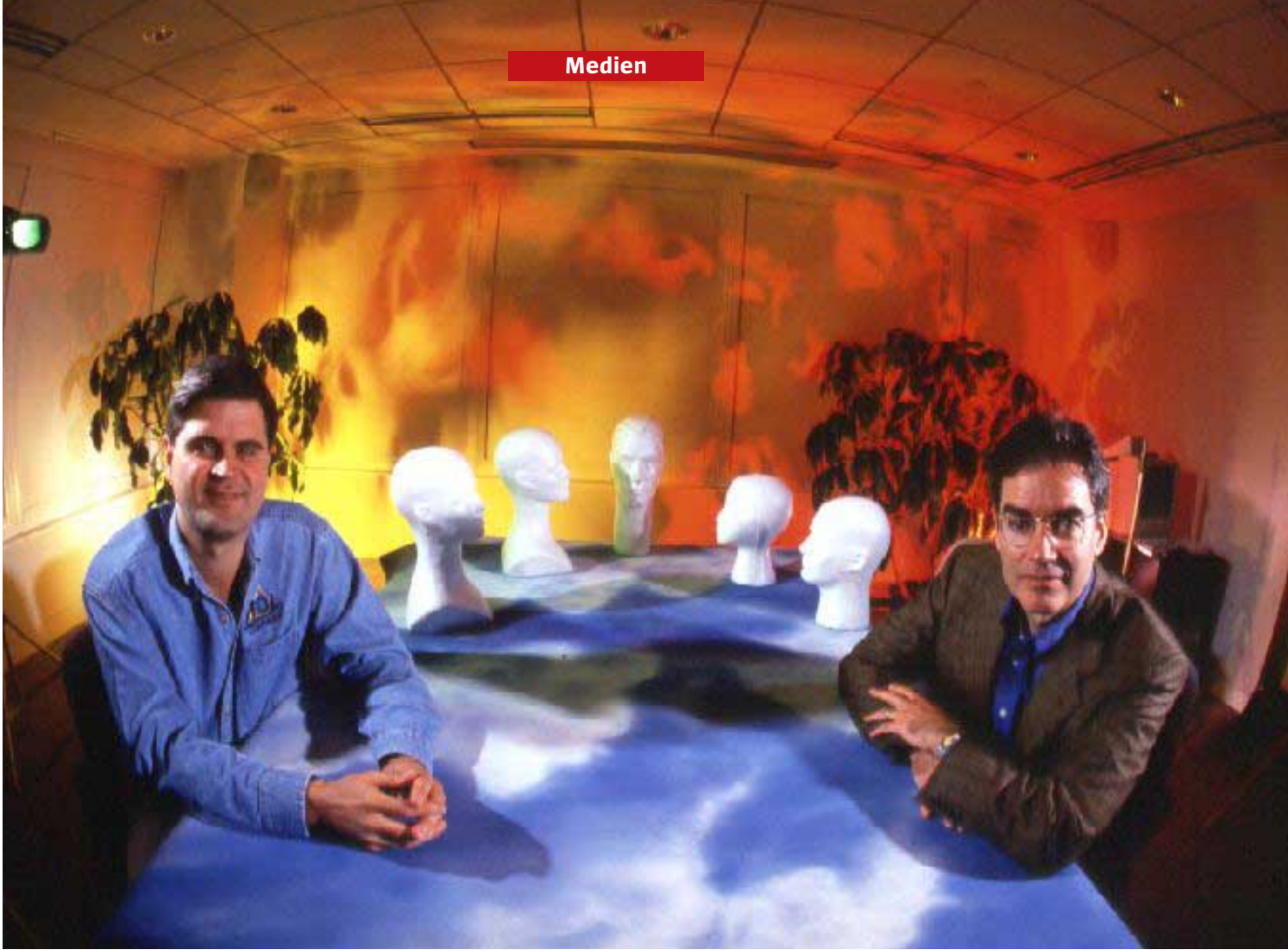
Freitag, 20.15 Uhr, ARD

Dr. Paolo Magri (Massimo Dapporto) ist ein Arzt, wie er in eine deutsch-italienische Serie gehört: zu schön, um wahr zu sein. Leider agiert jetzt Désirée Nosbusch (für Katharina Böhm) als Kollegin und Partnerin an seiner

Seite. Die Luxemburger Schauspielerin wirkt zu nüchtern, um schön unwirklich zu sein – der Drehbuchunsinn tritt ungehindert zutage.



Szene aus „Kinderklinik“



Online-Pionier Case, Mitarbeiter Pittman: Wer so arbeitet, den treibt eine Mission voran

R. FUCHS / OUTLINE

ONLINE

„Wir rennen Marathon“

Steve Case machte America Online zum mächtigsten Internet-Dienst der Welt, aber er will mehr: AOL soll zum globalen Medium werden, unentbehrlich wie Telefon und Fernsehen.

Der Morgen ist schwül, die Termine drängen, und die Aktienkurse sind mal wieder ein Stück abwärts gerutscht. Doch Steve Case sitzt hinter seinem Schreibtisch und blättert seelenruhig in seinen Akten. „So etwas passiert nun mal von Zeit zu Zeit“, sagt der Chef von America Online, dem größten Internet-Dienst der Welt, „das ist sogar gesund.“

„The Wall“ nennen ihn seine Leute, weil alle Unbill an ihm abzuprallen scheint. Weil er stets die Ruhe bewahrt, weiterredet mit seiner monotonen Stimme, fast wie ein Sprachcomputer im Disneyland. Eigentlich kann er sich überhaupt nicht aufregen. Selbst seine engsten Mitarbeiter haben ihn noch nie wütend, schreiend oder gar in Tränen aufgelöst gesehen.

Auch an diesem Morgen scheint für den mächtigsten Mann des Internet alles in Ordnung zu sein. Er trägt wie immer sein blaues Jeanshemd, die Khakis von Gap und das freundliche Lächeln eines Eisverkäufers. Dabei ist draußen im Land die Hölle los, zumindest bei all jenen, die ihr Geld in die Aktien seiner Firma gesteckt haben.

Ein paar Monate lang sackten die Kurse ab, vor zwei Wochen waren die Papiere erstmals 45 Prozent weniger wert als zum Rekordstand im April. Seitdem ging es zwar langsam wieder aufwärts, dennoch sind die Zocker verbittert: „Ich bin sehr, sehr krank“, schrieb einer auf das Message-Board, das Schwarze Brett für Internet-Spekulanten. Und ein anderer flehte: „Bitte, lieber Gott, laß die Kurse bald wieder steigen.“

Natürlich hat Case, 40 Jahre alt, die Notizen nicht gelesen, obwohl er gleich zwei Computerschirme um sich herum stehen hat. Leise sirren die Geräte vor sich hin, nur ab und zu schnarrt eine Stimme: „You’ve got Mail!“ Hier oben, fünf Stockwerke über den grünen Feldern von Virginia, ist von dem kreativen Chaos der Mausclick-Ökonomie nicht viel zu spüren. Hier herrscht erhabenes Schweigen.

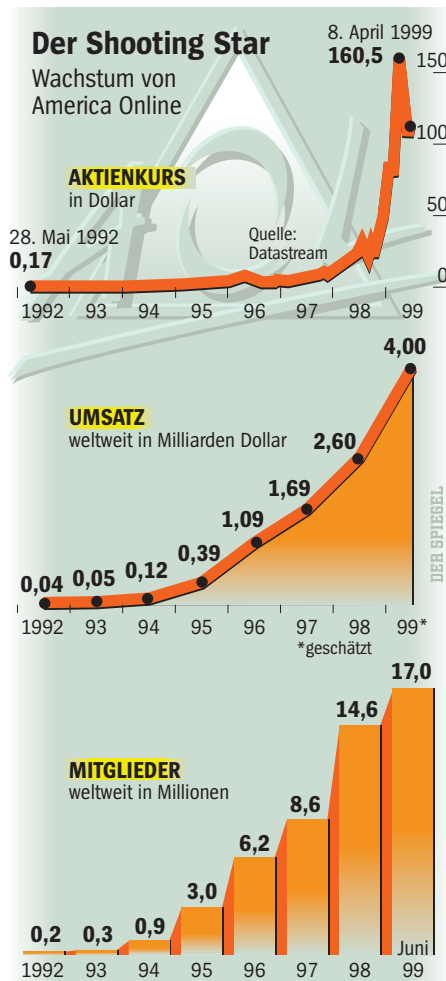
Die Tageszocker interessieren ihn nicht, das Geschnatter aus dem Wall-Street-Casino läßt in kühl, obwohl sich die Spekulanten auf den Finanz-Seiten von America Online (AOL) täglich zu Tausenden austauschen. „Wir rennen hier keinen Sprint, sondern Marathon“, sagt er, „und der hat gerade erst angefangen.“

Dabei müßte der Mann eigentlich am lautesten von allen fluchen. Mit einemmal sind die Bedenkenträger wieder da, die Spötter, die Case ein halbes Leben lang begleitet haben. Neue Konkurrenz in den USA und schleppendes Wachstum in Europa lassen den Glanz der erfolgreichsten Online-Firma der Welt plötzlich matter erscheinen.

In Deutschland und England wählen Neulinge lieber den Telekom-Service T-Online oder Gratis-Provider wie Freeserve, die den Internet-Zugang zum Nulltarif bieten. In die Ferne gerückt ist das Ziel der AOL-Leute, auch hier wie in den USA die Nummer eins unter den Internet-Providern zu werden. Das sind jene Dienste, die ihren Kunden den Eintritt ins weltweite Internet ermöglichen und ihnen dort eine Vielzahl von Service- und Unterhaltungsangeboten offerieren, Online-Banking und -Shopping natürlich, die elektronische Reisebuchung ebenso wie Chatrooms und E-Mail.

Branchenexperten hatten für die vergangenen drei Monate mit bis zu 300 000 neuen europäischen Abonnenten für den AOL-Konzern gerechnet. Doch statt dessen werden es kaum mehr als 100 000 sein. Das reicht, um in manchen Wall-Street-Häusern das Signal umzustellen: Jetzt lieber Kasse machen.

In den USA bilden sich gefährliche Allianzen um das AOL-Imperium herum.



AOL-Startseite im Internet: Virtuelle Metropole, zweieinhalbmal so groß wie New York

Michael Armstrong, der ehrgeizige Chef des amerikanischen Telefongiganten AT&T, hat es auf das Online-Geschäft per TV-Kabel abgesehen, und auch die Bosse der Kabel-TV-Firmen wollen mitmischen.

Mit ihren Netzen, an denen zwei Drittel der US-Haushalte hängen, wollen sie das Internet revolutionieren, das Datensurfen hundertmal schneller machen als bisher. Von dem flinken Case halten sie sich fern, lieber tun sie sich mit Armstrong zusammen oder mit Paul Allen, dem milliardenschweren Mitbegründer von Microsoft, der ebenfalls ins Kabel-Online-Geschäft drängt.

Und da ist Bill Gates, der Software-Zar. Unermüdlich treibt der reichste Mann der Welt seine Abgesandten durch Asien, Europa und die USA, um sein Windows-System auf jedem nur denkbaren Multi-Mediagerät unterzubringen: Handys, Kabel-TV-Boxen, Organizern. Nichts ist gefährlicher, als sich mit dem Microsoft-Imperium anzulegen. Und doch wird immer deutlicher, wie der Titanenkampf des nächsten Jahrzehnts aussehen wird: Gates gegen Case.

Case kennt das Gerede. Natürlich macht es auch ihn nervös, wenn sich die Konkurrenten regen. Dann wird er noch stiller als sonst, kehrt sich noch mehr nach innen. Nur die Fragen an seine Manager kommen einen Ton schärfer: „Eine Fahrt mit ihm im Fahrstuhl“, sagt einer von ihnen, „kann dann wie eine Fahrt mit einem Maschinengewehr sein.“

Nur hat Case in den vergangenen 14 Jahren schon viele Gegner kommen und gehen sehen. Was hatten ihm die selbsternannten Experten der Online-Welt nicht

alles prophezeit: Seine Firma sei zu klein, unkten sie vor gar nicht langer Zeit, um es mit den damaligen Marktführern CompuServe und Prodigy aufzunehmen. Sein Angebot sei zu simpel, Online-Fans würden sich einer AOL-Adresse nur schämen.

Und am Ende würde ihn doch noch Bill Gates platt machen, ihn, Steve Case, das „Milchgesicht aus Washington“, wie ihn Konkurrenten zuweilen nannten. Schon vor ein paar Jahren hatte Gates dem Neuling bei einem Meeting gedroht: „Ich kann 20 Prozent von dir kaufen, ich kann dich ganz kaufen“, und dann hatte er sich in seinem Schaukelstuhl vorgebeugt und die Augenbrauen zusammengezogen: „Oder ich kann selbst in das Geschäft einsteigen und dich einfach platt machen.“

Doch niemand hat das Milchgesicht bis heute platt gemacht. Aus einem abseitigen Online-Spiel-Service für Teenager schuf Case in 14 Jahren ein gigantisches Kraftwerk für die Mausklick-Ökonomie. Die Manager der Traditionskonzerne sahen zu: erst mit Spott, dann mit Argwohn und schließlich mit zunehmender Angst.

AOL ist heute eine virtuelle Metropole, zweieinhalbmal so groß wie New York, schneller wachsend als Kalkutta. Über 17 Millionen Menschen haben sich hier eingerichtet, täglich drängen bis zu 20 000 neue dazu, vor allem aus Amerika.

Wie in einer echten Stadt gibt es Bibliotheken, Museen, Banken, Einkaufszentren, Reisebüros und bald auch Kinos und Konzerte, nur daß sich die riesige Gemeinde bequem vom Schreibtisch aus erkunden läßt. Eine eigene Polizei sorgt für Ordnung, eine eigene Verwaltung für die Stadtentwicklung. Demokratisch geht

es allerdings nicht zu: Wer nicht einverstanden ist, geht besser.

Schließlich ist diese Metropole keine gemeinnützige Veranstaltung. Sie muß Gewinn machen, und zwar reichlich. So will es die Wall Street, so wollen es die Investoren, so wollen es die Mitarbeiter, die fast alle Aktionäre sind.

Deshalb ist die AOL-Verwaltung längst keine Ansammlung von ausgeflippten Webdesignern mehr, sondern eine gigantische Marketingmaschine mit derzeit vier Milliarden Dollar Umsatz. Deren Ingenieure haben vor allem drei Aufgaben: neue Bewohner in die Stadt locken, sie mit Werbetafeln umstellen und dann zum Geldausgeben animieren. Und zwar so, daß sie sich dabei auch noch wohl fühlen.

Das klappte bisher schon ganz gut. Die AOL-Ingenieure haben eine riesige Online-Ökonomie in Gang gebracht, die schneller wächst als jede andere Volkswirtschaft diesseits vom PC-Monitor. Rund 18 Millionen Dollar geben die Bewohner von AOL-City derzeit am Tag in ihrer Schönen Neuen Welt aus, bis zu 50 Prozent mehr pro Vierteljahr.

Schon heute ist AOL die größte Einkaufsmeile des Landes, die größte Kino-Ticketagentur und nebenbei das größte Postamt der Welt: 130 Millionen E-Mails schwirren täglich durch das AOL-Netz, samt Fotos, Dateien und Webseiten macht



Case-Freund Middelhoff

„Ich will nicht sein Bereichsleiter sein“

das 30 Billionen Byte – was etwa 15 Milliarden Schreibmaschinenseiten entspricht.

Natürlich weiß Case, daß seine Online-Stadt nicht so aufregend ist wie New York und nicht so elegant wie Paris. Für viele Internet-Freaks ist eine Adresse in AOL-City noch immer schlimmer als ein Haus in den Suburbs von New Jersey.

Doch Case hat gelernt, daß es nicht auf die Nerds, die Computerverrückten, ankommt, sondern auf seine Nachbarn: Angestellte, Eltern, Großmütter. Für die ist ein Fußmarsch von 500 Metern schon eine Zumutung, sie nehmen lieber das Auto. Auch im Internet wollen sie nicht lange herumirren. Ein Ausflug durch die Online-Welt soll so komfortabel sein, als wanderten sie durch Disneyland.

Deshalb sieht es im Online-Reich von AOL so aus wie in einer blitzsauberen Vorstadt, mit Wegweisern an jeder Ecke, fein abgegrenzten Vorgärten und einem Postboten, der immer pünktlich kommt. Statt dem Wirrwar der World Wide Web, wo es etwa so zugeht wie in der Innenstadt von Schanghai, bietet Case seinen Abonnenten das Erlebnis eines Spaziergangs durch Hamburg-Eppendorf.

Vielleicht geht es deshalb im Hauptquartier von AOL am Rande der US-Hauptstadt Washington eher so zu wie bei einer modernen Versicherung als bei einer schrillen Online-Agentur. Unter dem Dach



M. SIMON / SABA

AOL-Mitarbeiter: „Entweder du machst Staub, oder du bist Staub“

eines umgebauten Flugzeughangars, zwischen Preßspanwänden und Büopalmen, gibt es Abteilungen und Direktoren, Eingangskörbe und genormte Abläufe, eben all das, was Internet-Entrepreneure normalerweise glücklich ignorieren.

Auch Case pflegt lieber das Image des schüchternen Vorstadt-Boys, den jede Mutter stolz auf ihren Cocktailpartys herumzeigen würde. Das Kriegsgeheul überläßt er seinen Managern, wie auch die teuren

Anzüge, den Porsche und andere Extravaganzen, mit denen sich die neuen Internet-Fürsten so gern schmücken.

Angeführt wird AOLs Führungsriege von Bob Pittman, dem Gründer des Musiksenders MTV und einem der schnellsten Manager des Landes, der seine Leute anfeuert mit Sprüchen wie: „Du hast zwei Alternativen im Leben: Entweder du machst Staub, oder du bist Staub.“ Seine Mitarbeiter halten sich an ersteres. Sie jagen in

Privatjets umher, und wenn sie irgendwo auftauchen, kann das schon mal aussehen wie eine Abordnung von Hollywood-Bossen auf dem Weg zu einem Dreh: dunkle Anzüge, dunkle Sonnenbrillen, dunkle Westerstiefel.

Wer so arbeitet, der geht nicht nur einem Job nach, den treibt eine Mission voran. AOL-Manager zeigen sowenig Zweifel wie eine Gruppe Ordenspriester auf Pilgerfahrt. „Dies ist eine Company voller Superstars“, behauptet Jonathan Sacks, einer der Senioremanager der Firma. „Wir sind hier, um die Welt zu verändern.“

Damit sind sie schon ein ganzes Stück vorangekommen. Krakenförmig hat sich das AOL-Imperium bisher ausgebreitet, getreu der AOL-Vision, die auf großen Tafeln in jedem Korridor des Hauptquartiers angeschraubt ist: „Ein globales Medium bauen, das für die Menschheit so unentbehrlich ist wie Telefon und Fernsehen – nur viel wertvoller.“

Case und seine Leute schluckten den kränkelnden Online-Service Compuserve, der vor acht Jahren fast einmal AOL aufgekauft hätte. Sie erwarben den israelischen Chat-Service ICQ, eine der hippest Adressen im Internet, der seitdem auf weltweit 36 Millionen Mitglieder answoll. Sie übernahmen für 4,2 Milliarden Dollar den Internet-Pionier Netscape, ein noch vor drei Jahren undenkbarer Deal. Und sie

kauften sich vergangene Woche für 1,5 Milliarden Dollar bei der Satelliten-TV-Firma Hughes Electronics ein.

Schon scherzt der Bertelsmann-Chef Thomas Middelhoff, Freund und Partner von Case bei AOL-Europa: „Ich möchte auch nächstes Jahr noch Vorstandsvorsitzender sein und nicht Bereichsleiter von Steve Case.“

Wenn AOL so weiterwächst wie bisher, werden in zwei Jahren rund 27 Millionen Menschen die AOL-Metropole bevölkern, auf der Suche nach einer freundlicheren Welt: nie wieder mit dem schmierigen Autohändler verhandeln. Weg mit dem unwissenden Anlageberater. Schluß mit muffligen Verkäufern und unwürdigem Gedrängel.

Schon hat Case die nächste Offensive in Gang gesetzt, Codename „AOL überall“. Case will das Internet in die Jackentasche bringen, aufs Handy oder den Terminplaner, er will das Auto vernetzen, die Klimaanlage und auch noch die Waschmaschine. „Erst waren wir ein Medienkonzern“, prahlt Ted Leonsis, einer von Case' engsten Mitarbeitern, „dann eine Community. Und bald werden wir wie Elektrizität sein: unentbehrlich in jedem Haushalt.“

In Deutschland will AOL unter Führung des Bertelsmann-Abgesandten Andreas Schmidt vom Herbst an die Dienste AOL und Compuserve zum Kampfpfeis von

weniger als 20 Mark im Monat anbieten. Etwas später soll es AOL auch über das Kabel-TV-Netz der Telekom geben.

Die Manager wollen auch die Gratis-Provider attackieren und dafür die Marke Netscape nutzen. Geplant ist von August an ein Gratis-Dienst unter dem Namen „Netscape Online“, bei dem nur Telefongebühren anfallen würden. AOL erwägt allerdings, anders als die Konkurrenten, für die Kundenbetreuung keine Servicegebühren zu erheben.

Schon im nächsten Jahr wollen die Entwickler eine AOL-TV-Box präsentieren. Aus dem Fernseher soll ein simpler Steuercomputer werden, dessen Bildschirm nach dem Einschalten zunächst aussieht wie die erste Seite eines Online-Services. Es wird Shopping-Kanäle geben und Bibliotheken für Film und Musik. Und eine Buddy-List, eine Anzeige, mit deren Hilfe jeder Zuschauer sofort auf dem Bildschirm sehen kann, welche seiner Freunde auch gerade vor der Röhre hocken – und vielleicht bereit sind für einen kurzen Online-Chat per drahtloser Tastatur.

Dabei hatte es lange so ausgesehen, als ob aus Case einer jener Zeitgenossen wird, die zwar jede Menge Wirbel veranstalten, aber keinerlei Spuren in der Weltgeschichte hinterlassen würden. Schon mit elf Jahren, als Schüler in Honolulu auf Hawaii, hatte er seine erste Firma gegründet. Sie

hieß „Case Enterprises Global Multinational Corporation“ und verteilte Werbeschriften. Bis zum Ende seiner Collegezeit hatte Case so viele Firmen aufgezogen, wie andere in seinem Alter Sneakers verschlissen hatten. Nur mit dem Erfolg haperte es.

Case Enterprises verschwand ebenso schnell wie spätere Ideen des jungen Entrepreneurs: ein Papiertuch zum Auftragen von Haarfestiger etwa, das er für den Kosmetikkonzern Procter & Gamble entwickelt hatte, oder eine Mini-Pizza für die Fast-food-Kette Pizza Hut.

Computer hatten Case dagegen immer gelangweilt. Kein Fach haßte er im College mehr als Programmieren, nichts stieß ihn mehr ab als das Technikgeschwafel der Nerds. Lieber beschäftigte er sich mit Politikwissenschaft, las Bücher des Futuristen Alvin Toffler oder feierte Partys.

Fasziniert war er lediglich davon, daß sich die neuen Maschinen über Gebirge und Ozeane hinweg per Telefon miteinander austauschen konnten. Im Januar 1983 geriet er schließlich an einen verschrobenen Unternehmer aus den Vororten von Washington, der von einer Baracke aus Videospiele online verkaufen wollte. Case war begeistert und heuerte an, zum Entsetzen seiner Familie.

In den folgenden Jahren bewegte er sich am Rande des Abgrunds. Case und seine



M. SIMON / SABA

Fitneßcenter in der AOL-Zentrale: *Normale Angestellte wurden Multimillionäre*

Leute vernichteten Millionen an Venture-Capital und konnten doch ihre Geldgeber immer zum Nachschießen bewegen. Zum einen, weil die Finanziere hofften, so wenigstens etwas von ihrem Geld wiederzusehen. Zum anderen, weil die Case-Truppe mit immer neuen Online-Ideen kam, die irgendwie nach Revolution rochen. Panne reihte sich an Panne, doch Case kam immer wieder auf die Beine.

Im August 1995 entging Case die Chance des Lebens. Damals trafen sich der AOL-Chef und sein Manager Ted Leonsis mit zwei jungen Leuten, Jerry Young und David Filo. Die beiden hatten gerade eine Firma mit dem Namen Yahoo gegründet, die Idee klang vielversprechend.

Die AOL-Leute boten den beiden zwei Millionen Dollar für ihre Firma. Die Jungunternehmer forderten fünf. Niemand wollte nachgeben. Heute ist Yahoo der

größte Online-Suchservice der Welt und rund 34 Milliarden Dollar wert, „eine nette Karriere“, wie Leonsis bitter eingesteht.

Es sollte einer der letzten Flops sein. Plötzlich war die Online-Revolution losgebrochen, und der freundliche Boy aus Washington hatte es geschafft, sich in ihrem Zentrum festzusetzen.

Seit dem Börsengang 1992 schossen die AOL-Aktien um über 6000 Prozent nach oben. Heute ist AOL 120 Milliarden Dollar wert, fast soviel wie die Medienkonzerne Time Warner und Disney zusammen, die knapp zehnmal soviel Umsatz machen. Case wurde zum Milliardär, seine Manager zu Multimillionären, und selbst ganz normale Angestellte sammelten noch ein paar Millionen Dollar in ihrem Portfolio.

AOL-Jünger kauften Landhäuser, Pferdeweiden und Seegrundstücke in Washingtons Umland auf und haben aus dem verschlafenen County eine der Boom-Regionen des Landes gemacht. Ted Leonsis gar erwarb kürzlich zusammen mit zwei Freunden für 200 Millionen Dollar ein komplettes Eishockey-Team und lobt sich nun stolz: „Ich bin der erste Angestellte, der ein eigenes Sportteam hat.“

Auch das ist für Steve Case kein Problem. Wer an dieser Firma mitgebaut habe, gibt der AOL-Chef freundlich zu erkennen, der habe seine Millionen verdient. MATTHIAS MÜLLER VON BLUMENCRON



„Tanja“-Star Wackernagel (linkes Bild, r.) mit Nina Vorbrott, mit Matthias Schloo, Robert Glatzeder (rechtes Bild): *Freiheit für junge*

TV-SERIEN

Sieg einer Sanftmütigen

Gegen den Jugendkult der Soaps behauptet sich erfolgreich eine altmodische ARD-Vorabendserie: „Tanja“ schildert realistisch die Selbstfindung einer jungen Frau.

Zu den noch nicht abgewickelten Gedanken von Hegel und Marx gehört die Spekulation, wenn sich Geschichte wiederhole, dann nur als Farce.

Das scheint besonders für die Fernseh-Epoche zu stimmen: Vorbei ist auf dem Bildschirm vorbei, rückwärts geht's nur um den Preis der Lächerlichkeit. Für unumstößlich gehaltene TV-Götter von einst, all die knorzig Detektive, patenten Muttis und sehnigen Abenteurer, sind auf ewig verdammt. Sie fanden die verdiente letzte Ruhe auf dem Friedhof des immer schneller und zielgruppengenaue werden Mediums – Friede ihrer Masche.

Quote und gesicherte Reklameeinnahmen am Vorabend bringt heute – so gilt es bisher unter den Profis als ausgemacht – ein neues TV-Geschlecht: das der Helden der Soaps. Ob blond oder nicht ganz so blond, ob sprachlich hoch begabt („echt total Klasse“) oder rednerisch normal veranlagt („Klasse“), erfüllen sie die wichtigste Voraussetzung: Sie sind jung und ziemlich unter sich.

„Verbotene Liebe“, „Marienhof“, „Unter uns“ oder „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ heißen diese juvenilen Selbstfeiern, in denen junge Menschen so tun müssen, als seien sie die alleinigen Produzenten des Lebensglücks, als gäbe es kein Herkom-

men, keine Geschichte und keine Begrenzungen durch die Gesellschaft. Die Werbung hat solch junges Gemüse, das im eigenen Saft kocht, zum Fressen gern – der selbstverliebte Infant gilt ihr als Krone der TV-Schöpfung und Garant des Erfolgs.

Doch zu den geschlossenen Anstalten des „forever young“ gibt es eine Alternative, und die ist, wie sich jetzt überraschenderweise herausstellt, ähnlich erfolgreich wie manche Soaps: „Tanja“ heißt eine ARD-Vorabendserie, die zunächst als Wiederholung und dann mit zwei neuen Staffeln bis zum Februar 2000 jeden Montag um 18.55 Uhr läuft. Dieses Spiel um ein junges Mädchen zeigt, daß die TV-Welt vor der „Tagesschau“ mehr sein kann als das Treiben in einer schicken Juniorenwohnanlage.

„Tanja“ präsentiert Jungsein nicht als höchste Form der Vollkommenheit, sondern als Abschnitt des Lebens, als eine Passage voller Gefahren, Chancen und Orientierungsschwierigkeiten. In den Zeiten juveniler Begeisterung unternimmt diese Serie den altmodischen Versuch, einen Bildungsroman im elektronischen Zeitalter zu erzählen.

Mit Erfolg: Eineinhalb Jahre nach der Erstausstrahlung erreicht die derzeit gesendete Wiederholung der ersten Staffel

noch immer fast 25 Prozent der weiblichen Zuschauer im Alter von 14 bis 19 Jahren. „Re-Run-Profil“ nennt man in Medienkauderwelsch solche über Wiederholungen erhabene Zuschauertroupe. Sie bedeutet: „Tanja“ wird als Identifikationsfigur akzeptiert.

Katharina Wackernagel, die „Tanja“-Darstellerin, ist ein Antityp zu den ranken und intriganten Soap-Girls: eine unverstellt wirkende, verletzte junge Frau mit weichen Formen, keine plappernde Modepuppe. Ernst, gelegentlich melancholisch blickt sie auf das, was sie in 39 Folgen zu spielen hat – ein hindernisreiches Stück Lebensweg.

Ausgedacht und aufgebaut haben sich den Parours Menschen, die Tanjas Eltern sein könnten, allen voran Regisseur und Produzent Berengar Pfahl, 53. In den siebziger Jahren hatte Pfahl ganz im Geist von 68 beachtete Filme über die Ausbruchswünsche junger Menschen gedreht („Britta“), anschließend aber sein Schaffen mit dem Animateur-Endloswurm „Sterne des Südens“ verdunkelt, bis er mit „Tanja“ zu seinem Thema zurückfand: Wie ist Freiheit für junge Menschen möglich?

Das eigentlich Spannende an der Jungmädchen-Geschichte ist das Aufeinanderprallen von 68er Projektionen der Macher mit der Befindlichkeit der jungen Generation. Am Spiel von Katharina Wackernagel ist wie in einem Lackmus-Test ablesbar, wann die Vorstellungen der Älteren über die Jungen stimmen und wann nicht.

Ein Mädchen aus wohlbehütetem Elternhaus – der Vater Fremdenverkehrsdirektor in Rostock-Warnemünde, die Mutter Schiffbauingenieurin, die beiden Geschwister lieb, aber anstrengend – schmeißt kurz vor dem Abitur die Schule hin, „um



Menschen?

zu leben“, wie Tanja den fassungslosen Eltern erklärt. Aber wie soll sie etwas erklären, was sie selbst nicht begreift? Pfahl hält sich im Drehbuch mit Deutungen zurück, vermeidet das Pathos der Aussteiger-Filme. Die eigensinnige Wackernagel-Tanja setzt sich nicht gläubig zu den EasyRIDern auf den Sozius, um in offene Welten zu reiten. Die Verhältnisse sind nicht so.

Die Befürchtungen der Eltern bestehen zu Recht. In dieser Serie gibt es keine Wunder wie in den Soaps. Tanja jobbt herum. Bald sieht sie die Erfolglosigkeit dieses Weges ein, macht das Abitur nach, durchläuft eine Lehre bei einer Reederei. Doch das Unternehmen geht pleite, das Mädchen wird arbeitslos.

Und wenn im nächsten Jahr die vorerst letzte Folge läuft, wird die Serienheldin zumindest ökonomisch nicht als Siegerin dastehen: ohne festen Job, mit einer Menge Schulden und einer vagen Perspektive auf ein Überleben als Selbständige.

Pfahl hat es offenbar in den Drehbuchfingern gejuckt, kritische Betrachtungen über den Kapitalismus anzustellen. Während Tanjas Lehre auf der Werft bedrängen das Mädchen ein geiler Vorgesetzter und ein spleeniger Ausbildungsleiter. Doch, hoch die weibliche Solidarität, eine beherzte Kollegin hilft. Protest-Predigten gibt es aus dem Mund der Heldin allerdings nicht zu hören, sie würden nur aufgesetzt wirken.

In einer anderen Lektion des Lebens begegnen sich 1968 und 1998 auf wundersame Art harmonisch. Es geht um Tanjas Abnabelung von den Eltern: ein Stück in mehreren Akten. Das schnippisch und launisch erscheinende Sich-Entziehen der Tochter am Anfang der Serie begreifen die Eltern allmählich als notwendigen Schritt eines Kindes in die Freiheit. Diese Einsicht hat Rückwirkungen, denn Tanja erkennt, daß Eltern keine Feinde sein müssen, sondern Verbündete werden können.

Die antiautoritären Elternverächter von einst verzichten ihren Kindern gegenüber auf erzieherischen Terror. Die Sprößlinge der 68er entziehen sich leise, aber bestimmt den emotionalen Fesseln. Das geht ganz ohne rhetorische Turnübungen ab – die Serie erzählt das unangestrengt.

In der Liebe geht das nicht so einfach. Nur mit Bauchschmerzen scheint Pfahl zu begreifen, daß die Zeiten der sprachintensiven Eroberung vorbei sind. Tanja nämlich, da deckt sich die Auffassung der Darstellerin mit der der Figur, reklamiert in der Erotik stille Übereinstimmung. Warum sie

einen Jungen liebt, weiß sie, aber sie mag es nur äußerst ungern der Welt erklären.

Deshalb stößt sich Wackernagel an dem, was ihr Pfahl am Ende seiner Serie zumutet: Tanja begeht einen erotischen Fehltritt und läßt – allerdings nur vorübergehend – ihren festen Freund Felix im Stich. Der Verführer ist ein Öko-Guru, der aus nordischen Gefilden übers Meer herbeigesegelt kommt und die dunkelhaarige Schönheit mit poetischen Reden über Eisbären und Wildgänse betört.

Wackernagel hat nichts gegen erotische Abenteuer, wohl aber etwas gegen lyrische Begleitmusik. Als dauernd an sich arbeitende Schauspielerin löst sie das Problem auf ihre Weise: Sie entschärft das Pathos des Dialogs durch lockeres Beiseitesprechen. Was schwer romantisch klingen könnte, bekommt so einen leicht ironischen Unterton: Eine Generation verteidigt sich auf ihre Weise gegen die Zumutungen der Älteren.

Daß „Tanja“ gelingt, liegt an der Hauptdarstellerin. Ist sie nicht auf der Szene, zerfällt Pfahls Serie schnell in eine übliche Typenkomödie mit einer blassen Schar von Gutmenschen. Auch die jungen Darsteller erwachen nur im Spiel mit Wackernagel zu interessantem Leben.

Die beherrschende Stellung der jungen Heldin kommt nicht von ungefähr. Wackernagel stammt aus einer Theaterfamilie. Der Vater ist Regisseur, die Mutter Schauspielerin. Auch der Onkel Christof Wackernagel, der verurteilte Terrorist, lebt nach der Entlassung aus der Haft wieder von der Mimenkunst. Kein Wunder, daß es Katharina ebenfalls in den Beruf drängte.

17jährig setzte sie sich im Casting für „Tanja“ durch, machte schnell noch das Fachabitur, verzichtete aber auf eine Schauspielausbildung. Die Serie wurde zu ihrer Lehrzeit: Wie Tanja ins Leben geht, so erlernte Wackernagel ihr Handwerk, sanft und zugleich willensstark bis hin zum Widerstand gegen Drehbücher.

Die Filmemacherin Petra Seeger, die exzentrische Großkünstler wie Edgar Reitz oder Rudolf Thome bei der Arbeit beobachtet hat und auch über „Tanja“ einen „Making of“-Film dreht, fasziniert die Natürlichkeit der Wackernagel, die sich ernsthafter Arbeit verdankt.

Solche Kunst braucht einen Raum, der nur entstehen kann, wenn sich die Generationen aneinander reiben. In den Soaps werden die jungen Menschen allein gelassen. Die Macher stellen sich nicht. Sie schreiben ihren Darstellern nach dem Munde und schicken die jungen Menschen in die Wüsten der Quasselei. Soap-Fabrikanten verdienen damit gut.

Überzeugende Fernseh-Geschichte, noch mal frei nach Marx, muß aber die Geschichte von lauten oder stillen Generationskämpfen sein. Nur das bewahrt das Medium vor der Wiederholung des Immergleichen: vor dem Absinken in die Farce.

NIKOLAUS VON FESTENBERG



Medien-Tycoon Murdoch (r.): „Ein unglaublicher Unternehmer, der das Risiko liebt“

TV-KONZERNE

„Zeigen, wie gut wir sind“

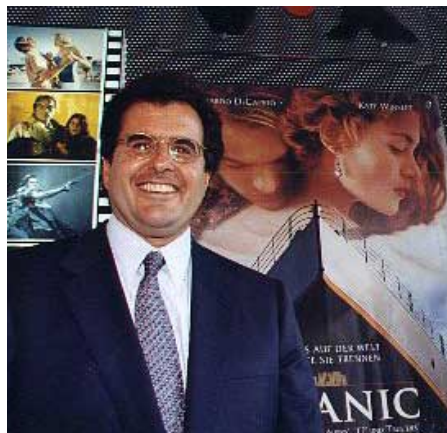
Murdoch-Konzernchef Peter Chernin über die Fußball-Champions-League, die Zukunft von Vox und Medienriesen im Internet

SPIEGEL: Mr. Chernin, Sie haben Rupert Murdoch einmal einen Populisten genannt, der ein genaues Gespür für die Stimmung einfacher Leute habe. Warum verhält er sich dann so unpopulär und kauft die attraktiven Rechte der Fußball-Champions-League für einen winzigen Fernsehsender, den kaum jemand einschaltet?

Chernin: Das mag für unsere Konkurrenten unpopulär sein, aber nicht für die Zuschauer. Bisher waren manche Spiele nur gegen Extragebühr im Pay-TV zu sehen, nun machen wir alle Begegnungen im frei empfangbaren Free-TV zugänglich. Wir sind bereit, viel zu investieren, um den Deutschen auf unserem Sender TM 3 Fernsehfußball in Spitzenqualität zu bieten – in einigen Monaten sogar besser als RTL, wo die Champions League bisher lief.

SPIEGEL: Davon sind Sie weit entfernt. Zwölf Wochen vor dem geplanten Start auf TM 3 haben Sie die redaktionelle Mannschaft noch immer nicht zusammen. Prominente Moderatoren wie Marcel Reif sagten ab. Läuft Ihnen die Zeit davon?

Chernin: Machen Sie sich keine Sorgen. Wir haben die Skeptiker schon immer durch unsere Taten überzeugt: 1992, als wir in



Murdoch-Manager Chernin

„Bereit, Verluste in Kauf zu nehmen“

England die Rechte der ersten Fußball-Liga kauften, oder 1994, als wir in den USA zum ersten mal Football zeigten. Alle sagten vorher: Die sind wahnsinnig. Und am Ende klatschten sie Beifall. Wir haben durch unsere zahlreichen Sportübertragungen inzwischen viel Know-how gewonnen, und das nutzen wir jetzt in Deutschland. Unsere britischen Technikexperten werden beispielsweise TM 3 bei der Übertragung der Champions League helfen.

SPIEGEL: Noch erreicht der Frauensender gerade mal 0,8 Prozent Marktanteil. Auch

mit Fußball wird er weiter eine Randexistenz führen.

Chernin: Da täuschen Sie sich. Wir machen aus dem Sender einen wichtigen Unterhaltungskanal für die ganze Familie. Sicher werden wir es nicht schaffen, RTL schon im ersten Jahr herauszufordern. Aber mittelfristig wird TM 3 auch den Spitzenreitern Marktanteile abnehmen. Dafür sind wir bereit, in den ersten beiden Jahren Verluste in Kauf zu nehmen. Wir werden viele frische Filme und mehr Kinderprogramm zeigen.

SPIEGEL: Geht es bei dem Milliarden-Investment nicht in Wirklichkeit darum, mit TM 3 den deutschen Fernsehmarkt aufzumischen, um dann im nächsten Schritt den viermal so großen Sender Vox in die Hand zu bekommen? Dort ist Rupert Murdoch bereits seit fünf Jahren mit 49,9 Prozent beteiligt – nur der Juniorpartner, der Gütersloher Medienkonzern Bertelsmann, steht einer Mehrheitsübernahme im Weg.

Chernin: Vox hat ein nettes Wachstum und wird vom Management gut geführt. Wir würden daher gern so viele Anteile wie möglich haben, am liebsten 100 Prozent. Wenn jemand etwas verkaufen will, werden wir zugreifen.

SPIEGEL: Die Übernahme des Senders haben Sie selbst in der Hand. Bei Vox ist zum Jahresende ein bizarres Duell angesagt. Eine sogenannte Shoot-out-Klausel in den Verträgen erlaubt Ihnen, die Anteile Ihrer Partner komplett zu übernehmen – wenn die daraufhin kein gleichgewichtiges Gegenangebot machen, dem Sie sich beugen müssten.

Chernin: Wir würden lieber vorher eine friedliche Lösung mit Bertelsmann finden. Wenn das nicht glückt, können wir schnell auf die von Ihnen genannte Klausel zurückkommen. Ich will jetzt nicht darüber spekulieren, was in sechs Monaten passieren wird, aber eines ist sicher: Uns ist es einiges wert, Vox zu übernehmen.

SPIEGEL: Murdoch geht es offenbar darum, eine Senderfamilie aufzubauen. In ihr könnten Programmrechte doppelt genutzt und etwa Spiele der nächsten Champions League aufgeteilt werden.

Chernin: Im Moment ist es unser einziges Ziel, die Spiele auf TM 3 zu zeigen. In Zukunft kann sich natürlich alles ändern. Ein Fernsehverbund mit mehreren Sendern erlaubt es, Kosten zu sparen und Programme effektiv abzuspielen.

SPIEGEL: Ein schönes Modell – das nur einen Nachteil hat: Über viele Filme und Serien Ihres konzernerneigenen Hollywood-Studios 20th Century Fox können Sie gar nicht verfügen. So sind ältere Werke bis zum Jahr 2010 an den Münchner Film- und TV-Unternehmer Leo Kirch verkauft, einen Ihrer Hauptkonkurrenten.

Chernin: Alle unsere neuen schönen Sachen gehen an Vox – falls wir den Sender übernehmen, noch stärker als bisher. Im

* Mit Richard Grasso, Chef der New York Stock Exchange, bei der Börseneinführung der Fox-Entertainment am 11. November 1998 in New York.

Herbst 2000 zum Beispiel werden auf Vox wichtige Fox-Produktionen gezeigt, vielleicht sogar unser Welterfolg „Titanic“.

SPIEGEL: Werden Sie die deutschen Murdoch-Sender mit weiteren attraktiven Sportrechten ausstatten, etwa mit der Fußball-Bundesliga?

Chernin: Ich nehme nicht an, daß wir im Moment weitere Sportrechte kaufen werden. Immerhin war ja schon unser erster Schritt bei TM 3 ziemlich aggressiv. Wir haben auch keine Pläne für die Bundesliga. Sport ist nur eine von vielen globalen Sprachen der TV-Unterhaltung, neben Filmen, Nachrichten und Büchern.

SPIEGEL: Wollen Sie sich in deutsche Fußballclubs einkaufen, so wie es Ihr Konzern schon beim englischen Spitzenclub Manchester United versucht hat?

Chernin: Wir sind an Clubs interessiert, mit denen wir unsere Programme füllen können. Deshalb haben wir zum Beispiel die Dodgers gekauft, einen Baseballverein in Los Angeles. In Deutschland stellt sich diese Frage derzeit nicht.

SPIEGEL: Sie haben in der Vergangenheit mal mit Bertelsmann paktiert, mal mit Kirch, den beiden Riesen im deutschen Privatfernsehen. Nun versuchen Sie es allein



TV-Hit Champions League*: „In einigen Monaten besser als RTL“

höchstens 25 Prozent an einem Fernsehnetzwerk besitzen.

Chernin: Das Gesetz muß weg. Wir wollen überall Wettbewerb, in den USA, in England, in Deutschland. Der Zuschauer soll eine möglichst große Auswahl bekommen.

SPIEGEL: Murdoch – der Engel der Marktwirtschaft, auch im deutschen Fernsehen?

Chernin: Wir werden zeigen müssen, wie gut wir sind. Nur so können wir die dritte Kraft in Deutschland werden. In den USA haben wir ein viertes Network gegen drei sehr starke Wettbewerber mit viel Geld und hohem Risiko durchgesetzt. In Großbritannien etablierten wir unser Pay-TV-Unternehmen BSkyB gegen die BBC.

SPIEGEL: Ihr bisheriges Erfolgsunternehmen BSkyB macht allerdings inzwischen Verluste, weil Murdoch das digitale Fernsehen mit allen Mitteln puscht und die dafür nötigen Zusatzgeräte im Wert von fast einer Milliarde Mark sogar verschenkt.

Chernin: Das ist kluges Marketing. Es bringt den Siegeszug des Digital-TV und viele, viele Abonnenten. Und damit noch mehr Fernsehkanäle.

SPIEGEL: Es geht um einen Wettlauf der Fernsehbranche mit der Computerindustrie, die selbst immer mehr Kanäle über den PC und das Internet anbietet. Sie haben vor US-Managern erklärt, das sei die größte Gefahr für ein Unternehmen wie News Corporation.

Chernin: Wir wollen verständlicherweise nicht, daß jemand anderes den Zugang zu unseren Kunden kontrolliert. Der Online-Dienst AOL beispielsweise kassiert Firmen ab, die Inhalte anbieten, um Online-Kunden zu erreichen.

SPIEGEL: Warum fällt es traditionellen Medienkonzernen wie News Corporation oder Disney so schwer, im boomenden Internet-Geschäft als starker Player mitzuhalten?

* Oben: Manchester United in Barcelona nach dem Finalsieg gegen Bayern München am 26. Mai; unten: Moderatorin Britta von Lojewski mit Jimmy Hartwig, Claus Wilcke und TV-Koch Sante de Santis.

Chernin: Ich glaube nicht, daß wir da Probleme haben. Etablierte Medienkonzerne kontrollieren Inhalte und wissen, wie man mit Kunden umgeht. Das sind enorme Vorteile im Online-Markt. News Corporation beispielsweise hat allein in den USA täglich 200 Millionen und weltweit 700 Millionen Kundenbeziehungen; ein Fernsehnetzwerk wie unser Fox TV in den USA ist die größte Marketingmaschine in der Geschichte der Menschheit. Außerdem gehören uns einige der bekanntesten Marken der Welt: die schräge Cartoonfamilie „The Simpsons“, „Titanic“ oder „Akte X“. Wir haben den vielgepriesenen Internet-Firmen einiges voraus – und außerdem

müssen sie bei uns Werbung buchen, an der wir gut verdienen. Die einzige Herausforderung liegt im E-Commerce: Wie verkaufen wir unsere Produkte auf elektronischem Weg an den Kunden?

SPIEGEL: Immerhin hat Murdoch selbst vor kurzem – wenn auch sehr spät – die Firma E-Partners gestartet, die sich an erfolgversprechenden Internet-Firmen beteiligen soll.

Chernin: Wir waren immer offen für neue Geschäftsfelder. Wenn sich etwas Interessantes anbietet, steigen wir ein. E-Partners ist eine flankierende Maßnahme.

SPIEGEL: Murdoch wird oft als „Pirat“ beschrieben – ist die Zusammenarbeit mit ihm ein ständiges Abenteuer?

Chernin: Es gibt offenbar weltweit ein großes Bedürfnis, Murdoch zu verteufeln und zu dämonisieren. Die meisten Leute, die für ihn arbeiten, werden Ihnen aber bestätigen: Er ist einer der besten Chefs der Welt, ein unglaublicher Unternehmer, der das Risiko liebt und seine Leute unterstützt. Als wir bei „Titanic“ – dafür war ich zuständig – innerhalb eines Jahres den Etat um 90 Millionen Dollar überzogen haben, dachten die meisten Leute, ich würde meinen Job verlieren. Nur Rupert kam jede Woche in mein Büro und sagte: Keine Angst, das mußt du hinter dich bringen – Hauptsache, du versuchst alles und machst einen guten Film.

SPIEGEL: Ist es für Sie nicht sehr schwierig, Murdoch als Chef zu haben und seine Kinder Lachlan, Elizabeth und James als direkte Untergebene?

Chernin: Nein, überhaupt nicht. Ich habe viele Leute, die meine Untergebenen sind. Einige von ihnen sind zufällig Murdochs Kinder. Aber Rupert hat mir klargemacht, daß er keine spezielle Behandlung für sie wünscht. Die Nachkömmlinge werden verantwortlich gemacht wie jeder andere. Mal abgesehen davon, daß alle drei sehr gut sind. Kein Wunder bei den Genen.

INTERVIEW: KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN, HANS-JÜRGEN JAKOBS



Vox-Show „Promi-Kochduell“*

„Alle schönen Sachen gehen an Vox“

– aus einer hinteren Position. Ist das Rennen nicht schon längst gelaufen?

Chernin: Wir treten ja nicht allein an, wie Sie sagen, sondern zusammen mit Tele München, mit der wir sehr gut und konstruktiv zusammenarbeiten. Wissen Sie, ein Duopol ist eine wunderbare Sache, wenn Sie einer der beiden Duopolisten sind. Aber es ist nicht im Interesse der Öffentlichkeit, und es schadet der gesamten Medienindustrie: den Journalisten, den Künstlern, den Programmlieferanten.

SPIEGEL: Dabei ist der deutsche TV-Markt viel offener als etwa der amerikanische, auf dem News Corporation die meisten Geschäfte macht. Dort dürfen Ausländer

PARTNERVERMITTLUNG

Für Frauen zahlen

Der Agraringenieur und Touristikmanager Thomas Zeller, 31, über seine Single-Auktionen im Internet



Zeller

SPIEGEL: Herr Zeller, auf Ihren Internet-Seiten können sich Singles einen Partner ersteigern. Wie funktioniert das?

Zeller: Sie stellen sich mit Foto und Beschreibung vor. Wer sich für jemanden interessiert, gibt ein Gebot ab und

liefert ebenfalls Bild und Informationen. Nach einer Woche gewinnt derjenige, für den am meisten geboten wurde, einen Wochenendtrip, bei dem er den Bietenden mitnimmt.

SPIEGEL: Wie viele spielen mit?

Zeller: Wöchentlich stellen sich 200 bis 350 Menschen zwischen 18 und 50 Jahren vor. Leute mit Courage. Etwas Mut gehört dazu, sich so zu präsentieren. Auch technisches Know-how. Man muß ein Foto einscannen können.

SPIEGEL: Wo lag bisher das Höchstgebot?

Zeller: Klaus aus München hat für Klara aus Erlangen 3000 Mark geboten. Das Höchstgebot für einen Mann waren 300 Mark. Leider kommen viele nicht über eine Mark hinaus.

SPIEGEL: Nanu?

Zeller: Das Netz wird immer noch stärker von Männern genutzt als von Frauen.



Single-Angebot Lars im Internet

en. Deshalb haben wir viel mehr männliche Besucher. Aber abgesehen davon glaube ich, daß Männer eher bereit sind, für Frauen zu zahlen als umgekehrt. Sie sind daran gewöhnt, finanzielle Leistungen zu erbringen, um eine Frau zu gewinnen.

SPIEGEL: Moralische Bedenken überkommen Sie nie?

Zeller: Nein. Wir bemühen uns sehr um Seriosität. Es kann schließlich jeder ein Angebot zurückweisen, wenn ihm der Bietende nicht gefällt. Auf dem Blind-Date-Wochenende wird das Gewinnerpaar von unseren Mitarbeitern betreut. Und selbstverständlich sind im Hotel zwei Einzelzimmer gebucht.



Herbstkollektion von Miyake

SIPA PRESS

MODE

Mit Flügeln ins neue Jahrtausend

Schon die Teflon-Pfanne und die Wegwerfwindel wollte die Nasa den Frauen beschert haben. Im kommenden Jahrtausend sollen nun in der Herstellung von Kleiderstoffen tatsächlich Errungenschaften aus der Weltall-Technologie genutzt werden. Erste Versuche, Materialmanipulationen, die von der Nasa für verschiedene Zwecke getestet wurden, auf Abendkleider anzuwenden, werden

im Herbst vorgestellt. Seide, mit Schlamm behandelt, ergibt eine Art Wachstuch, Aluminium vermischt mit Kunststoff läßt sich bestens knittern, und Kaschmir verliert den konservativen College-Touch, wenn es gewalzt wird. Hauptsache, das Gewand sieht nach Zukunft aus wie etwa die Polyester-Roben des japanischen Modemachers Issey Miyake: Mit ihnen heben Frauen auch ohne Raumschiff ab.

SPIELE

Dribbelnder Roboter

Beinahe jedes Kind verlangt irgendwann einen Hund, und es kostet arge Mühe und Zeit, ihm das auszuereiden. Die Firma Sony aus dem Tamagotchi-Land Japan hat jetzt eine Problemlösung gebastelt – jedenfalls für solvente Eltern. 2500 Dollar muß man berappen, um sich den Roboter-Wauwi „Aibo“ ins Haus zu holen. Aibo ist ein Idealhund: Er dribbelt mit Bällen wie ein echter Jack-Russell-Terrier, kläfft wie ein Spitz, kennt so viele Gefühlsäußerungen wie ein

Roboterhund „Aibo“

Chihuahua, gehorcht wie ein Labrador und lernt dank seines Memory Sticks so eifrig wie ein Afghane. Müde wird er erst, wenn die Batterie gegen null geht. Das Angenehmste an dem elektronischen Gefährten: Er pinkelt auch als Welpen niemals auf den Teppich.



SINGLES

„Pioniere der Moderne“

Sie sind flexibel, mobil und gelten als „typisches Phänomen urbaner Zentren“. Das neue Berlin lockt sie in die Hauptstadt – hier ist die gesellschaftliche Akzeptanz der Alleinlebenden besonders ausgeprägt. Eine wachsende Zahl von Dienstleistern buhlt um die einsamen Herzen.

Die blonde Lehrerin aus Kreuzberg hatte Glück. Sie kam zu spät zur Verabredung auf der Single-Party. Schon von weitem sah Teeny, 44, daß der Mann zu knöchrig war – sie hat's lieber etwas kräftiger. Schnell riß sie sich den Aufkleber vom Kragen, bevor er sie daran erkennen konnte, und steuerte umgehend auf die Wandtafel mit den Kontaktanzeigen zu, um ein attraktiveres Exemplar der Gattung auszukundschaften.

Georg, 32, hat präzise Vorstellungen von seiner Traumfrau. Mütterlich soll sie sein, aber gleichzeitig cool und sarkastisch, gebildet, witzig, ein positiver Mensch und natürlich schön. „Aber wo ist sie?“ Der Politologe kam vor drei Jahren aus Hamburg nach Berlin – und blieb weitgehend allein.

Der Kieferchirurg Joachim Leineweber, 50, gilt vor allem bei seinen Patientinnen als einfühlsamer Doktor. Privat aber verzichtet der Medicus aus dem gutbürgerlichen Zehlendorf doch lieber aufs zarte Geschlecht – wenigstens so weit etwas auf Dauer angelegt ist. Seine Hobbys – Marathonlauf mal in Boston, mal in New York und Kunstflug über märkischen Kiefern – weisen ihn als ehrgeizigen Einzelgänger aus. In seinem Heim fehlt das Prestigemobiliar („Ich bin konsummäßig unterausgestattet“) wie die richtige Lebenspartnerin. Er räumt zwar „gelegentliche Durchhänger“ ein, doch „auf der Suche“, sagt Leineweber, „bin ich nicht“.

Teeny, Georg und Joachim zählen zu einer besonderen Kaste in der Hauptstadt: Alle drei sind hochqualifiziert, selbstbewußt, beziehungserprobt – und allein. Sie sind Singles in Berlin und bewohnen drei der 830 000 Ein-Personen-Haushalte, die Berlin zum Zentrum dieser wachsenden Gesellschaftsgruppe machen.

Wie viele Singles tatsächlich die Stadt des Alten Fritz bevölkern, zu dessen Zeiten „jeder nach seiner Fassung selig werden“ sollte, läßt sich allenfalls hochrechnen. Die offizielle Statistik liefert nur Annäherungswerte, den Single definiert sie nicht. Immerhin ist von den rund 1,2 Millionen Berlinerinnen und Berlinern in der Altersgruppe von 25 bis unter 45 Jahren, dem bevorzugten Heiratsalter, gut jeder zweite ledig oder schon wieder geschieden.



Daß die Hauptstadt in gesellschaftlichen Prozessen als soziales Laboratorium der Republik gilt, fördert den Trend zum Solo-Leben. Schon zu Zeiten des alten West-Berlins lockte nicht zuletzt eine anarchische Sehnsucht nach Freiheit und individuellen Lebensstilen Studenten, Wehrflüchtige, Exzentriker und andernorts Gestrandete in den Kreuzberger und Charlottenburger Kiez. Jetzt kommen aus Ost und West die erfolgsorientierten Aufsteiger ebenso hinzu wie jene unorthodoxen Abenteurer, die glauben, ein Neuanfang sei am besten parallel zum Beginn der Berliner Republik zu wagen.

Wie sehr die Melange aus Urbanität und Chuzpe das Leben der Dreimillionenstadt bestimmt, belegen auch schrille Sommerspektakel wie der Christopher Street Day oder die Love-Parade, die in diesem Jahr wieder ein Millionenpublikum locken. Der Street Day ist eine Art Szenekarneval im Mekka der Homosexuellen. Mehr als 250 000 Schwule und Lesben leben in Berlin. Die Love-Parade, die Techno-Kultveranstaltung schlechthin, ist längst auch zu einem Single-Woodstock rund um die Siegessäule geworden.

Der Markt ist so groß, daß das Geschäft mit Spezialdienstleistungen für Singles boomt. Rund drei Dutzend Partner- und Freizeitvermittlungs-Agenturen sind berlinweit auf Single-Fang, vier lokale TV-Stationen wie auch drei private Hörfunksender reiten auf der Kuppelwelle. Volkshochschulen lehren das Single-Leben, Salsatheken, Salons und rund 90 Tanzschulen ködern Singles mit Partnerschaften im Wiegenschritt.

Ein Teil der Solo-Gemeinde tritt bevorzugt ins öffentliche Bewußtsein: wohlhabende Yuppies, erfolgreich im Beruf und immer auf Piste und Pirsch, nichts und niemandem verpflichtet außer dem eigenen Lebensstil. Bei vielen von ihnen ist die Lebensform auch eine gezielte, kopfgesteuerte Ent-

scheidung: Für den Beruf und gegen die Familie (siehe Seite 115).

Sie sind, wie Hans Bertram, Professor für Mikrosoziologie an der Berliner Humboldt-Universität, glaubt, „ein typisches Phänomen urbaner Zentren“. Dort haben sie sich dank höherer Flexibilität, wie die Soziologen Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim postulieren, längst als „Pioniere der Moderne“ etabliert.

Und weil Berlin eine Stadt im Umbruch ist, scheint der Single-Zuwachs garantiert. 400 000 Einwohner, so die Prognose, wird die Hauptstadt bis zum Jahr 2010 ans Umland verlieren – vor allem Familien ziehen ins Grüne. Der flexible, mobile Mensch, gefragt in der künftigen Dienstleistungsmetropole, zieht dagegen in die Stadt.

Um die Besserverdienenden geht es zumeist, wenn das von Franz-Josef Wagner, nach eigenem Bekunden „verheirateter Single“, redigierte Boulevardblatt „BZ“ in einer Dauerserie Berlins begehrteste Junggesellen vorstellt. Mit Introspektionen aus ihren Dachgeschoßwohnungen und Penthäusern („keine Haare im Waschbecken“; bloß kein „Hausmütterchen“) hoffen die Bonvivants, so einer von ihnen, „immer noch auf Seelenverwandtschaft im Körper einer attraktiven Frau“ – die selbstredend, so ein anderer, auch „auf keinen Fall klammern“ darf.

Da ist viel Koketterie im Spiel, denn am liebsten bleiben die Solisten aus Überzeugung unter sich. Wer aus München, Hamburg oder Frankfurt in den Kreis der dynamischen Kreativen aufgenommen wird, registriert nach der ersten Einladung stauend, daß „die Gäste der Fete alle Singles waren“.

Das Gros der sozialen Einzeller aber verschwindet in der Anonymität der Großstadt-Wohnquartiere – nur unzureichend getröstet vom Rat der Verbraucherzentrale, doch „einen 7-Gedeck-Spülautomaten statt des Zwölfers“ anzuschaffen.

Anzeigen in den Stadtmagazinen signalisieren, mitunter tragisch-komisch, die Sehnsucht nach dem Miteinander. Hunderte von Hauptstädtern und Wochentagsberlinern suchen da unter dem Stichwort „Aktivitäten“ Menschen für gemeinsame Kino- oder Museumsbesuche, zum Essen, Philosophieren oder Tanzen; Exilhessen fahnden nach erfahrenen Äpfelwoi-Trinkern, Chöre nach Sängern, Sänger nach Chören. Ein echter Naturfreund offeriert 20- bis 55-jährigen, sich in seinem üppigen, 13 000 Quadratmeter großen Obstgarten zu verlustieren. Andere wollen gemeinsam Goethe lesen.

Auch der Himmel über Berlin ist ein einziger Kontakthof. Ob Radio oder TV – in keiner anderen Stadt mühen sich so viele Moderatoren, die Einsamkeit ihrer Hörer mittels des Äthers niederzuringen. Wenn bei Energy 103,4 das wöchentliche „Blind Date“ vergeben wird – die Auserwählten treffen sich zu einem kostenlosen Candle-



„Fisch-sucht-Fahrrad-Party“-Gast Teeny



Tanzschule



„Ballhaus Berlin“



„Holly's Waschtheke“



Salsatheke

Berliner Single-Treffs

„Wunsch nach Autonomie und Intimität“

Spektakel Love-Parade Sehnsucht nach Freiheit

light-Dinner –, sind schon drei Sekunden nach der Anforderung alle 20 Telefonleitungen belegt. Zu Tisch bitten dann Frauen wie Dagmar aus Hellersdorf, die bei den technischen Daten „Konfektionsgröße 42 oder 44, je nachdem wie's ausfällt“, angibt und die der Single-Streß „innerlich immer distanzierter werden“ ließ.

Die gängige Erkenntnis, daß die Partnersuche via Kabel oder Äther meist in Flops endet, behindert keineswegs den Run auf solche Sendungen. Elektriker Mario, der nach dem Schalten Hunderter Kontaktanzeigen keiner Frau „so nahe gekommen ist, daß man sich riechen könnte“, greift nach wie vor unbeirrt zum Hörer und begrüßt fatalistisch schon zum Auftakt alle Frauen im Berliner Beziehungsuniversum.

Wenn die Partnershow „Auf Draht“ über den Bildschirm flimmert, so behauptet jedenfalls der Privatsender TVB, versuchen jedesmal rund 10 000 Liebesdurstige, den Moderator zu erreichen, der dann mit etwa einem Dutzend Kandidaten gnädig plaudert.

Oft haben diese Auftritte den Charme der Ankauf/Verkauf-Spalten für den Gebrauchtwagenhandel. Geboten wird „Treue“ ebenso wie „perfekte Haushaltsführung“. Der Gesuchte soll stets „offen“ und „ehrlich“ sein, vor allem aber „was hermachen“. Kinder aus einer vorherigen Beziehung werden zuweilen wie die häßliche Delle im Kotflügel eines in die Jahre gekommenen Sportcoupés behandelt: „Ihr bekommt mich nicht allein, sondern zu zweit.“

Banker Ron Perduss, 23, erklärt sich das große Interesse für die Partnershows mit der Größe der Stadt: „Es ist schon sehr schwer, hier den Richtigen zu finden.“ Er selbst fand erst in der Sendung „Auf Draht“ einen Partner und moderiert nun ehrenamtlich die „Herzschlag“-Show im Offenen Kanal. „Weil es in dieser Stadt so viele Angebote gibt“, glaubt er, „verliert sich alles, und man kann sich gar nicht entscheiden, wohin man gehen soll.“

Die Angebote gegen Depressionen und Vereinzelungskater reichen von der bekannten „Fisch-sucht-Fahrrad-Party“, auf der man wie Teeny den Flirt mit Hilfe nummerierter Anzeigen sucht, über organisierte Schlemmerabende mit Unbekannten bis hin zum Waschsalon mit integriertem Café, wo sich die Nachbarschaft an der Wäschetrommel ganz zwanglos nähert.

Die Klientel solcher Kuren entspricht wieder eher jenem Bild, das die Berliner Psychologin Eva Jaeggi vom modernen



Schwimmeisterin Andrea Latza



Handwerker Herbert Lange

Singles auf Partnersuche in TV-Show *Charme eines Gebrauchtwagenhandels*

Single hat. Der sei keineswegs mehr „ein defizitärer Mensch, sondern einer, der – auch infolge des Reichtums unserer Gesellschaft – seinen Status jederzeit wieder ändern kann, es aber nicht muß“.

Die Singles selbst („keine verbitterten Alm-Öhis oder sitzengebliebene Jungfernen“) empfinden ihre Lebensform durchweg als positiv und gestalten sie ausnahmslos „ebenso variabel“, wie es die Umgebung verlange. Dennoch bleibe ein zentraler, schwer auflösbarer Konflikt: der gleichzeitige „Wunsch nach Autonomie und Intimität“.

Die Kreuzberger Lehrerin Teeny entspricht perfekt der Zielgruppe der boomenden Dienstleister am einsamen Herzen: Sie ist aufgeschlossen, fröhlich, kontakt-, ausgehfreudig und bereit, dem Schicksal auch mal nachzuhelfen. Berlin hält sie für den idealen Single-Standort: „Hier kann ich auch als Frau nachts gut allein weggehen, hier werde ich auch nicht doof angeguckt, wenn ich mal was abschleppe.“

Singles wie Teeny tragen auch wesentlich zu Berlins hoher Kneipendichte bei: Unter rund 2000 „Schankwirtschaften“, wie die Statistik sie nennt, können Einheimische und Auswärtige wählen – dazu kommen mehrere tausend Restaurants, Imbisse, Eisdielen, Bars, Diskotheken. Und – für Singles ein wichtiger Flirt-Ort, an dem man sich besser als in der Disco unterhalten kann: fast 400 Cafés. Wer da nicht erfolgreich ist, darf es schon mal mit Single-Partys versuchen. Alle 14 Tage zieht es mehr als 1000 vor allem 25- bis 45jährige zum „Fisch-sucht-Fahrrad“-Event in zwei verräucherte Riesenzelte auf dem sonst

verwaisten Berliner Schloßplatz. Da läßt sich das Objekt der Begierde gleich vor Ort besichtigen.

Dieser praktische Umstand, bekennt die braungelockte Erika, erleichtere die Angelegenheit ungemein, vor allem dann, wenn man wie sie ganz konkrete Vorstellungen habe. Sie möchte „etwas zum Anfassen“. Ihr Traumtyp: 100 Kilo bei 1,85 Meter. „Ich will nicht nur geistig, sondern auch körperlich zu einem Mann aufschauen können.“

Wer es etwas intimer mag, kann sich an Agenturen wie „Dinner for Fun“ oder „Eat-and-see“ wenden. Die bringen Singles gegen Gebühr zu einem kleinen Gelage zusammen oder besorgen einem sozial isolierten Hobbykoch vier bis neun dankbare Mit-Esser, die sich nicht nur an den Kosten beteiligen und die gleiche Musik mögen, sondern auch noch dem Alter und den Interessen des Gastgebers entsprechen.

„Singles sind für mich Menschen ohne Tanzpartner.“ Mit dieser beruhigenden Definition leitet Tanzlehrer Helge Vorthaler im goldsilbriggänzenden Hemd gewöhnlich die Schnupperabende in der Tanzschule ein, die „ein gesellschaftsfähiges Näherkommen“ ermöglichen soll.

Neben den vielen Tanzschulen werben in Berlin unzählige Workshops mit Kursen von Merengue bis Tango, von Salsa bis Bauchtanz um Kundschaft.

Selbst regenverhangene Sonntage, jene nach allgemeiner Überlieferung allertraurigsten Stunden für Menschen, denen der Flirt vom Samstag abend schon vor dem Rama-Frühstück abhanden gekommen ist, müssen in Berlin nicht triste Waschtage im Weichspülerambiente bleiben. Als perfekte Lösung bietet sich eines der fünf Waschsalon-Cafés an wie etwa „Holly's Wascheke“ beim Kollwitzplatz. Die blaue Stunde zwischen Vorwäsche und Schleudergang läßt sich gut dazu nutzen, unterm Sonnenschirm bei Lachsfrühstück und Milchkaffee anderen Vorstandsvorsitzenden selbstbestimmter Ein-Personen-Haushalte näherzukommen.

Doch auch den bekennenden Single, jedenfalls den gereiften ostdeutschen Einzelgänger, hat der Wende-Kater erfaßt. Andreas, 41, macht das an Veränderungen in der legendären DDR-Institution „Ballhaus Berlin“ deutlich: „Vor der Wende war das Flirten hier viel einfacher. Jetzt ist alles so steif, die Männer kommen nur noch in Anzug und Krawatte, und alle wissen genau, was sie wollen.“

Angela hatte erst in einem Single-Club und nach Zahlung einer Jahresgebühr von rund 1000 Mark Erfolg („ein absoluter Glücksfall“) bei der Partnersuche. Die Zahnarzthelferin glaubt, zu DDR-Zeiten sei es einfacher gewesen, jemanden kennenzulernen: „Die Menschen waren irgendwie offener.“ Damals stand sie noch, die Mauer. Mag ja sein, daß die Freiheit immer auch ein Stück Einsamkeit mit sich bringt.

WOLFGANG BAYER, POLLY SCHMINCKE

„Es geht ums Orgiastische“

Vier Berliner Jungkreative sprechen über ihr Leben jenseits der Kleinfamilie, über den Rausch der Karriere und das Bedürfnis nach „emotionaler Abfederung“.

SPIEGEL: Frau Bohne, Herr Heilmann, Herr Lybke, Herr Buddensiek, Sie alle leben in Berlin, wohnen allein und sind weder verheiratet noch dauerhaft mit einem Partner verbunden – sind dies die zwingenden Voraussetzungen für Ihren Erfolg im Job?

Heilmann: Als ich kurz nach der Wende mit einer Werbeagentur in Dresden anfang, lief das so: Aufstehen, ins Büro, arbeiten bis weit nach Mitternacht und ab ins Bett – auch am Wochenende. Es gab kein Telefon, und die Ostmark galt noch. Eine Freundin in diesen Pioniertagen wäre da organisatorisch wohl auch ein Desaster geworden.

SPIEGEL: Also doch: Das Single-Dasein als Bedingung des beruflichen Erfolgs?

Heilmann: Keine Bedingung. Aber der Start ist als Single leichter.

Lybke: Der Punkt ist aber: Das Bedürfnis nach Familie existiert. Und das erfüllen dann eben deine Freunde. Das ist deine Familie. Bei mir als Galerist sind es die Künstler. Allein funktioniert es nicht. Und: Dabei geht es immer um das Thema deines Lebens, deiner Arbeit, das im Mittelpunkt steht. Dahin fließt die Energie.

SPIEGEL: Heißt das Thema vielleicht „Workaholic“?

Lybke: Vollkommener Unsinn. Wenn, dann geht es ums Orgiastische, um Erfüllung.

SPIEGEL: Also Freiheit und Abenteuer?

Lybke: Selbstverwirklichung, na klar.

Heilmann: Beruf kann wie Hochleistungssport sein. Da ist Einsatz gefragt. Wenn man an die Spitze kommen will, muß man seine Grenzen testen. Aber das geht nicht endlos und bedingungslos.

Buddensiek: Ich finde es falsch, daß der negativ besetzte Begriff „Workaholic“ benutzt wird, wenn von der Verschmelzung zwischen Beruf und Privatleben die Rede ist.

SPIEGEL: Inwiefern aber steigert Ihr unabhängiger, wech-

selhafter Lebensstil Produktivität und Erfolg im Beruf?

Buddensiek: Das ist doch vor allem eine Frage des Typs. Ich brauche beispielsweise ein abgefedertes Privatleben, um mich beruflich auszutoben. Emotional aufgefangen zu werden ist für mich eine Grundvoraussetzung dafür, daß ich im Job genügend Power habe.

SPIEGEL: Und wer fängt Sie auf?

Buddensiek: Mein fester Freundeskreis, der sozusagen die Familie ersetzt. Ich bin nicht jemand, der sich abends noch vollenergetisch ins Berliner Nachtleben stürzt.

Bohne: Gute Freunde sind was anderes als eine feste Beziehung. Einem Freund kannst du sagen: Sorry, heute Abend habe ich keine Lust, ich hab' einen anderen Termin. Freunde verzeihen einem das viel eher als der Partner in einer Beziehung, mit dem es emotional einfach wesentlich tiefer, anspruchsvoller und komplizierter zugeht.

Heilmann: Ich habe da eine Phasentheorie: In geschäftlichen Gründerzeiten, wenn es noch kaum feste Strukturen gibt, ist tatsächlich wenig Raum für Beziehungen.



Dirk Buddensiek, 34,

aufgewachsen im westfälischen Stadt-
hagen, arbeitet in der boomenden
Internet-Branche Berlins als Geschäfts-
führer der Aperto Multimedia GmbH.

Später muß man eine Organisation schaffen, die einem Freiraum läßt – auch fürs Private. In unserer Agentur mit etwa 150 Mitarbeitern leben inzwischen etwa drei Viertel der Leute in festen Beziehungen.

SPIEGEL: Und in welcher Phase befinden Sie sich, Frau Bohne?

Bohne: Irgendwo dazwischen. Weil ich das Management von Kulturprojekten betreibe, muß ich immer wieder neue Strukturen aufbauen, oft von Null auf hundert. Das ist natürlich sehr zeitraubend. Aber ich will es auch, und so steht die Arbeit an erster Stelle. Dafür brauche ich Klarheit, Konzentration, Prioritäten.

SPIEGEL: Jürgen Schrempp, Chef von DaimlerChrysler, frisch getrennt, hat gesagt: Die berufliche Herausforderung, diesen neuen Weltkonzern zu führen, sei ihm wichtiger als alles andere auf der Welt. Ist das nicht eine gespenstische Aussage? Ist Selbstverwirklichung im Job wichtiger als Liebe, Leben, Leidenschaft?

Heilmann: Dieser Satz ist mutig, weil er nicht der in Deutschland verlangten Political-correctness entspricht. Da muß man zur beruflichen Qualifikation auch noch ein intaktes bürgerliches Familienleben nachweisen. Erfolg ist berauschend, das muß man einfach mal zugeben. Viele sagen's nur nicht laut.

SPIEGEL: Kann der Rausch des Erfolgs die Wärme einer Partnerschaft ersetzen?

Lybke: Das ist zu kurz gegriffen. Hast du nur das eine oder das andere, bist du nur ein halber Hund. Erfolg heißt Erfolg auf al-



Martina Bohne, 30,

lebt seit der Wende 1990 in Berlin-Mitte. Hier betreibt die Norddeutsche die Agentur art services/Kunst- und Kulturmanagement.

len Ebenen, also auch Erfolg in der Partnerschaft.

Heilmann: Meinen Job kann ich spielerisch angehen. Man plant, man baut auf, man ändert, und am Schluß funktioniert es – wie eine Eisenbahn. Eine Beziehung kann man nicht planen, weil Gefühle nicht steuerbar sind. Glücklicherweise.

Lybke: Anders gesagt: Am Ende der Zielgeraden des doppelten Erfolgs lauert doppelte Arbeit: in Job und Beziehung. Das heißt, man muß Meister aller Klassen sein.

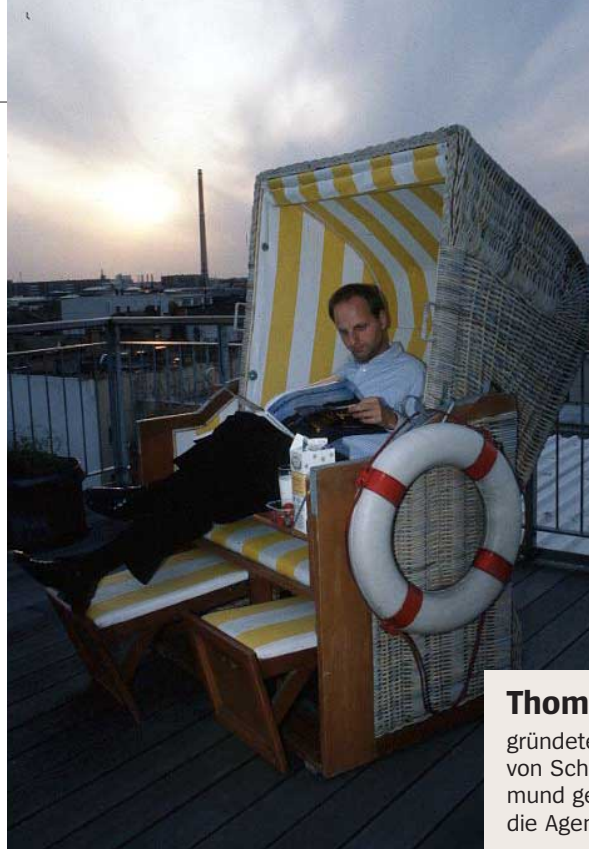
Heilmann: Das hat so was von Wettbewerb und stolzer Beweisführung: mein Haus, mein Boot, mein Schaukelpferd.

Lybke: Ein Mißverständnis. Ich sage nur: Man kann eine Partnerschaft haben und dennoch kreativ bleiben – auch wenn das mitunter etwas mühsam ist.

SPIEGEL: Sie leben als Single, der dabei ist, Vater zu werden. Ist das nun Partnership-light? Oder sind Sie ein Heavy-single?

Lybke: Nett gesagt. Aber ernsthaft: Ich würde mich selbst nicht als Single bezeichnen. Vielleicht entspricht mein Lebensstil dem Bild vom Single-Dasein, aber die Beziehung zu meiner Freundin ist wie der Beruf etwas, was mein Leben ausmacht.

Bohne: In den letzten drei Jahren habe ich so viel gearbeitet, daß ich gar keine Zeit und auch nicht den Kopf dafür hatte, noch großartig nach einer Beziehung Ausschau zu halten. Da entwickelt man in seinem



tur aus einen freiheitlichen Anspruch ans Leben, während für die meisten Frauen eher die soziale Komponente wichtiger ist. Wenn Karrieremänner zu Hause also emotional abgefedert werden wollen, muß es Frauen geben, die dabei auch mitspielen. Die existieren offensichtlich in größerer Zahl. Wenn aber ich mich als Frau abends zu Hause mal anlehnen möchte, einschließlich Essenszubereitung und Fußmassage, dann sieht das Angebot an Freiwilligen schon sehr viel magerer aus.

Heilmann: Ich kenn' welche.

Thomas Heilmann, 35,

gründete die Berliner Dependance von Scholz & Friends. Der in Dortmund geborene Werbemanager leitet die Agentur als Ko-Geschäftsführer.

Bohne: Ja, auch in der Beziehung geht es mir um die Fokussierung auf das Wesentliche. Ich hasse Alltäglichkeit, und bei der Vorstellung, jeden Abend denselben Partner zu sehen, graut mir vor der Langeweile. Ich lege mehr Wert auf Qualität statt Quantität: Es ist besser, sich nur zweimal in der Woche zu sehen, dafür aber intensiv.

SPIEGEL: Dann müßten sich ja all die gleichgesinnten, Joborientierten Singles ständig jauchzend in die Arme fallen. Gibt es nicht doch jene Zerrissenheit zwischen zwei Polen: hier Freiheit und Abenteuer, dort das Bedürfnis nach Sicherheit, Geborgenheit und Verständnis.

Buddensiek: Ich glaube, ein Austarieren der Ansprüche, eine gewisse Ausgeglichenheit ist wichtig. Das Rauschhafte

kann dabei ruhig ein bißchen zurücktreten.

SPIEGEL: Und klappt das?

Buddensiek: Nein. Es ist eben schwer, die verschiedenen Geschwindigkeiten von Arbeitswelt und Lebenswelt, Job und Beziehung in der Balance zu halten.

Heilmann: Aber es stimmt eben auch: Wer nicht partnerschaftsfähig ist, ist typischerweise auch im Beruf nicht dauerhaft erfolgreich. Wer nur im Job versinkt, dem fehlen Facetten der sozialen Intelligenz, und das ist gerade in den kreativen Dienstleistungsbranchen ein Erfolgshindernis.

Bohne: Ein bißchen kommt es auch hier darauf an, zwischen Männern und Frauen zu unterscheiden. Männer haben von Na-

Buddensiek: Ich auch.

SPIEGEL: Wie lebt man denn nun als Erfolgsmensch, wenn man längere Zeit ganz ohne die emotionale Rückenlehne einer festen Partnerschaft zubringen muß?

Heilmann: Natürlich leidet man und schaut betroffen zurück auf die letzte gescheiterte Beziehung. Aber ich will mich nicht beschweren.

Buddensiek: Es stimmt leider, daß man von den emotionalen Hochs und Tiefs seiner Sekretärinnen, die man zehn Stunden täglich um sich hat, wesentlich mehr erfährt als über die aktuellen Stimmungsschwankungen einer möglichen Lebenspartnerin – man muß sich also auch Gedanken darüber machen, was man eigentlich zu bieten hat.

SPIEGEL: Wie soll man unter solchen Umständen überhaupt eine dauerhafte Liebesbeziehung führen?

Buddensiek: Wenn ich das wüßte.

Heilmann: Gerade hier in Berlin, wo überdurchschnittlich viele Leute unabhängig leben, werden natürlich auch schneller Entscheidungen gegen die Fortführung von Beziehungen getroffen.

SPIEGEL: Es wird also auch im Privatleben härter kalkuliert als anderswo?

Bohne: Seien wir doch mal ehrlich: Der Beruf ist immer aufregend, spannend und neu, und so soll es bleiben. In der Partnerschaft aber nehmen Schwung und Power nach einer gewissen Zeit ab. Wo bleiben da die Kreativität und der Elan? So behauptet die Arbeit, gerade in ihrem euphorischen Aspekt, immer wieder den ersten Platz.

SPIEGEL: Zahlen Sie für soviel Job-Euphorie nicht doch auch einen Preis?

Bohne: Absolut nicht. Bisher war es immer nur Gewinn.

INTERVIEW: SUSANNE KOELBL, REINHARD MOHR

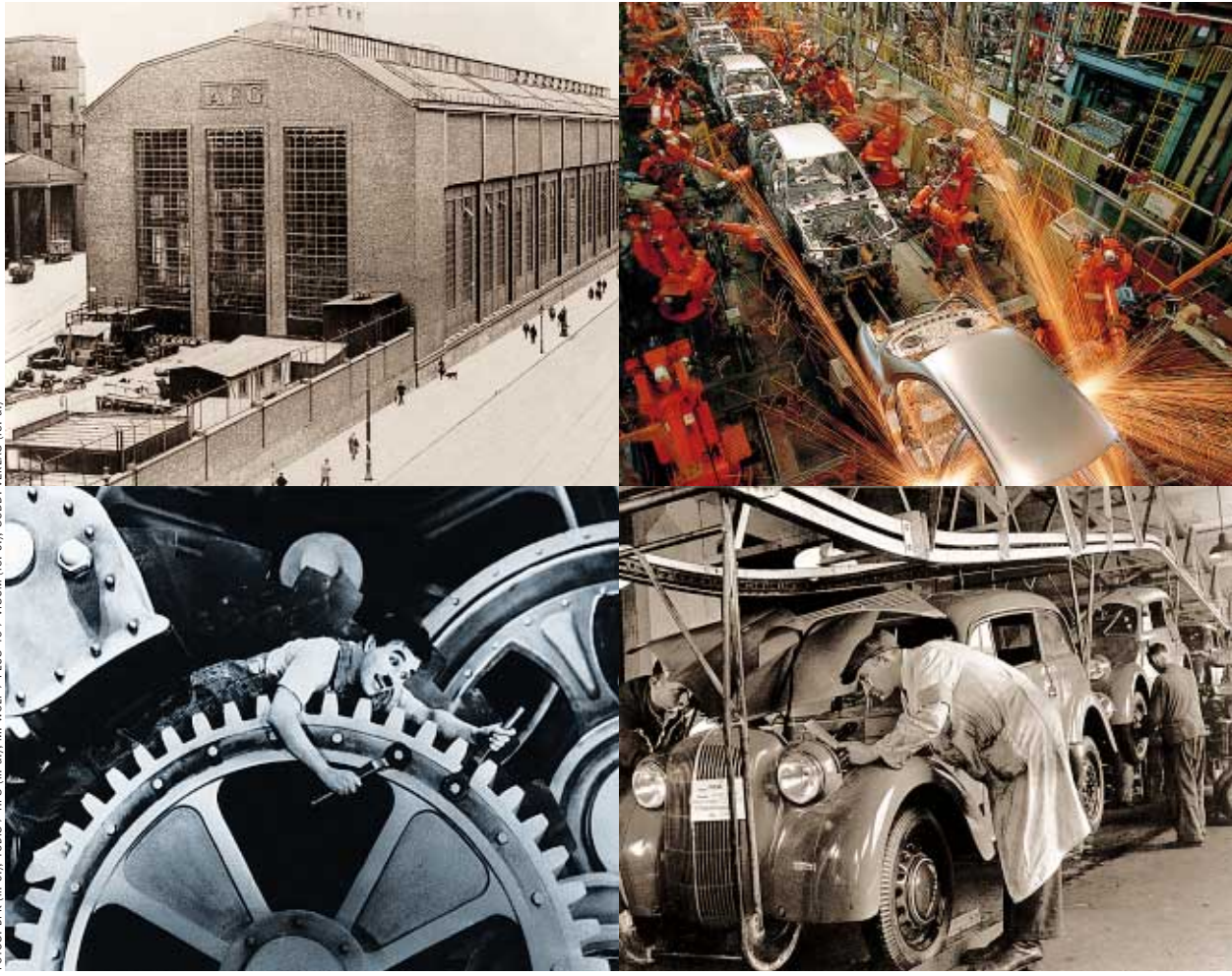


Gerd Harry Lybke, 38,

mit seiner schwangeren Freundin. Der in Leipzig geborene Galerist war mit „Eigen+Art“ 1992 Pionier der Kunstszene in der Berliner Auguststraße.

beruflichen Engagement auch Ansprüche – an sich selbst, an die Arbeit –, die schließlich in der privaten Sphäre ebenso prägend werden. Damit haben sehr viele Männer ihre Schwierigkeiten. Oft habe ich mir sagen lassen müssen, daß ich zu fordernd sei, weil ich mir, klar, nicht alles bieten lasse und auswähle. Weil ich weiß, was ich will und was nicht. Mir fällt es mittlerweile schwer, Kompromisse einzugehen. Viele Männer laufen dann schon wieder weg.

SPIEGEL: Spielt da auch Ungeduld eine Rolle, Tempo und Effektivität im Business?



Fabrik-Architektur in Berlin (1910); Massenproduktion bei Hyundai; Industriekritiker Charlie Chaplin (in „Moderne Zeiten“); Opel-Montage (1936)

DAS JAHRHUNDERT DES KAPITALISMUS

Die moderne Fabrik

Der Siegeszug der Massenproduktion prägt das Selbstverständnis der Industrienationen bis heute. Doch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert verändern sie ihr Gesicht: Eine neue Arbeitswelt gewinnt Kontur – flexibel, vernetzt und vom Wissensarbeiter beherrscht.

Schöne neue Arbeitswelt

Von Markus Dettmer

Spiegel des 20. Jahrhunderts

Frederick Winslow Taylor, geboren 1856 in Germantown (Pennsylvania), widmete sein ganzes Leben dem Wesen der Effizienz in den Betrieben. Als er am Morgen nach seinem 59. Geburtstag starb, mit einer Uhr in der Hand, sollte die Welt nicht mehr sein, wie sie war.

Bummelei war dem Sohn einer wohlhabenden Quäkerfamilie aus Philadelphia schon in frühen Jahren eine Qual. An der elitären Phillips Exeter Academy überarbeitete sich der Klassenbeste in einem Maße, daß die Augen den Dienst versagten. In der Welt aus Stahl und Rauch, die das kommende Jahrhundert formen sollte, stieg er schnell auf: zum Mechaniker und Ingenieur, zum Unternehmer und gefragten Managementberater.

In den Betrieben, in denen er arbeitete, standardisierte er Werkzeuge und Maschinen. Mehr als 40 Patente nannte er sein eigen. Nach Tausenden von Versuchen mit Metallegierungen präsentierte er 1900 auf

der Pariser Weltausstellung einen Dampfhammer, der dreimal soviel Drehstahl produzierte wie herkömmliche Modelle.

Doch berühmt sollten die Ergebnisse seiner Suche nach den Gesetzen der industriellen Produktion werden. Sein ganzes Arbeitsleben, ob in den Stahlwerken von Midvale Steel oder Bethlehem Steel, verbrachte er im Kampf gegen „die tagtägliche Vergeudung menschlicher Arbeitskraft durch ungeschickte, unangebrachte oder unwirksame Maßnahmen“.

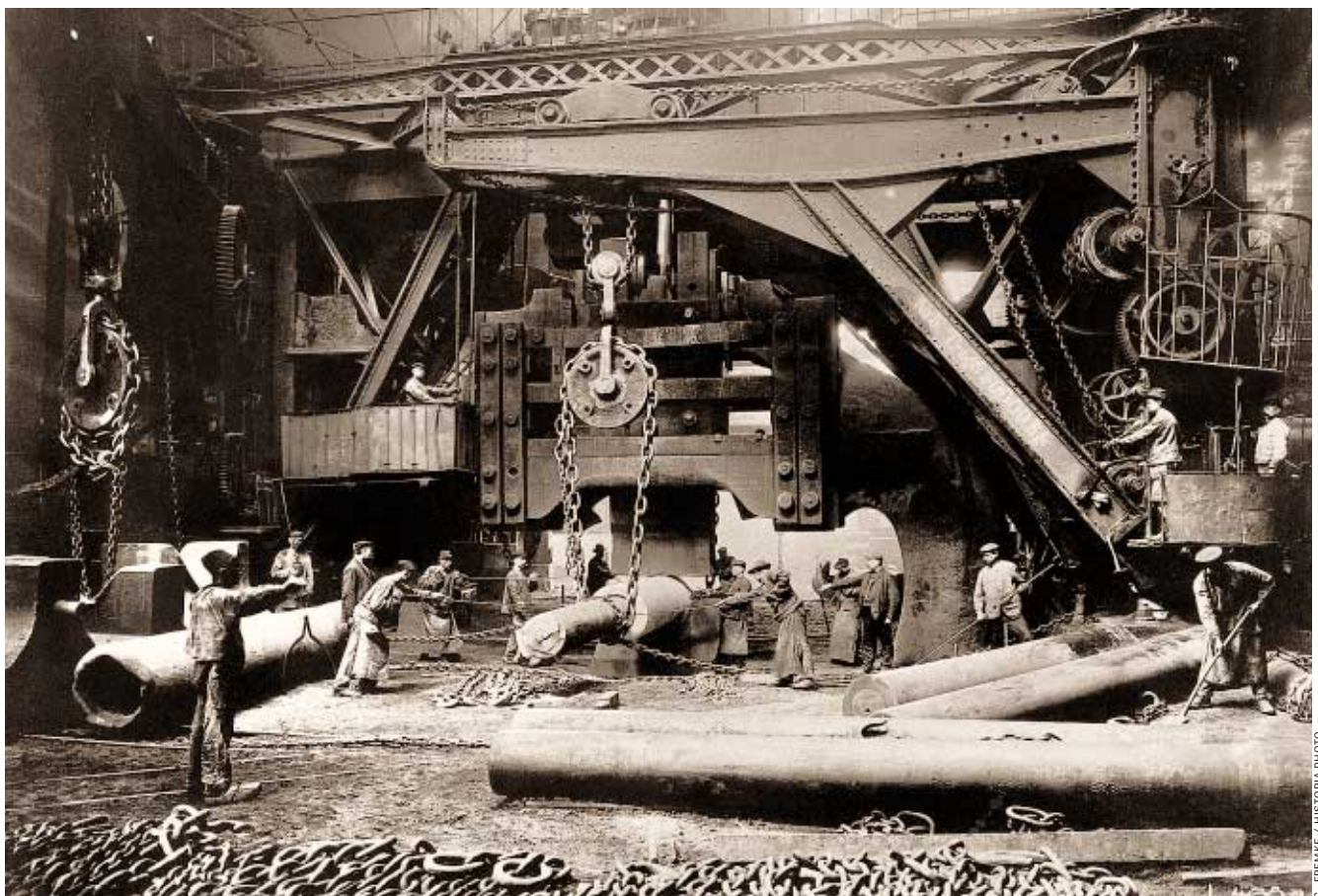
Taylor sezierte die Arbeit wie ein Pathologe, zerlegte sie in Bewegungsabläufe, in immer kleinere Einheiten, maß sie in Zeit und Raum, fügte sie neu zusammen, trennte sie in richtige und falsche Arbeitsmethoden, und gab ihnen schließlich seine Richtung: höhere Produktion, niedrigere Kosten, höherer Profit, höherer Lohn.

In seiner Vorstellung verschmolzen die menschlichen und maschinellen Teile zu einem unscheidbaren Organismus: zu ei-

nem Mensch-Maschine-System, in dem „Arbeiter und Maschine ihren höchsten Nutzeneffekt erreicht haben“.

Als Taylor 1911 seine Theorie in der 156seitigen Schrift „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung“ zusammenfaßte, gab er dem noch jungen Jahrhundert sein Motto: „Bisher stand die ‚Persönlichkeit‘ an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten.“

Die Zerlegung der Arbeit in immer kleinere Schritte bestimmte und normierte fortan den Takt der Arbeitswelt. Taylors Theorie, so die Encyclopædia Britannica, habe „nahezu jedes Land beeinflußt, das in den Genuß der Vorteile moderner Industrie“ gelangte. Peter Drucker, der Guru der Managementlehre, ist davon überzeugt, daß nicht Karl Marx, sondern Frederick Taylor mit Charles Darwin und Sigmund Freud das Triumvirat bildet, welches die moderne Welt in ihrem Wesen formte.



Stahlproduktion bei Krupp in Essen (1862): „Tagtägliche Vergeudung menschlicher Arbeitskraft“



S. ELLERINGMANN / BILDERBERG

Autokonstruktion mit Cybertechnik*: Alle Grenzen gesprengt

Taylor war nicht der einzige, aber er war der erste Prophet dieses Jahrhunderts, der das Prinzip formulierte, das die wirtschaftlichen und sozialen Geschehnisse eines Großteils der Menschen in den folgenden 90 Jahren bestimmen sollte.

Nicht eine einzelne der großen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, ob Automobil oder Elektromotor, Telefon oder Flugzeug, wurde zum Treibsatz der Ökonomie. Erst eingefügt und genutzt in technologischen Systemen, die die Grenzen von Unternehmen sprengen konnten, entfachten sie ihre Dynamik.

Was war die Erfindung der Glühbirne wert, ohne die Erfindung des viel komplexeren Systems der Elektrizitätsversorgung? Erst diese Kunst, den Strom in jedem Winkel eines Landes zu jeder Tages- und Nachtzeit verfügbar zu machen, brachte die Lampen zum Glühen. Und sie bestand nicht nur aus den sichtbaren Generatoren und Isolatoren, sondern auch aus einem unsichtbaren Netzwerk, das bis zu Fabriken, Banken und staatlichen Aufsichtsbehörden reichte.

Das durchdachte, systematische Zusammenspiel aller Faktoren förderte neue Erfindungen, verfeinerte Techniken, standardisierte Methoden, gebar neue Ideen und Organisationsformen. In wenigen Jahrzehnten erzeugte ein Furor der Produktivität ein Mehr von allem, wie es über Jahrhunderte nicht denkbar gewesen war: an Gütern, an Einkommen, an Wohlstand.

Die Produktion als System war gefunden und zwang künftig den Gesellschaften der Industriestaaten ihre Ordnung auf. „Wirtschaftsmacht“ und „Großmacht“ ver-

schmolzen zu einem Begriff – „Wirtschaftsnation“. Das System überlebte tiefe Depressionen und Weltkriege, deren Verheerungen erst durch die Techniken der Massenproduktion möglich wurden, und wuchs mit neuer Kraft.

Traditionelle Gesellschaftsschichten wie die Bauern verloren an Boden, neue stiegen auf. Die Führungskaste der Manager entstand und trat an die Stelle der Firmenpatriarchen. Zu Beginn des Jahrhunderts stand einem versprengten Häuflein Angestellter mit weißen Kragen ein Heer von Arbeitern im Blaumann gegenüber.

Von den USA aus trat die zweite industrielle Revolution ihren Siegeszug an, deren Symbol das Fließband wurde. Industrialisierung hieß fortan Massenproduktion. Und Massenproduktion wurde zum Synonym der Moderne. Ihr lag nicht nur das Versprechen inne, es sei möglich, die Welt neu zu schaffen; eine Welt der Artefakte. Mit ihr war der Anspruch verbunden, diese Welt ordnen und beherrschen zu können, zu wissen, wo Ursprung und Ziel der Industriegesellschaften liegen.

Taylors Ideen bildeten nur einen Stein dieses Gebäudes, Henry Fords Fließband war ein anderer. Nach diesem Muster stieg der Londoner Laufbursche Samuel Insull in Amerika zum Strom-Magnaten auf und machte Elektrizität zum erschwinglichen Massenprodukt.

Doch die Folgen, die mit der Massenproduktion über den arbeitenden Teil der Menschheit kamen, wurden vor allem mit dem „Taylorismus“ verbunden: der immer schnellere Takt in den Fabriken, die lähmende Monotonie und zwanghafte Kontrolle an den Bändern – die Mechanisie-

rung des Menschen durch seinen un-menschlichen Feind Maschine.

Kaum ein anderer Ismus, und an denen mangelte es diesem Jahrhundert nicht, grub sich so nachhaltig in das kollektive Unterbewußtsein der Industrienationen ein: bekämpft und verteidigt, totgesagt und wiederbelebt. In der deutschen Automobilindustrie wird die „Rückkehr zum Taylorismus?“, wie ein neuer Buchtitel heißt, wieder öffentlich diskutiert.

Der Taylorismus schuf ein Bild der Arbeit, das bis heute prägend ist: der männliche Ecklöhner, arbeitend in einer festgefügtten Welt, der Mittelklassenmensch mit geregelterm Urlaubsanspruch und garantiertem Weihnachtsgeld, bei steigendem Einkommen und sinkender Arbeitszeit als Archetyp der Industriegesellschaft.

Mag sein, daß dieses Ideal schon früher eher Verheißung als Zukunft war, in der Gegenwart ist es für immer mehr Menschen Vergangenheit. Denn an der Schwelle zum neuen Jahrtausend befinden sich die Industrienationen mitten in einem tiefgreifenden Wandel, verändert die Arbeitsgesellschaft ihr Gesicht, das erst schemenhaft in Konturen sichtbar wird: In der Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft verlieren lebenslange Jobs an Bedeutung, die Arbeitswelt wird flexibler, vernetzter – aber auch vager.

Doch die Suche nach den neuen Strukturen, in denen wir künftig leben und arbeiten, bedeutet nicht zwangsläufig das Ende der alten Ideen: Wo immer Manager mehr Güter zu geringeren Preisen produzieren lassen und Unternehmen versuchen, höhere Stückzahlen auszustoßen, um den globalen Markt bedienen zu können; wo immer Arbeitnehmer sich durch einen immer schnelleren Takt wie in einer Knochenmühle fühlen – dort leben sie fort.

Über Jahrhunderte hatte sich der Wandel für die Menschen wie ein zäher, ruhiger Fluß vollzogen. Bis ins 18. Jahrhundert lebten rund 80 Prozent der Europäer auf dem Land und arbeiteten in der Landwirtschaft. Die Natur bestimmte den Rhythmus ihrer Arbeit. Was der Mensch an Gütern zum Leben benötigte, wurde in Handwerksarbeit hergestellt – von Töpfern, Schmieden, Webern.

Knapp hundert Jahre der industriellen Revolution reichten, die mittelalterliche Arbeitswelt auszulöschen. Die Arbeit verlagerte sich in die Hallen der Fabriken, Stechuhrn und Maschinen bestimmten fortan den Tagesablauf der Menschen.

Während des 19. Jahrhunderts prallten zwei technologische Konzepte aufeinander, und in dieser Auseinandersetzung spiegelt sich schon die Suche nach neuen

„Ich will, daß meine Arbeiter
gut bezahlt werden, damit sie meine Autos kaufen.“

HENRY FORD (1863 BIS 1947)

* Computersimulation im Fraunhofer-Institut Darmstadt.

Wegen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Auf der einen Seite stand die industrielle Handwerksproduktion. Ihren Visionären schwebte eine Welt der Kleinproduzenten vor, in der diese mit neuen Maschinen und Verfahren ihr Können verfeinern sowie, spezialisiert auf Arbeitsgebiete, in gegenseitiger Abhängigkeit produzieren. Und je flexibler die Maschinen würden, um so produktiver könnten die Handwerker ihre Fähigkeiten umsetzen.

Auf der anderen Seite gab es die Überzeugung, daß die älteren handwerklichen Fähigkeiten an die Grenzen ihrer Möglichkeiten gestoßen waren. Die klassischen Ökonomen von Adam Smith bis Karl Marx glaubten an die Zwangsläufigkeit der Arbeitsteilung und damit ständig wachsender Produktion: Gelänge es, menschliches Können durch Maschinen zu ersetzen und die Handarbeit in einfache Schritte zu zerlegen, ließen sich die Kosten für jede Ware senken.

Bereits 1776 eröffnete der Moralphilosoph Smith sein Buch „Der Wohlstand der Nationen“ mit den Worten: „Die Arbeitsteilung dürfte die produktiven Kräfte der Arbeit mehr als alles andere fördern und verbessern.“ Keine hundert Jahre später philosophierte Karl Marx im „Kapital“ über die entstehende neue Maschinenwelt: „In Manufaktur und Handwerk bedient sich der Mensch des Werkzeugs, in der Fabrik dient er der Maschine.“

Tatsächlich hatte die moderne Massenproduktion ihre Vorläufer: Für das amerikanische Militär produzierte Samuel Colt schon Mitte des 19. Jahrhunderts Waffen in großer Zahl, Singer-Nähmaschinen und Manchester-Cord wurden in Mengen produziert.

Wer die Geburtsstätte der Fabrik der Moderne sucht, gelangt fast zwangsläufig an die Ecke Manchester Street und Woodward Avenue in Highland Park, einem Vorort von Detroit. Kaum etwas erinnert heute noch daran, daß an dieser Straßenecke der Durchbruch der industriellen Massenproduktion gelang. In der Eingangshalle

eines Supermarkts, geschützt durch einen gläsernen Schaukasten, steht hier ein liebevoll restauriertes Ford-T-Modell, Baujahr 1912. In ihm verwirklichte Henry Ford seine Vision, ein Auto zu bauen, so billig, daß es sich der sprichwörtliche Herr Jedermann leisten konnte. Und er machte damit Highland Park zu dem Ort, an dem, wie Bob Casey, Historiker am Henry Ford Museum, glaubt, „das 20. Jahrhundert geboren wurde“.

In dem Vorort eröffnete Ford 1913 seine erste Fließbandfabrik und damit die Schablone für alle, die folgten. Ein Vorbild, bereits von letzter Konsequenz, das die Grenzen der starren Massenproduktion aufzeigen sollte, bevor ihr Siegeszug überhaupt richtig begonnen hatte.

Der Farmersohn aus Dearborn (Michigan), der in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war und nach acht Jahren die Zwergschule seines Heimatorts verlassen hatte, war von der gerade aufkommenden Idee des Autos besessen.

Als Ford 1903 seine Ford Motor Company in Detroit gründete, war der Automobilbau ein blühendes Handwerk. In Handarbeit wurden Spielzeuge für Reiche produziert. Denn die Handwerksproduktion warf immer das gleiche Problem auf: Die Herstellungskosten waren hoch, und sie sanken nicht bei steigender Stückzahl.

Fords Lösung dokumentiert noch heute den Grundgedanken der Massenproduktion in seltener Klarheit: Nicht das Produkt galt es zu verbessern, sondern den Produktionsprozeß seiner Herstellung, um die Kosten zu senken.

Im Oktober 1908 kündigte der Unternehmer seine 20. Autokonstruktion innerhalb von fünf Jahren an, das neue Ford-Modell T: „Ich werde einen Wagen für die breiten Massen bauen.“ 19 Jahre lang liefen in Amerika nur noch „Tin Lizzies“ von den Ford-Bändern, über 15 Millionen Stück.

Ford revolutionierte die industrielle Produktion – und das Fließband war nur der Schlußpunkt. So wurde das neue Auto speziell für die Mengenproduktion konstru-



Ruhr-Industrie in den sechziger Jahren*:

iert. Dank Standardisierung, Spezialmaschinen und einheitlicher Meßverfahren im Unternehmen waren die Einzelteile paßgenau und austauschbar. Statt wertvolle Zeit mit dem Heranschaffen des Materials zu vergeuden, wurde dieses Material an die Arbeitsstationen geliefert.

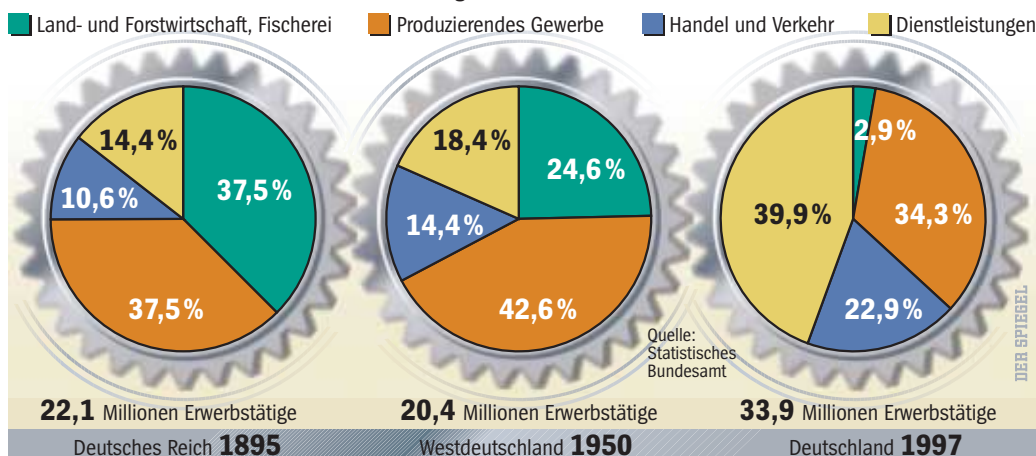
Von nun an ging es darum, den Menschen zu normieren. Fords Ingenieure zerlegten den Arbeitsprozeß in immer kleinere Teile. Als 1913 das Werk in Highland Park seine Arbeit aufnahm, standen schon die ein, zwei Meter Weg von Montagestand zu Montagestand zur Disposition.

Bis 1908 betrug der Arbeitszyklus eines Ford-Arbeiters 514 Minuten, bis er sich wiederholte: Der Monteur schleppte die notwendigen Teile herbei, beschaffte sich sein Werkzeug, um es gegebenenfalls zu korrigieren und schließlich das Auto zusammenzubauen.

Als das Montageband in Highland Park, zwei Streifen aus Metallplatten von zwei Kilometer Länge, 1915 in vollem Betrieb war, hatte der Mensch seinen Platz am Massenproduktionsband gefunden: zwei Muttern auf zwei Schrauben,

Verwandelte Arbeitswelt

Erwerbstätige nach Wirtschaftsbereichen



* Am Ortsrand von Langendreer bei Bochum.



Lähmende Monotonie, zwanghafte Kontrolle, immer schnellerer Takt

kein Blick nach links, kein Blick nach rechts. Nun betrug der durchschnittliche Arbeitsschritt eines Monteurs 79 Sekunden.

Das Fließband beschleunigte aber nicht nur den Takt der Arbeit, es veränderte die Gesellschaften der Wirtschaftsnationen. Nun wurde die Arbeit immer stärker in Kopf- und Handarbeit geteilt, und die Facharbeiter wurden ersetzt durch ein Heer angelernter Hilfskräfte. Wenige Minuten reichten bei der exzessiven Arbeitsteilung Fordscher Prägung, um den neuen Mann einzuweisen. Der Mensch am Band wurde austauschbar wie die Teile des Autos, das er baute.

Und ein neuer Typ des Werktätigen betrat die Bühne, zuerst nur in kleiner Zahl, der am Ende unseres Jahrhunderts als ein Zukunftstypus gilt – der Wissensarbeiter. Industrieingenieure hielten die Bänder am Laufen, Fertigungsingenieure entwarfen neue Produktionsmaschinen, Produktingenieure konstruierten neue Fahrzeuge oder Bauteile. Sie ersetzen die alten Vorarbeiter der Handwerksära. Ihr neuer Werkstoff – der heute wichtiger denn je ist – hieß Idee und Information. Ein Auto

berührten sie nur noch selten, die Produktionshallen betraten sie kaum.

Endgültig und unwiderruflich trieb die Maschine die Produktion an, nicht mehr der Mensch. Und der nahm Reißaus vor der schönen neuen Arbeitswelt, die fortan für Jahrzehnte bestimmend wurde. In den Fabriken gaben nur noch die Maschinen den Ton an, die Arbeiter repetierten ihre Handgriffe. Kommunikation zwischen den Menschen wurde überflüssig: In Highland Park waren 1915 über 50 Sprachen vertreten, die wenigsten Arbeiter beherrschten Englisch.

Schon 1913 mußte das Unternehmen 963 Menschen einstellen, wenn es 100 neue Kräfte benötigte. Die permanenten Kündigungen bedrohten den Produktionsfluß, der Einfluß der Gewerkschaften stieg, und das Lohngefälle zwischen leitenden Angestellten und Arbeitern wurde zu groß. Mit einem spektakulären Befreiungsschlag löste Ford die Probleme. Er verdoppelte den Tageslohn seiner Arbeiter auf fünf Dollar.

Nicht nur der Automobilbauer glaubte das Perpetuum mobile der Ökonomie gefunden zu haben: Massenproduktion verlangt Massennachfrage, Massennachfrage

verlangt Massenkaukraft, Massenkaukraft schafft Massennachfrage, Massennachfrage schafft Massenproduktion.

Und die Produktivitätssprünge waren bis dahin unvorstellbar: 308 162 Autos verließen 1914 die Fabrik, der Höhepunkt wurde 1923 mit 2 Millionen Stück erreicht. Statt 728 Minuten brauchten seine Arbeiter nur noch 93 Minuten, um ein Auto aus 10 000 Einzelteilen zusammenzubauen. Mit der wachsenden Produktivität sank der Preis von ursprünglich 850 Dollar auf 260 Dollar Mitte der zwanziger Jahre.

Highland Park wurde zu eng. 1927 eröffnete Ford den River-Rouge-Komplex in der Nähe von Detroit – die damals größte Industrieanlage der Welt mit über 100 000 Arbeitern. Es war ein vertikal integrierter Konzern, der alles umfaßte: Kokerei, Zementfabrik, Gießerei. Eine Ford-Kautschukplantage in Brasilien und Erzminen in Minnesota versorgten die Fabrik mit Rohstoffen, die von eigenen Schiffen transportiert wurden.

Doch Fords Konzept hatte seine Grenzen erreicht und stürzte in Krisen, die unzählige Nachfolger in den kommenden Jahrzehnten ebenfalls durchleben sollten: der Massenhersteller Siemens, dessen Telefonapparate irgendwann alt gegen die neuen, pfiffigen Produkte der Konkurrenten aussahen; die Vision vom integrierten Technologiekonzern Daimler-Benz, der keine Synergien schaffen konnte und dem die Managementkonzepte fehlten.

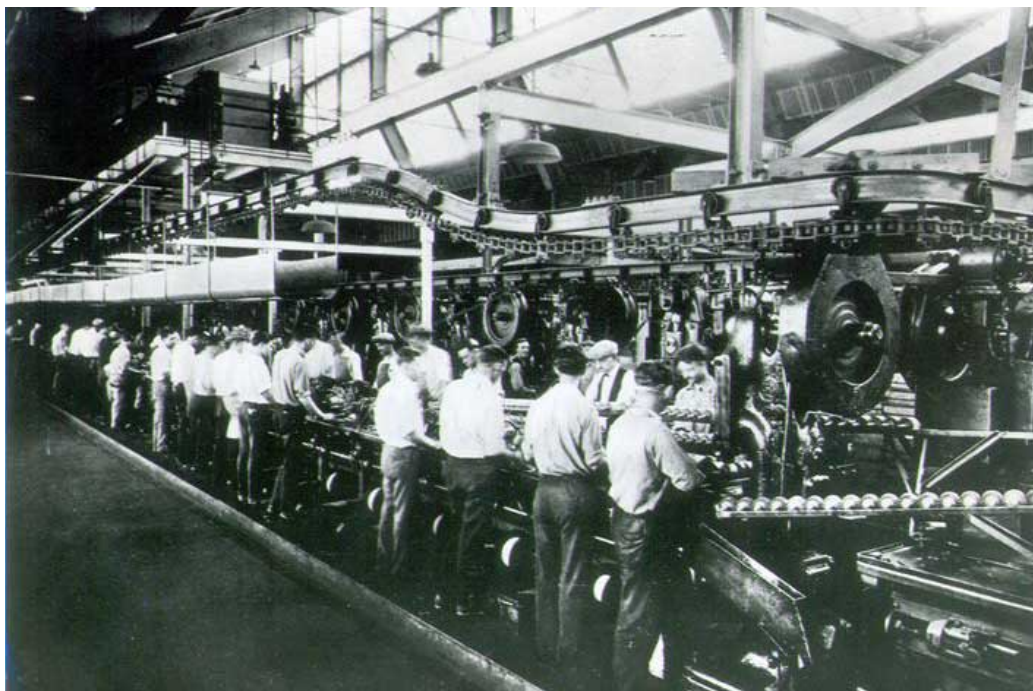
Die Fixierung auf ein Produkt rächte sich. 1927 schloß Ford für sechs Monate seine Fabrik, entwickelte ein neues Modell und baute für 200 Millionen Dollar die Produktionsstraßen um, die bis dahin nur eines konnten: Tin Lizzies produzieren. Vor dem Krisenjahr 1927 war einer von Fords gängigen Witzen: „Wir liefern das Modell T in allen Farben, wenn sie nur schwarz sind.“ Doch die wollte keiner mehr, der Autokönig hatte schlicht die Entwicklung verschlafen.

Die Konkurrenz, allen voran General Motors (GM), hatte ganze Produktpaletten vom billigen bis zum teuren Auto entwickelt, für jede Käuferschicht das passende Modell, und präsentierte jährlich Nachfolgemodelle mit kleinen Variationen. Allzweck-Werkzeugmaschinen verbilligten die Umstellung auf neue Modelle. Der Massenhunger ließ sich nicht mehr mit einem einzigen Modell stillen.

Zudem hatte GM-Chef Alfred Sloan ein Problem der Massenproduktion gelöst, an dem der Autokrat Ford scheiterte: das Management eines Riesenkonzerns. Sloan zerlegte das Unternehmen in einzelne Profit Center, die eine kleine Zentrale über-

„Die Arbeitsteilung dürfte die produktiven Kräfte der Arbeit mehr als alles andere fördern und verbessern.“

DER US-ÖKONOM ADAM SMITH, 1776



SÜDD. VERLAG

Fließbandarbeit in den USA (1928): *Die Entwicklung verschlafen*

wachte. GM wurde der größte Automobilkonzern der Welt.

Nun stiegen Großkonzerne wie General Motors oder U. S. Steel zu nationalen Champions auf. Das Gesetz der Economies of scale, nach dem mit wachsender Größe der Konzerne und Massenfertigung der Produkte die Kosten sanken, entwickelte seine Kraft.

Massenproduktion und Massenkonsum wurden zum Inbegriff des modernen Kapitalismus. Das „Amerikanische System“, diese Mischung aus Produktionsverfahren, Unternehmensorganisation und Marketing, diente als Blaupause, wo immer Industrien große Warenmengen ausspucken sollten.

Die Ausstrahlung dieses Systems war ungeheuer, Taylor und Ford hießen die Ikonen. „Taylorismus“ und „Fordismus“ glichen Beschwörungsformeln des Wohlstands, die ideologische Barrieren mühelos überwand.

1916 zog den Kommunisten Lenin eine deutsche Übersetzung von Taylors Buch in den Bann. 1927 tauschte der Faschist Benito Mussolini am Ende einer italienischen Konferenz zur wissenschaftlichen Betriebsführung mit der Witwe Taylors sein eigenes Foto gegen das Bild ihres verstorbenen Mannes. Der Republikaner Herbert Hoover wurde 1929 der 31. Präsident der USA – ein Bergbauingenieur, der einen Report über Verschwendung in der Industrie geschrieben hatte.

Die Industrialisierung durch Massenproduktion blieb kein kapitalistisches Phänomen. Die neuen Techniken sollten die Sowjetunion aus der Rückständigkeit befreien. 1924 erklärte Stalin: „Die Kombination aus dem russischen revolutionären Schwung und dem amerikani-

schen Leistungswillen ist der Kern des Leninismus.“

Der Sowjetführer holte 1927 den erfolgreichen amerikanischen Kraftwerkbauer Hugh L. Cooper als Chefberater beim Bau des Dnjepr-Kraftwerks ins Land und zahlte ihm das höchste Gehalt, das je ein Werk-tätiger dort verdiente. Er und seine Mitarbeiter lebten in einer Ausländersiedlung mit eigenem Schwimmbad und Golfplatz.

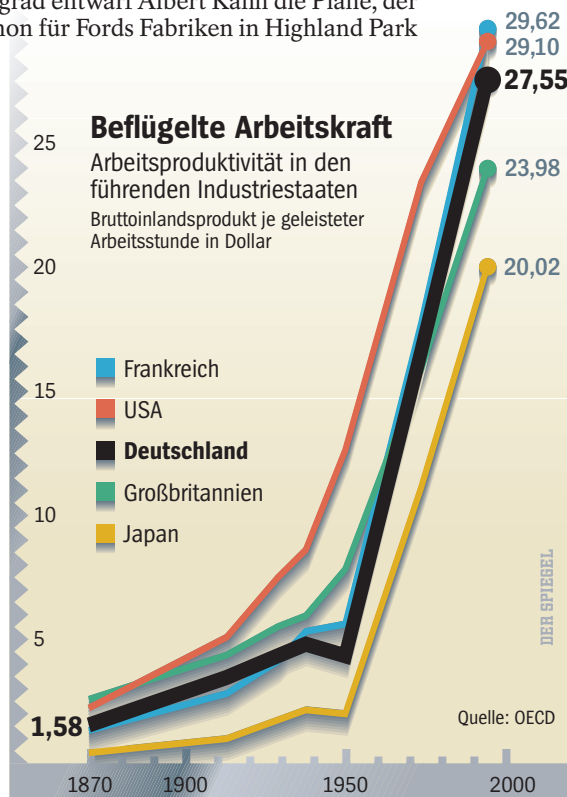
Für eine riesige Traktorenfabrik in Stalingrad entwarf Albert Kahn die Pläne, der schon für Fords Fabriken in Highland Park

tel, den Lebensstandard der Bevölkerung zu heben.

Das neue Bild der Moderne erfasste alle Lebensbereiche. Europäische Künstler wie die italienischen Futuristen versuchten, die Formen und Werte der modernen Technologie auf Leinwand zu bannen. Architekten um Walter Gropius entwarfen den „internationalen Stil“. Der Bauhaus-Gründer glaubte, daß Fabriken und andere Industriebauten den Geist der Zeit ausdrücken sollten, wie es die Kathedralen im Mittelalter taten. Gropius, ein Technikenthusiast, sah die Zeit reif für das in Massenproduktion hergestellte Haus.

Selbst in der modernen Einbauküche lebt dieser Geist heute weiter. Die Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky entwarf 1926 den Prototyp, die sogenannte Frankfurter Küche, nachdem sie Taylors Buch gelesen hatte. Sie untersuchte die Arbeitsabläufe in der Küche genau, um dann die Möbel so arbeitssparend wie möglich anzuordnen.

In die reale Welt der europäischen Ökonomie jedoch wollte das neue System zunächst nicht passen. Die Anforderungen der Massenproduktion stießen sich an der handwerklichen Tradition der Arbeiter und Manager in





Toyota-Werk in Kyushu, Ex-Firmenchef Toyoda: Mit neuen Ideen die Arbeitswelt auf den Kopf gestellt

den Fabriken. Trotz mehrerer Konzentrations- und Rationalisierungswellen hielten in fast allen Industriezweigen europäische Unternehmen an handwerklichen Produktionsweisen fest. Zudem fehlte ein integrierter europäischer Binnenmarkt zum Absatz riesiger Gütermengen, vergleichbar dem amerikanischen Absatzmarkt.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich die Massenproduktion in der europäischen Industrielandschaft durch, oftmals angepaßt an die nationalen Bedingungen. Anders als in Amerika wurde in Deutschland in den Betrieben niemals wirklich mit der Tradition des Facharbeiters gebrochen. Meist blieb es dem Heer der Gastarbeiter überlassen, sich der Monotonie der neuen Massenproduktion zu unterwerfen.

Dennoch wurde auch in Europa die Massenproduktion Grundlage des Wirtschaftswunders und des Massenwohlstands in den fünfziger und sechziger Jahren. Doch während der Sieg der klassischen Massenproduktion unaufhaltsam und endgültig schien, wurde in Asien bereits ihr Ende eingeläutet.

Eiji Toyoda war ausersehen, die Geschicke des Unternehmens zu wenden. Im Frühjahr 1950 hatte die Familie den jungen japanischen Ingenieur nach Amerika geschickt, um in der Ford-Fabrik River Rouge die Geheimnisse der erfolgreichen Massenproduktion zu ergründen.

Seit 1926 produzierte das Familienunternehmen Toyoda automatische Webstühle, 1937 kam eine Automobilfirma hinzu. Weil Toyoda übersetzt „üppiges Reis-

feld“ heißt, ersetzte man im Firmennamen aus Marketinggründen das „d“ durch ein „t“ – aus Toyota wurde Toyota. Doch rechter Erfolg wollte sich in der Autosparte dadurch nicht einstellen, im Gegenteil: 1949 sanken die Verkaufszahlen in einem Maß, daß viele Mitarbeiter entlassen werden mußten.

Ganze 2685 Autos hatte das Unternehmen in 13 Jahren hergestellt, und nun konnte Eiji Toyoda mit eigenen Augen sehen, wie bei Ford 7000 Fahrzeuge am Tag das Band verließen. Drei Monate lang prägte er sich jedes Detail des Produktionsprozesses ein, um vor allem die Schwächen zu analysieren.

Die Massenproduzenten beschäftigten wenige hoch qualifizierte Spezialisten, die Produkte entwickelten, die von vielen angelegerten Arbeitern an teuren Spezialmaschinen hergestellt wurden. Es war ein Geschäft, das sich lohnte – aber nur, wenn ein Produkt möglichst lange und in größten Mengen produziert wurde. Denn jede Umstellung auf neue Güter kostete sehr viel Geld. Da die teuren Maschinen keine Störungen vertrugen und immer laufen mußten, wurden überall Puffer und Reserven eingebaut – an Vorräten, an Abstellflächen, an Arbeitskräften.

Zurück in Nagoya, setzte sich Toyoda mit seinem Produktionschef Taiichi Ohno zusammen, um sein eigenes Fertigungssystem zu kreieren. Das Toyota-Produktionssystem verband nun die Vorzüge der beiden grundsätzlichen Herstellungsweisen: die Flexibilität und Qualität hand-

werklicher Arbeit mit der Schnelligkeit und den niedrigen Stückkosten der Massenproduktion.

„Schlank“ ist die Methode, weil sie von allem weniger braucht: weniger an menschlicher Arbeit, an Investitionen in Maschinen, an Entwicklungszeit, an Lagerkapazität. Zugleich werden mehr Produkte in größerer Vielfalt und besserer Qualität produziert.

Im japanischen Autowerk stand plötzlich die Arbeitswelt auf dem Kopf: Statt den immer gleichen Handgriff auszuführen, arbeiteten nun breiter geschulte Arbeiter in kleinen Gruppen selbständig an größeren Arbeitsschritten. Die Produkte wurden im ständigen Zusammenspiel zwischen Ingenieuren und Arbeitern verbessert. Die Arbeiter konnten jederzeit das Band anhalten, wenn ein Problem auftauchte.

Auch wollte Toyoda nicht mehr alles selber machen: Statt die einzelnen Komponenten eines Wagens selbst zu entwerfen und herzustellen, übertrug er wichtige Konstruktionsaufgaben den Zulieferern. Diese entwickeln nun in eigener Verantwortung die erforderlichen Baugruppen und liefern sie „just in time“ ans Werk – genau zu dem Zeitpunkt, wenn sie in der Produktion gebraucht werden.

Ebenso wie zu den Zeiten Henry Fords lagen die Ideen bereits in der Luft. Chrysler hatte schon in den zwanziger Jahren mit unorthodoxen, „japanischen“ Verfahren experimentiert, die während der Depression allerdings im Abseits landeten. In Europa gab es seit den fünfziger Jahren

LITERATUR

JOHN DOS PASSOS: „USA-Trilogie“. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1996; drei Bände – *In ungewöhnlicher Erzähltechnik beschreibt diese Romantrilogie aus den dreißiger Jahren die Entstehung des amerikanischen Systems*.

PETER FISCHER (Hrsg.): „Technikphilosophie“. Reclam Verlag Leipzig, Leipzig 1996; 344 Seiten – *Studienbuch philosophischer Texte von Aristoteles bis Hans Freyer, Orientierungshilfe zum Wesen der Technik*.

HTTP://WEB.MIT.EDU. – Öffnet im Internet den Zugang

zum Massachusetts Institute of Technology, Amerikas bekanntester Denkfabrik.

THOMAS P. HUGHES: „Die Erfindung Amerikas – Der technologische Aufstieg der USA seit 1870“. Verlag C. H. Beck, München 1991; 528 Seiten – *Aufstieg der Wirtschaftsmacht USA, mit vielen Porträts von Erfindern wie Edison und Systembegründern wie Ford*.

JOACHIM RADKAU: „Technik in Deutschland – Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989; 453 Seiten – *Kritisches Buch über den „deutschen Weg“ in der Technikgeschich-*

te und die Rolle der Technik in der deutschen Geschichte.

FREDERICK WINSLOW TAYLOR: „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung“. Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim 1995; 156 Seiten – *Erster Versuch einer systematischen Betriebsorganisation mit Auswirkungen auf das Jahrhundert*.

JAMES P. WOMACK, DANIEL T. JONES, DANIEL ROOS: „Die zweite Revolution in der Autoindustrie“. Campus, Frankfurt am Main 1991; 320 Seiten – *Machte die japanischen Produktionsmethoden weltweit bekannt*.

Versuche in der Industrie, die demotivierende Arbeitsteilung zu überwinden.

In den Siebzigern erlebten „soziotechnische Systeme“ einen Boom. In Schweden eröffnete Volvo erstmals eine Autofabrik ohne Fließband, mit Gruppenarbeit. In Deutschland legte die Bundesregierung spezielle Reformprogramme auf, die meisten Projekte jedoch scheiterten, weil sich Management, Gewerkschaften und Soziologen nicht auf die Ziele einigen konnten.

Doch das Toyota-Verfahren war kein sozialdemokratischer Versuch zur Humanisierung der Arbeitswelt. Die japanischen Autobauer hatten ein effizientes System gefunden, das in die Welt des Umbruchs paßte, das flexibel war und in der Lage, auf den immer schnelleren Wandel zu reagieren. Bereits 1980 war Toyota zum drittgrößten Autoproduzenten der Welt aufgestiegen.

Der „Toyotismus“ hat die Welt der industriellen Produktion revolutioniert. Spätestens seit Forscher des Massachusetts Institute of Technology (MIT) in einer großen Vergleichsstudie 1990 die japanischen Methoden unter dem Namen „Lean Production“ zum weltweit effizientesten Produktionsmodell erklärten, machten sie Furore. Überall wurden die Unternehmen schlanker – und die Menschen durch die Rationalisierung arbeitslos.

Der französische Sozialwissenschaftler Jean Fourastié beschrieb 1949 in seinem Buch „Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts“ eine Dienstleistungsgesellschaft mit Wohlstand für alle – die Jobs für alle bereithält, auch für jene, die in der industriellen Produktion ihre Aufgabe verloren haben.

Fourastié behielt in vielem recht, doch das goldene Zeitalter will nicht anbrechen.

Denn das industrielle Gesetz der Effizienz gilt in allen Wirtschaftsbereichen. Tourismusindustrie, Dienstleistungsindustrie, Medienindustrie – allenthalben ist die Rationalisierung des Denkens und die Taylorisierung der Arbeit zu sehen.

Doch auch in der Informationsgesellschaft bleibt, scheinbar ein Paradox, die Produktion Motor für den Wohlstand. Auch wenn in den Fabrikhallen die Zahl der Jobs weiterhin sinkt, die völlig menschenleere Fabrik ist ein Phantom. Es entstehen industrielle Kerne, in denen sich die Produzenten mit Dienstleistern verbinden.

Am Ende des Jahrhunderts stehen die Industrienationen erneut mitten in einem gewaltigen Strukturwandel zu Informations- und Dienstleistungsgesellschaften. Die alten Arbeitsstrukturen verändern sich überall. Kapital und Technologien, Wissen und Produktionsanlagen sind weltweit frei verfügbar. Zunehmend verstehen sich Unternehmen als Mitglieder einer globalen Gemeinschaft, für die selbst ihre Heimatländer nur Standorte unter vielen sind.

Was mit der ersten industriellen Revolution und der Erfindung der Eisenbahn begann, hat alle Grenzen gesprengt. Die Mobilität hat sich bis in ihr Extrem gesteigert: Dank Internet und PC kann der Mensch jeden Ort der Welt erreichen, ohne sich selbst zu bewegen.

Nun beginnt im Internet der Einstieg in die digitale Ökonomie. Durch seinen universellen Standard können plötzlich Millionen Menschen miteinander kommunizieren und Geschäfte abschließen. Schon heute basiert ein großer Teil der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung auf Informationen, die digitalisierbar, nicht mehr an Orte gebunden sind.

Immer kürzer wird der Lebenszyklus von Gütern. Schwankende Nachfrage und stagnierende Märkte verändern die Anforderungen an die Produktion. Gleichzeitig schrauben die Kunden in den Industrieländern ihre Anforderung nach oben und die Stückzahlen mit ihrem Wunsch nach Individualität herunter.

Doch das Ende der Massenproduktion bedeutet nicht das Ende der Produktion in Massen. Langsam löst ein neuer Begriff das alte Wort ab. „Mass Customization“ – die kundenindividuelle Massenproduktion.

Längst hat die Individualisierung der Warenwelt begonnen: Seiko vermarktet derzeit 3000 verschiedene Uhrentypen. Philips hat weltweit 800 Fernsehertypen im Programm. Das „Wall Street Journal“ bietet im Internet eine auf den einzelnen Leser zugeschnittene Ausgabe an.

Mit dem Personal-Pair-Programm von Levi Strauß kann ein Kunde seine Jeans aus einem Angebot von 400 Modellhosen wählen. Die persönlichen Maße werden elektronisch an den Laserzuschnittroboter der Näherei übermittelt. Spätestens nach drei Wochen kann er seine Maßhose abholen, die höchstens 15 Dollar mehr als die von der Stange kostet.

Und was passiert erst, wenn der Kunde an seinem Heimcomputer seine Wünsche eingibt und weltweit fragt, wer sie ihm zu welchem Preis erfüllen kann?

Was auf den ersten Blick lediglich wie ein neuer Vertriebsweg aussieht, greift tief in den wirtschaftlichen Prozeß ein. Benötigt wird ein Produktionssystem – flexibel, innovativ, mit allen Kostenvorteilen hochtechnisierter Massenproduktion und dennoch in der Lage, bei Bedarf kleinste Stückzahlen zu produzieren.



Steuerzentrale der US-Telefongesellschaft AT&T: Netzwerke mit offenen Firmengrenzen



Flugzeug-Serienbau bei Boeing in Seattle: Chancen für Wissensarbeiter

In ihrer Studie über die Unternehmen des 21. Jahrhunderts bieten Wissenschaftler und Studenten des MIT zwei widersprechende Szenarien für das Jahr 2015 an, denen eines gemeinsam ist: Die Welt wird zu einem großen Netzwerk.

Entweder, so die Wissenschaftler, werden gigantische Großkonzerne das Leben weltweit bestimmen. Ihre Firmennetze, „virtual countries“ genannt, bieten den Mitarbeitern Heimat. Oder das Zeitalter der „Dinosaurier“ wie General Motors oder Microsoft wird vorüber sein. Statt dessen entwickelt sich ein „Netzwerk“ von kleinen Firmen und Teams, die sich nur für die Zeit von gemeinsamen Projekten zusammenschließen. Im Jahr 2015 soll das durchschnittliche US-Unternehmen aus 16 Mitarbeitern bestehen.

Belege lassen sich für beide Szenarien finden: Globale Konzerne wie DaimlerChrysler entstehen, in deren Reich die Sonne niemals untergeht. Die Phonofirma Dual dagegen besteht aus einer Handvoll Leuten, die ihre Produkte über einen weltweiten Verbund von Firmen entwickeln und herstellen lässt. Möglicherweise steht am Ende die Erkenntnis, daß es in der Informationsgesellschaft kein beherrschendes System mehr gibt, sondern nur noch ständigen Wandel.

Mögen die Methoden Taylors zur wissenschaftlichen Betriebsführung aus den

Anfängen des Jahrhunderts teilweise antiquiert wirken, seine Vision vom effizienten „Mensch-Maschine-System“ ist aktueller denn je. Ohne eine perfekt und reibungslos laufende Maschinerie aus Menschen, Maschinen und Kommunikation ist die komplexe, vernetzte Realität nicht mehr beherrschbar.

Für die Autoproduktion des VW-Werks Mosel steuern rund 170 Dienstleister über 80 Prozent der gesamten Wertschöpfung bei. Sobald ein Golf oder Passat in die Montagehalle kommt, und dies passiert alle zwei Minuten, laufen die Datenleitungen heiß. Alle Fahrzeugdaten werden erfaßt und an die Zulieferer in der Umgebung übermittelt.

Binnen einer Minute beginnt dann im drei Kilometer entfernten Crossen beim Modullieferanten VDO die Produktion eines speziellen Cockpits für jedes Fahrzeug. Nach 170 Minuten kommt das Armaturenbrett pünktlich im Werk zum Einbau an. Eine halbe Stunde Zeitverzögerung reicht aus, die gesamte Produktion lahmzulegen.

Die Unternehmen bauen sich zu Netzwerken mit offenen Firmengrenzen um, die die Welt als einen einzigen Supermarkt betrachten, in der es alles zu kaufen gibt: Technologien und Talente, Wissen und Informationen. Dabei bleibt den Firmen nur noch ein Wettbewerbsvorteil:



Ökonom Taylor

schneller und besser zu lernen als die Konkurrenz.

Die Arbeitsnormen der Industriegesellschaft wandeln sich erneut, der Langzeitjob ist nicht mehr das Maß der Dinge. Der Wechsel zwischen selbständiger und unselbständiger Arbeit, zwischen Vollzeit- und Teilzeitjob, zwischen dauerhafter und befristeter Arbeit wird zur Beständigkeit, die gebrochene Arbeitsbiographie zur Norm. Im „neuen Kapitalismus“, so der amerikanische Soziologe Richard Sennett, betritt der „flexible Mensch“ die Bühne.

Während der zweiten industriellen Revolution wurde in den Wirtschaftsnationen ein Sozialvertrag geschrieben, der in Amerika „New Deal“ hieß und in Deutschland „Soziale Marktwirtschaft“: Der Wohlfahrtsstaat versprach „soziale Gerechtigkeit“ zum Frommen aller und ein Sicherungssystem gegen die Fährnisse des Lebens für den einzelnen. Doch die Arbeitswelt, auf der dieser Kontrakt aufbaut, gehört der Vergangenheit an.

Der Harvard-Professor und ehemalige US-Arbeitsminister Robert B. Reich teilt die Arbeitswelt schon in drei Gruppen ein: Routinearbeiter in der Produktion, die auf dem Rückzug sind, persönliche Dienstleister mit sinkenden Einkommen und die modernen Wissensarbeiter mit ungeahnten Einkommen. Gerade 20 Prozent werden dieser Spezies angehören.

Hundert Jahre lang waren die reichsten Männer der Welt Ölbarone wie John D. Rockefeller und der Sultan von Brunei. Nun führt mit 90 Milliarden Dollar der Kopfarbeiter Bill Gates die Liste an. Nicht mehr ein natürlicher Rohstoff ist die Quelle seines Reichtums, sondern das immaterielle Gut Wissen.

„Human Resource“ heißt der Rohstoff bei den Managern heute, den es weltweit zu bergen gilt. 1912 mußte sich Taylor stundenlang vor einem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Kongresses gegen Angriffe verteidigen, weil er gefordert hatte, daß für jede Arbeit der beste Mann, der „first class man“, zu finden sei.

Unversehens rückt der Mensch wieder ins Blickfeld. In der virtuellen Welt wird der menschliche Geist erstmals zu einem unmittelbaren Produktivfaktor.

Und so wird eine alte Vision im kommenden Jahrhundert für manche Realität und bleibt für viele zunächst Hoffnung – der Sieg des Menschen über die Maschine.

Markus Dettmer, 38, ist Wirtschaftsredakteur im Berliner Büro des SPIEGEL.



DIE THEMENBLÖCKE IN DER ÜBERSICHT: I. DAS JAHRHUNDERT DER IMPERIEN; II. ... DER ENTDECKUNGEN; III. ... DER KRIEGE; IV. ... DER BEFREIUNG; V. ... DER MEDIZIN; VI. ... DER ELEKTRONIK UND DER KOMMUNIKATION; VII. ... DES GETEILTEN DEUTSCHLAND: 50 JAHRE BUNDESREPUBLIK; VIII. ... DES SOZIALEN WANDELS; IX. DAS JAHRHUNDERT DES KAPITALISMUS; X. ... DES KOMMUNISMUS; XI. ... DES FASCHISMUS; XII. ... DES GETEILTEN DEUTSCHLAND: 40 JAHRE DDR; XIII. ... DER MASSENKULTUR

RADRENNEN

„Verführer in Weiß“

Der frühere Weltmeister Rolf Wolfshohl über die Dopingmentalität unter Profi-Rennfahrern, Jan Ullrichs Zukunft und den Wert der diesjährigen Tour de France

SPIEGEL: Herr Wolfshohl, die Tour de France startet am Samstag ohne ihre letzten drei Sieger. Sehen Sie als Fahrradfabrikant und Jugendtrainer in Deutschland den Radsport-Boom in Gefahr?

Wolfshohl: Es hat nie einen Boom gegeben.

SPIEGEL: Wie bitte? Vor zwei Jahren war Jan Ullrich nach seinem Tour-Sieg der beliebteste deutsche Sportler.

Wolfshohl: Wenn die ARD plötzlich die Tour de France wiederentdeckt, ist das für mich kein Beweis für einen Boom. Ich mache meine Beobachtung an den Starterfeldern bei Jugendrennen fest. Als Didi Thureau in den Siebzigern 14 Tage in Folge im Gelben Trikot gefahren ist, hatten wir einen enormen Zulauf – ähnlich dem Boris-Becker-Effekt nach dem ersten Wimble-

don-Sieg. Es gab Rennen, da mußten wir gerade und ungerade Startnummern separat beginnen lassen, weil es vor lauter Rädern zu gefährlich geworden wäre. Heute treten bei Schülerrennen 15, maximal 20 Jugendliche an – selbst hier im radsport-begeisterten Rheinland.

SPIEGEL: Warum löst ein Jan Ullrich nicht dasselbe aus wie ein Didi Thureau?

Wolfshohl: Thureau ist die ganze Saison gefahren, Ullrich konzentriert sich nur auf die Tour de France. Und in seinen Vorbereitungsrennen kommt er 20 Minuten hinter dem Sieger ins Ziel, oder er steigt vorzeitig aus. So wird man kein Vorbild.

SPIEGEL: Vielleicht kann sich ein Radprofi heute nicht mehr leisten, auch noch Vorbild sein zu wollen?

Wolfshohl: Als Tour-Sieger habe ich auch eine gewisse Verantwortung gegenüber den Rennveranstaltern. Das Zugpferd gehört in die erste Reihe. Wenn jemand den Michael Jackson für soundsoviel Millionen Dollar verpflichtet, kann der auch nicht hinten im Gospel-Chor singen.

SPIEGEL: Ullrichs Betreuer argumentieren, bei der heutigen Leistungsdichte sei es nicht möglich, bei mehreren Großereignissen vorn mitzufahren.

Wolfshohl: Was macht denn der Erik Zabel seit Monaten? Der fängt im Februar mit den ersten Rennen an, ist dann im März bei Mailand-San Remo schon topfit, hat bis zur Tour zehn Tagessiege und ein Dutzend zweiter Plätze rausgeholt – und von nächster Woche an fährt er in Frankreich ums

Tour-de-France-Feld in der Bretagne (1998): „Fahrer der zweiten Reihe wittern ihre Chance“

SPORTIMAGE





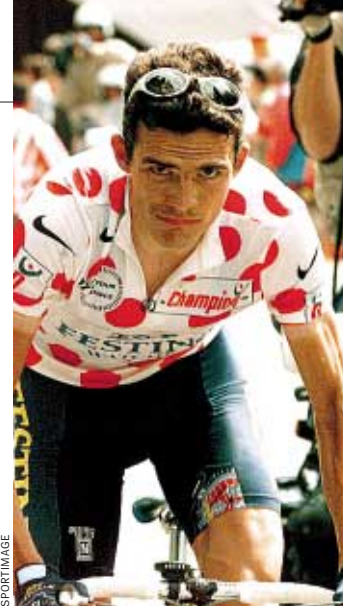
Ullrich



Pantani



Riis



Virenque

Bei der Tour '99 fehlende Profis: „Je mehr Betreuer mitreisen, um so mehr Möglichkeiten zur Manipulation gibt es doch“

Grüne Trikot. Warum kann Ullrich nicht, was Zabel kann?

SPIEGEL: Wird Ullrich unterfordert?

Wolfshohl: Ich kenne Jan seit 1991. Damals stürzte er bei der Querfeldein-Weltmeisterschaft der Junioren gleich am Start und kam als letzter weg – was Entmutigenderes kann einem eigentlich nicht passieren. Aber er hat Mann für Mann überholt, wurde am Ende Fünfter. Für mich ist seitdem klar: Ullrich hat ein großes Kämpferherz, nur zeigt er es nicht mehr.

SPIEGEL: Was hemmt ihn?

Wolfshohl: Sein Umfeld. Jeder Mensch neigt dazu, es sich bequem zu gestalten. Also darf man ihm nicht einblasen, du mußt dich für die Tour schonen, du mußt dich behutsam aufbauen.

SPIEGEL: Die moderne Trainingslehre ist aber stolz darauf, Athleten auf einen Saisonhöhepunkt hin fit zu machen.

Wolfshohl: Das mag in der Leichtathletik gelten, aber doch nicht im Radsport. Die Erfahrung lehrt: Die meisten späteren Tour-Sieger haben im Frühjahr bei Mailand-San Remo oder Paris-Nizza schon eine gute Rolle gespielt. Wer im März noch nicht in Form ist, wird es bei der Tour auch nicht sein. Außerdem ist Radfahren nicht nur wüstes Draufreten auf die Pedale, sondern hat auch viel mit Taktik und Psychologie zu tun: Wer die Tour de France gewinnen will, muß in den Rennen zuvor Stärke demonstriert haben. Denn auf dem Rad ist es ähnlich wie im Boxring: Wenn ich weiß, daß ich beim ersten Schlag in einen Konter laufe und selbst eins auf die Nuß bekomme, dann warte ich lieber ab. Voriges Jahr hatte Marco Pantani keine Angst vor Ullrichs Konter.

SPIEGEL: Im Vorjahr hatten Sie Ullrichs Scheitern vorhergesagt. Haben Sie diesmal mit seinem Tour-Verzicht gerechnet?

Wolfshohl: Ich glaube, daß ihm die Knieverletzung nicht ungelegen kam. Daß es noch mal so relativ gut ginge wie 1998, als er trotz mieser Vorbereitung und Übergewicht Zweiter wurde, war höchst unwahr-

scheinlich. Das ist wie die Hoffnung, zwei Wochen hintereinander im Lotto zu gewinnen. Natürlich ist es nett, für eine Autogrammstunde 30 000 Mark zu bekommen – aber wenn ich nicht seriös trainiere und meine Rennen durchziehe, dann gefährde ich meine Karriere.

SPIEGEL: Was kann Ullrich dafür, wenn ihn Erkrankungen zurückwerfen?

Wolfshohl: Die kommen doch nicht von irgendwoher. Wenn Ullrich überhaupt noch mal zu alter Klasse zurückkehren will,

mußte er meiner Meinung nach sein gesamtes Trainingskonzept ändern. Das beginnt schon im Winter. Wenn im Oktober die Saison ausläuft, kann ich mir vier Wochen Pause gönnen. Aber danach muß ich schon mit dem konditionellen Training beginnen – und zwar an der frischen Luft und nicht in der Turnhalle.

SPIEGEL: Wo liegt da der Unterschied?

Wolfshohl: Wenn ich im Winter draußen trainiere, bin ich auch weniger anfällig für Erkältungen. Es ist eine Schande, daß aus Jan Ullrich nicht mehr herauskommt. Denn seine Veranlagung, seine Hebelmaße, seine organischen Werte sind ja exzellent. Ein Ullrich mit der Mentalität eines Eddy Merckx – der würde alles abräumen, nicht nur die Tour, sondern auch die Klassiker.

SPIEGEL: Merckx gewann zwischen 1969 und 1974 fünfmal die Tour de France. Hätte der Belgier heute noch eine Chance?

Wolfshohl: Radfahrerisch nehmen sich die Topleute von damals mit denen von heute nichts. Merckx wäre immer noch der Allergrößte – nicht des Körpers wegen, sondern wegen seines Siegeswillens. Wir nannten ihn den Kannibalen, weil er alles wegfraß, was ihm vors Rad kam.

SPIEGEL: Bei der Tour de France von heute wird aber ein höheres Tempo angeschlagen ...

Wolfshohl: ... weil die Straßen besser asphaltiert sind und weil das Material besser ist. Früher hatte man fünf Ritzel auf der Hinterradnabe, heute sind es neun – damit kann man am Berg viel feinfühligere dosieren. Und: Früher war die Strecke zwischen 4400 und 4800 Kilometer lang, heute sind es zwischen 3600 und 3800 Kilometer.

SPIEGEL: Wird es dieses Jahr wieder neue Geschwindigkeitsrekorde geben, oder wird sich das Fehlen vieler Stars bemerkbar machen?

Wolfshohl: Der sportliche Wert ist für den Experten dieses Jahr natürlich geringer. Aber das muß der Attraktivität der Tour

Rolf Wolfshohl

ist eine deutsche Radsport-Legende. Dreimal gewann er die Profi-Weltmeisterschaft im Querfeldeinfahren. Bei der Tour de France 1968 trug „Le Loup“, der Wolf, wie ihn die Franzosen nannten, das Gelbe Trikot durch die Seealpen. Doch ein Sturz auf der 18. Etappe mit einem anschließenden Raddefekt warf ihn zurück. Der gelernte Dreher leitete nach Karriereende ein Jahr lang einen Profi-Rennstall. Heute fertigt und verkauft Wolfshohl, 60, in Köln nach Maß gebaute Fahrräder und betreut Nachwuchsfahrer in seinem Radsportclub „Le Loup Köln“.



U. BAATZ

nicht schaden. 1997 war die Frage doch nur: Gewinnt der Richard Virenque oder der Jan Ullrich? 1998 war es ein Duell Ullrich gegen Pantani. Diesmal ist die Sache total offen. Fahrer der zweiten Reihe, die bislang unter der Knute ihrer Kapitäne nicht nach vorn fahren durften, wittern ihre Chance. Ein Ullrich in guter Form hätte einen berechenbaren Verlauf bedeutet: Bei der Tour gibt es zwei Tage mit Einzelzeitfahren von fast 60 Kilometern. Das kann Ullrich sehr gut. Also rechnet er sich aus: Ich nehme den Bergspezialisten auf 10 Kilometern 30 Sekunden ab – macht zusammen 6 Minuten. An den anderen Tagen hätte ihn die Telekom-Truppe fein abgeschirmt, gefährliche Ausreißer gestellt, und in den Bergen hätte er von seinen sechs Minuten gezehrt. Jetzt ist alles anders: 20 Leute können vielleicht gewinnen.

SPIEGEL: Werden wir die sauberste Tour der Geschichte erleben – weil aus Angst vor französischen Staatsanwälten keiner mehr wagt, Dopingmittel zu nehmen?

Wolfshohl: Ich bin zwar ein strikter Verfechter von dopingfreiem Radsport, aber soviel Naivität dürfen Sie von mir nicht erwarten. Zu meiner aktiven Zeit gab es pro Team zehn Fahrer, zwei sportliche Leiter, zwei Mechaniker und zwei Masseure. Abends ist der offizielle Tour-Arzt durch alle Teamhotels marschiert und hat sich nach Verletzungen erkundigt und sie bei Bedarf behandelt. Heute gibt es 9 Fahrer und einen Stab von 15 bis 20 Betreuern.

SPIEGEL: Was wollen Sie damit sagen?

Wolfshohl: Je mehr Betreuer mitreisen, um so mehr Möglichkeiten zur Manipulation gibt es doch. Mir sind da viel zu viele Mediziner mit ihren Pillen unterwegs.

SPIEGEL: Die Ärzte sagen, sie sorgten sich nur um das Wohl der Sportler.

Wolfshohl: Wenn das so wäre! Ich sage Ihnen ein Beispiel. Bei der Tour de France gibt es so viele Bergankünfte wie nie zuvor. Das ist spektakulär fürs Fernsehen, aber ungesund für die Fahrer. Der Sportler kommt oben im Ziel an, hat 180 bis 210 Pulsschlag, ist total platt. Vernünftig wäre, ihn noch eine Strecke bergab fahren zu lassen, um den Puls herunterzubringen. Aber da höre ich nichts von diesen Verführern in Weiß, die angeblich den Fahrern helfen wollen.

SPIEGEL: Erinnern Sie sich an eine konkrete Situation, in der Radrennfahrer von Ärzten verführt wurden?

Neuer Telekom-Kapitän Zabel
„Ullrich ist kein Vorbild“

Wolfshohl: Athleten von mir, die zum Nationalkader gehörten, sind vom Bund Deutscher Radfahrer zu ärztlichen Routineuntersuchungen zur Universitätsklinik nach Freiburg geschickt worden. Als sie zurückkamen, brachten sie einen Karton voller Medikamente mit. Grüne, rote und weiße Pillen, für morgens, mittags und abends.



Idol Merckx (1973): „Immer noch der Allergrößte“



SPIEGEL: Was waren das für Präparate in dem Karton?

Wolfshohl: Keine Ahnung. Die Ärzte hatten meinen Fahrern gesagt, wenn sie die nach einem vorgegebenen Schema einnehmen, könnten sie Leistungssteigerungen von 15 bis 20 Prozent erwarten.

SPIEGEL: Haben Sie die Freiburger Mediziner darauf angesprochen?

Wolfshohl: Wenn ich sie persönlich getroffen habe, bin ich immer mit denen angeeckt. Ich habe ihnen gesagt, sie würden den Leuten falsche Tatsachen vorspiegeln?

SPIEGEL: Inwiefern?

Wolfshohl: Die Ärzte suggerieren den jungen Fahrern, sie könnten mit Pillen nach vorn kommen. Aber mit Pillen, selbst wenn sie nicht auf der Dopingliste stehen, werden Sportler falsch motiviert. In den Köpfen setzt sich fest, Medikamente könnten ein Ersatz für Training sein.

SPIEGEL: Und früher oder später landen die Fahrer bei Epo, der Wunderwaffe, die das Blut verdickt?

Wolfshohl: Ich habe es erlebt, wie einer meiner Schützlinge, als er von mir zu den Profis abgewandert ist, vor drei Jahren in diesen Strudel hineingeriet: Das ist das Ergebnis, wenn einer glaubt, Tabletten helfen, die Leistung zu steigern. Und am Ende ist der Sportler nicht nur der Buhmann, sondern körperlich ein Wrack und ein Fall für die Psychiatrie.

SPIEGEL: Sehen Sie einen Ausweg?

Wolfshohl: Vernünftige Aufklärung und Geduld, ein entsprechendes Gespräch mit Sportlern und Eltern, daß der Weg nach oben nur mit viel Zeit und systematischem Training zu machen ist, wobei dies vom Jugendlichen bis zum Spitzenathleten bis zu sechs Jahre dauern kann. Wer aber mit Gewalt schnell nach oben will, der muß nachhelfen. Und da scheint mir die Hemmschwelle verdammt niedrig. Aber das ist ein gesellschaftliches Problem. Schauen Sie sich doch die Love Parade in Berlin an. Da pilgern eine Million Jugendliche hin, und 400 000 von ihnen sollen sich angeblich mit Ecstasy und dem ganzen Drogenkram voll-dröhnen. Und ich rede da von Sport, der gesund sein soll.

SPIEGEL: Was erwarten Sie vom Bund Deutscher Radfahrer bei der Lösung des Dopingproblems?

Wolfshohl: Nichts, von Funktionären können Sie nichts erwarten.

INTERVIEW: UDO LUDWIG, ALFRED WEINZIERL

Held für die neue Mitte

England zweifelt an seinen Sportlern – und damit an seiner Größe. Jetzt hofft die Nation auf einen Sieg Tim Henmans in Wimbledon.

Der englische Tennisprofi Tim Henman, 24, ist ein Sportsmann alter Schule. Tadellose Manieren gehören für ihn zu den Selbstverständlichkeiten seines Berufs wie sauber plazierte Volleys. Doch ausgerechnet auf dem Centre Court von Wimbledon vergaß der Spieler vorigen Freitag für einen kurzen Moment alle Etikette.

Als der Schiedsrichter im vierten Satz einen umstrittenen Aufschlag seines Kontrahenten Sébastien Grosjean gut gab, fluchte Henman wie ein Londoner Taxifahrer, dem die Vorfahrt genommen wird. Mehrmals spuckte der Weltranglisten-Sechste auf den Boden, dann kühlte er wieder ab – und gewann das Match.

Die Aufregung um den einen Punkt macht den Druck deutlich, unter dem Henman in diesen Tagen steht. Denn ganz Britannien erwartet von dem Musterprofi

nichts anderes als die Kleinigkeit, das bedeutendste Turnier der Welt zu gewinnen.

Die Henmania ist Ausdruck einer tiefen Sehnsucht: Die Briten wollen endlich wieder Siege feiern; quälend freudlos sind seit geraumer Zeit die Resultate ausgerechnet in jenen Sportarten, mit denen Merry Old England einst die Welt beglückte. Ob beim Cricket, Rugby oder der Fußball-National-elf – fünf Monate, 22 Tage, 18 Stunden und 33 Minuten, so rechnete das Massenblatt „The Sun“ entrüstet vor, habe „Mister Durchschnitt“ seit einem Vierteljahrhundert vor dem Bildschirm gesessen: „Nur um England verlieren zu sehen.“

Zur Zeit kommt es besonders dick. Bei der Cricket-Weltmeisterschaft im eigenen Land schieden die Briten bereits in den Gruppenspielen nach einer Niederlage gegen Indien aus. Wie zur Selbstgeißelung flimmerten noch zwei Tage nach dem Finale

zwischen Australien und Pakistan Bilder der Vorrunden-Schmach über den Bildschirm, begleitet vom zynischen Kommentar: „Sie können es einfach nicht besser.“

Derbe Prügel setzt es auch im Rugby. Mit den weltbesten Teams aus Südafrika, Australien und Neuseeland kann sich Großbritannien schon lange nicht mehr messen. Beim 31:32 gegen Wales bekam das Desaster allerdings eine neue Dimension. Prompt forderte der „Guardian“ die „sofortige Selbstaflösung der Nationalmannschaft“.

Verhöhnern lassen muß sich auch der englische Fußballverband. Ausgerechnet jetzt, da die Weltmeisterschaft 2006 auf die Insel geholt werden soll, erleidet das Nationalteam einen Rückfall in trübste Zeiten. Nach zwei mageren Remis gegen Schweden und Bulgarien ist die Qualifikation für die Europameisterschaft im nächsten Jahr so gut wie perdu. Mit masochistischer Freude am Detail reihte der „Observer“ die jüngsten Pannen auf und fragte besorgt: „Sind wir ein Volk von Versagern?“ Alarmiert zeigt sich mittlerweile sogar die Regierung Blair – denn ständige Niederlagen der Nationalteams machen das Wahlvolk auf Dauer fast so mürrisch wie eine schleichende Geldentwertung.

Schuldige sind bereits aufgespürt. Herhalten müssen die Konservativen, die 18 Jahre lang die gesellschaftliche Bedeutung



Britischer Tennisprofi Henman: Rückbesinnung auf den „fighting spirit“

des Sports verkannt und die staatliche Verantwortung beiseite geschoben haben sollen – im Schulsport, im Breitensport, im Spitzensport. Zu diesem Schluß kommt zumindest das „Institute of Public Policy Research“, eine Art Denkfabrik von Blair-Getreuen, die eine Studie erstellten unter der trotzigen Parole: „Der Sport lebt.“

Blair predigt die Rückbesinnung auf den „fighting spirit“ – und seine Kabinettsskollegen tragen die Botschaft weiter. In einer ehemaligen Brauerei in der Londoner City verkündeten vorigen Dienstag Sportminister Tony Banks und Kulturminister Chris Smith erste Schritte aus der Misere.

Rund sechs Milliarden Mark im nächsten Jahrzehnt seien der Sportförderung garantiert, erklärte Smith, abgezweigt aus Erträgen der „National Lottery“. Aus dem eigenen Haushalt will die Regierung zunächst 200 Millionen Mark in den Schulsport stecken. „Man kann nicht lernen zu gewinnen“, wettete der Minister, „wenn man keine Möglichkeit zum Wettkampf hat.“

Was die neue Mitte zur Durchsetzung des sportlichen Umschwungs nur noch braucht, ist ein frischer Held – etwa einer wie der Mittelstrecken-Weltrekordler Sebastian Coe, der ein Star war in der Thatcher-Ära.

Tim Henman hat das Zeug zum nationalen Vorbild: Schon früh wollte er in allem der Beste sein. Bis um halb vier am Nachmittag paukte er, dann setzte er sich in den Bus, fuhr zum Tennisplatz und rackerte sich ab bis abends um acht. So ging das, bis er 17 war, „fünf Tage in der Woche, fünf Jahre lang“, wie sich sein Jugendtrainer Richard Garrett erinnert: „Die Frage, ob Tim einmal beim Rauchen hinter dem Cricket-Pavillon erwischte wurde, erübrigt sich.“

Sein Streber-Image hat Henman bis heute nicht abgelegt. Er wohnt in einem netten Haus in Barnes, einem netten Vorort der gehobenen Mittelschicht im Londoner Südwesten, er hat eine nett aussehende Freundin namens Lucy, und wenn er in der Öffentlichkeit etwas sagt, dann sind es nette Belanglosigkeiten.

John McEnroe, früher notorischer Rüpel auf dem Court und heute Beobachter von Henmans Karriere, rät dem Engländer zwar, biestiger zu sein: „Brave Jungs kommen schon mal unter die Top 20, aber sie hängen



Cricket



Rugby



Fußball

Englische Nationalspieler: „Ein Volk von Versagern?“

da nicht allzu lange rum.“ Auch Pat Cash, Wimbledon-Sieger 1987, ist mit ein paar Tips aus seinem Repertoire zu Diensten: unrasiert spielen, gemein sein, die animalischen Triebe ausleben, den Balljungen beschimpfen, den Schiedsrichter beleidigen.

Doch Henman verfolgt eine andere Strategie. Er will seine Gegner nicht einschüchtern, er will sie elegant ausspielen. Selbst bei Fehlern wird er nur selten laut. Unter bleicher Haut tritt dann die Halschlagader hervor und sein Kopf zuckt, als versetze ihm jemand Stromschläge.

So viel Selbstbeherrschung hat offensichtlich seinen Reiz. Unter Henmans Anhängern sind sehr viele Frauen – nicht nur kreischende Teenager, sondern auch gesetzte Damen. Sie schauen ihm beim Tennis spielen zu, als blättern sie in einem Fotoalbum.

Der junge Mann aus der Grafschaft Oxfordshire entstammt einer Familie mit Tennistradition. Henmans Urgroßmutter Ellen Stanwell-Brown war die erste Frau, die in Wimbledon über Kopf aufschlug – und seine Großmutter Susan Billington war die letzte, die bei dem Grand-Slam-Turnier von unten zu servieren pflegte.

Herkunft, Charakter, Fähigkeiten: Die perfekte Kombination der drei Faktoren würde Henman zu zeitlosem Ruhm verhelfen. Allein die Vorstellung, die Herzogin von Kent überreiche dem Briten den Pokal, scheint Henmans vier Hauptsponsoren um den Verstand zu bringen. Rund 25 Millionen Mark, so hat die Zeitung „News of the World“ in Erfahrung gebracht, sei ihnen ein Triumph wert.

Nicht auszuschließen ist indes, daß ein anderer Engländer in Wimbledon reüssiert: Greg Rusedski, 25, rammte sich mit seinen gewaltigen Aufschlägen ebenfalls ins Achtelfinale. Aber niemals könnten ihn die Briten so lieben wie Henman.

Denn Rusedski hat den unverzeihbaren Makel, eingebürgert zu sein. Seine Großeltern lebten in der Ukraine, sein Vater wurde in Deutschland geboren. Rusedskis Mutter ist Engländerin, doch bereits als Vierjährige verschlug es sie nach Kanada. In Montreal gebar sie Sohn Greg.

Die Beharrlichkeit, mit der Rusedski trotz seines Geburtsortnachteils immer wieder versucht, sich dennoch zum Bilderbuch-Briten emporzuschwingen, bleibt verblüffend. Bei seinem ersten Match auf dem Centre Court 1995 trug er ein Stirnband mit dem Union Jack. Die Bitte eines Pariser Journalisten, seine Fragen auf Französisch zu beantworten, da er zweisprachig aufgewachsen sei, lehnte Rusedski kategorisch ab. Und Interviews beginnt er wie auch vorige Woche in Wimbledon mit einem „Dank an das britische Publikum, das vom ersten bis zum letzten Punkt hinter mir stand“.

Rusedski verbreitet notorisch gute Laune. Er grinst, wenn er redet und er grinst, wenn er schweigt. Nur beim Erstrunden-Match wirkte der selbstbekenkende All England Guy auf einmal leicht irritiert.

Nach einem seiner krachenden Aufschläge hatte sich ein Zuschauer von seinem Sitz erhoben und aufs Spielfeld gebürst: „Kanada liebt dich noch immer, Greg.“

MICHAEL WULZINGER



Brennendes Kraftwerk nahe Beirut (nach israelischem Bombardement am 24. Juni)



Barak



el-Assad

NAHOST

„Einzigster Weg zum Frieden“

Nach den neu aufgeflamten Kämpfen zwischen Israel und der Hisbollah-Miliz im besetzten Südlibanon wächst der Druck auf den designierten Premier Ehud Barak, möglichst rasch einen Friedensschluß mit Libanons Schutzpatron Syrien zu erzielen. Die israelische Luftwaffe hatte Ende vergangener Woche „Katjuscha“-Angriffe auf den Norden des Landes mit Bomben auf Kraftwerke und Brücken rund um Beirut beantwortet. Eine Einigung mit Syrien, meint Barak, sei der „einzi-

ge Weg zu einem dauerhaften und umfassenden Frieden im Nahen Osten“. Syriens Staatschef Hafez el-Assad seinerseits umschmeichelte den Israeli zuvor als „starken und wahrhaften Mann“ mit einem „echten Wunsch nach Frieden“. Die anfängliche Freude der Palästinenser über den Wahlsieg Baraks weicht nun zunehmender Nervosität. PLO-Chef Jassir Arafat hat Sorge, Barak könnte sich zuerst mit Syrien verständigen – auf Kosten der Palästinenser. Israel fürchtet Syriens starke Armee; die Palästinenser haben dagegen seit dem Ende der Intifada kaum noch Druckmittel in der Hand. Barak bezeichnete sie bereits als „die schwächsten unter unseren Gegnern“ und als „lächerliche militärische Gefahr“. Wenig Hoffnung macht den Palästinensern auch, daß Barak ihre bisherigen Partner in der Arbeitspartei nicht an die Spitze seiner „Friedens-Administration“ berief – er vertraut lieber auf ehemalige Generäle.

KOLUMBIEN

Geiseldrama: Kokain als Lösegeld?

Werner Mauss, einstiger Privatagent, und der ehemalige Kanzleramtsminister Bernd Schmidbauer stiften Verwirrung bei den Verhandlungen über die Freilassung von Geiseln der Guerrilla Nacionales Befreiungsheer (ELN). Die Rebellen hielten noch am Freitag mehr als 50 Geiseln in ihrer Gewalt, die sie bei spektakulären Überfällen auf ein Flugzeug, eine Kirche und eine Gruppe von Sportfischern genommen haben. Das ELN hatte Schmidbauer, der Kontakte zu dessen Chef Nicolas Rodríguez pflegt, dem kolumbianischen Präsidenten Andrés Pastrana als Vermittler angedient. Mauss versucht bislang vergebens, Friedensgespräche zwi-

schen der ELN und der Regierung in die Wege zu leiten. Er behauptet, Bogotá habe ihn voriges Jahr beauftragt, bei der Befreiung eines entführten Senators zu helfen. Außerdem wirkte Mauss, wie er sagt, bei der Freilassung eines entführten Deutschen im Januar mit. Angeblich wurde in beiden Fällen kein Lösegeld gezahlt.

Schmidbauer ist laut Mauss mit Wissen und Unterstützung der Bundesregierung in Sachen ELN tätig; er soll dem Präsidenten zugesichert haben, daß das ELN kein Lösegeld fordere. Äußerungen des ELN-Führers Antonio García und Telefonmitschnitte der kolumbianischen Polizei belegen jedoch, daß die Guerri-



Schmidbauer, ELN-Guerrilleros

lleros nicht nur Geld, sondern offenbar auch größere Mengen Kokain von den Familienangehörigen fordern. Der Präsident erklärte die Guerrilleros daraufhin zu gewöhnlichen Kriminellen, die von Schmidbauer in Aussicht gestellte Geiselübergabe kam nicht zustande. Pastrana gerät jetzt zunehmend in Be-

drängnis: Immer mehr Kolumbianer meinen, daß er den Rebellen zu viele Zugeständnisse mache. Verteidigungsminister Rodrigo Lloreda ist bereits zurückgetreten – weil Pastrana der größten kolumbianischen Guerrilla Farc auf unbegrenzte Zeit ein Gebiet von der Größe der Schweiz überlassen hat.

ITALIEN

Diplomaten streiken

Ärgerlich für Italiens Außenminister Lamberto Dini: Zum drittenmal in 15 Monaten legten etwa zwei Drittel seiner 930 Diplomaten am vorigen Montag die Arbeit nieder. Die Bediensteten des Außenamts, der „Farnesina“, stöhnen über schlechte Arbeitsbedingungen, geringe Karrierechancen und vor allem über „Hungerlöhne“. Etwa 2400 Mark Grundgehalt monatlich verdient ein Legationsrat nach 13 Dienstjahren, rund 3400 Mark der Botschaftsrat – nach einem Vierteljahrhundert. Die recht hohen Zulagen für ihre Einsätze fern der Heimat, so ein Diplomat, müßten die politischen Außendienstler komplett ansparen, wenn sie, zurück in Rom, nicht in Armut fallen wollten. Rund sechs Millionen Mark will der Finanzminister für eine Besoldungsreform lockermachen, doch die Dini-Helfer fordern mehr als das Dreifache. Ihrem Chef drohen sie mit Vertrauensentzug, wenn der sich gegen den Kollegen an der Kasse nicht durchsetze: Die Arbeit der Farnesina könnte „ernsthaft leiden“.

RUSSLAND

Königsberg vor dem Kollaps

Admiral Gennadij Moschkow, Geheimdienstchef im Gebiet Kaliningrad, dem früheren Königsberg, stellt die Sicherheit der russischen Ostseeprovinz in Frage – die zwischen Polen und Litauen gelegene Exklave steht wirtschaftlich vor dem Zusammenbruch. In einer Lokalzeitung verriet der Chefspion die Schwachstellen seines Machtbereichs: Lebensmittel- und Stromversorgung, Telekommunikation und Transportverbindungen. Die Industrieproduktion sei seit 1990 fast zum Erliegen gekommen, Energielieferungen würden kaum noch bezahlt, selbst den Kasernen im



Moschkow

„Sonderverteidigungsgebiet Kaliningrad“ drohe die Abschaltung des Stroms. Der Hafen liege still, 300 Schiffe seien als Schrott ins Ausland verkauft worden. Aus einem Überschußgebiet habe sich die Provinz in einen Großimporteur landwirtschaftlicher Er-



Königsberger Dom (nach der

ALEXANDER GRAB

Verschüttete Fährte

Bürokratische Behinderungen, undurchsichtige Besitzverhältnisse und ausbleibende Finanzierungshilfen haben in der ägyptischen Mittelmeermetropole Alexandria zum Abbruch der Grabungsarbeiten auf der Suche nach der letzten Ruhestätte Alexanders des Großen geführt. Der Archäologe Fausi el-Facharani, 77, hofft auf dem Gelände des Lateinischen Friedhofs nahe dem 1907 freigelegten „Alabaster-Grab“ die Gruft mit der Mumie des hellenischen Welteroberers zu finden. Mit elektroni-



Alabaster-Grab in Alexandria

schen Echoloten waren vor kurzem vier Meter unter dem Sandboden unweit des Alabaster-Grabs weitere größere Bauten und Gewölbe aus Alabaster geortet worden. Nach Ansicht von Jean-Yves Empereur, Leiter der französischen Alexandria-Forscher, ist Facharani auf der richtigen Fährte und hat das bislang verschollene Gruftenviertel „Sema“ der Ptolemäerkönige geortet. Dort befand sich auch die Begräbnisstätte Alexanders, die vor den schweren Zerstörungen der Hafenstadt durch Kriege und Naturkatastrophen als wohl letzter prominenter Augenzeuge im Jahr 215 der römische Kaiser Caracalla aufgesucht hatte. Facharani mußte jetzt die an sechs Stellen angesetzten Stichgrabungen stoppen, weil er die Arbeiter nicht mehr bezahlen konnte. Weder die staatliche Altertumsbehörde noch Alexandrias Stadtverwaltung standen zu ihren finanziellen Zusagen. Außerdem sperrt sich die katholische Kirche gegen die Buddelei auf ihrem Friedhof, und die provisorische Grabungserlaubnis des Gouverneurs läuft Ende August aus. Facharani hofft, zuvor einen letzten Anlauf mit Hilfe von Spezialisten der deutschen Firma Philipp Holzmann und der Geldspritze eines ägyptischen Großunternehmers starten zu können.

CHINA

Schmuggler in den Reihen der KP

Die voriges Jahr begonnene erbitterte Anti-Schmuggel-Kampagne hat zu peinlichen Erkenntnissen für Chinas KP geführt: Viele Kriminelle stammen aus den eigenen Reihen. In der südlichen Provinz Guangdong etwa wurden Anfang Juni sechs Personen, darunter hohe Zolloffiziere, hingerichtet. Sie hatten, gemeinsam mit Hongkonger Kriminellen, Tausende von Autos sowie Hunderttausende Tonnen Stahl, Diesel und Zucker illegal ins Land transportiert, unter Beteiligung örtlicher Parteifunktionäre. Der Pekinger Chef der Anti-Schmuggel-Sondereinheit, Li Jizhou, sitzt mittlerweile ebenfalls hinter Gittern. Der inzwischen abgesetzte Genosse, vormals im Rang eines Vizeministers, soll von Schmugglerbanden Bestechungsgelder kassiert haben. Experten schätzen, daß wegen der hohen Zölle und Importsteuern allein 1997 Produkte im Wert von rund 15 Milliarden Dollar am Zoll vorbei nach China geschafft wurden. Die Anti-Schmuggel-Aktion wirkt sich mittlerweile auf die Preise aus: Chemieprodukte und Stahl wurden landesweit um rund 20 Prozent teurer.



Restaurierung 1998)

zu sämtlichen Nachbarstaaten möglich ist. Die Bitte hat Aussicht auf Erfolg. Auf einer Außenministerkonferenz des Ostseerates vorletzte Woche im litauischen Palanga setzte sich auch der deutsche Staatsminister Günter Verheugen für eine „besondere Beziehung“ zwischen der EU und Kaliningrad ein.

zeugnisse verwandelt, die Getreideernte habe sich halbiert, massenhaft werde Vieh geschlachtet. Die Gebietsverwaltung wirft dem Admiral nach dem offeneren Interview Oberflächlichkeit und ein loses Mundwerk vor. Regionalpolitiker fürchten jedoch seit langem einen Kollaps der von Moskau vernachlässigten Provinz. Während die örtliche Republikanische Partei für Abkoppelung und die Gründung einer „Baltischen Republik Königsberg“ plädiert, schlagen die Stadtväter Kaliningrads einen Sondervertrag mit Brüssel und eine „weiche EU-Integration“ vor – zumal Westeuropäern seit März der visafreie Zugang

FLÜCHTLINGE Brennpunkte der Prostitution

Erst kamen Flüchtlinge aus den Nachbarstaaten Ruanda und Burundi, nun folgen Prostituierte aus allen Ecken des eigenen Landes: Nach Nordwest-Tansania strömen Hunderte von Frauen, die „davon träumen, durch gewerbmäßigen Sex reich zu werden“ (so ein Uno-Bericht). Kundschaft suchen die Prostituierten vorwiegend unter den gutbezahlten Mitarbeitern internationaler Hilfsorganisationen, denn die Vertriebenen

sind bettelarm – jeder der 5,3 Millionen Flüchtlinge in Afrika bekommt im Durchschnitt nur 21 Pfennig Unterstützung pro Tag. Die Uno hält solche „Brennpunkte der Prostitution“ für ein erhebliches gesundheitspolitisches Risiko: In vielen Bürgerkriegsregionen der Dritten Welt, wo die Anwesenheit von Ausländern einen ähnlichen Sog auf Armutsextrakt ausübte, sei die Aids-Rate rapide gestiegen. Als zum Beispiel 1992/93 rund 16 000 Blauhelmsoldaten und 6000 Uno-Zivilisten Kambodscha verwalteten, um einen Übergang zur Demokratie zu organisieren, trug die Prostitution maßgeblich zur Verbreitung der Immunschwächekrankheit bei.



Flüchtlinge in Tansania

MENSCHENRECHTE

„Schwarze Schafe“

Der Schweizer Luzius Wildhaber, 62, Präsident des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in Straßburg, über die Flut der eingehenden Klagen

SPIEGEL: Herr Wildhaber, allein in diesem Jahr sind Ihrer Kammer 10 217 Klagen vorgelegt worden. Rund 47 000 Beschwerden befinden sich in der Warteschleife. Werden die Menschenrechte immer häufiger mit Füßen getreten?

Wildhaber: Im Prinzip nein. Aber seit 1990 haben 17 weitere Staaten aus Mittel- und Osteuropa die Menschenrechtskonvention unterzeichnet. Jetzt sind es insgesamt 41, und damit nehmen auch die Beschwerden zu.

SPIEGEL: Um welche handelt es sich?

Wildhaber: Am häufigsten werden die Verschleppung von Verfahren und die Verletzung des Rechts auf Leben oder des Folterverbots gerügt. Mehr als die Hälfte aller Fälle betreffen die Türkei, Italien und Polen – das sind die schwarzen Schafe.

SPIEGEL: Wie wollen Sie die Klageflut bewältigen?

Wildhaber: Wir überlegen uns Vereinfachungen. Bisher dauerte es bis zum Urteil im Schnitt sechs Jahre, unser Ziel sind zwei. Aber das Grundproblem ist strukturell.

Unsere Verfahrensbedingungen sind festgeschrieben im 11. Zusatzprotokoll und in der Konvention. Einer Vereinfachung müßten alle Staaten zustimmen, das kann Jahre dauern.

SPIEGEL: Wissen Sie eine Lösung?

Wildhaber: Mehr juristische Mitarbeiter. Das setzt eine Budgeterhöhung voraus, wovon Deutschland, Frankreich und England als wichtigste Beitragszahler wohl nicht begeistert wären.

SPIEGEL: Sie haben die Staaten aufgefordert, die Achtung der Europäischen Menschenrechtskonvention auf nationaler Ebene durchzusetzen. Welche Chancen hat solch ein Appell?

Wildhaber: Daß unsere Rechtsprechung direkt angewendet wird, ist leider nicht einmal im Westen selbstverständlich, schon gar nicht in Mittel- und Osteuropa oder in den Mittelmeer-Nationen.

SPIEGEL: Sehen diese Staaten ihre Souveränität in Frage gestellt?

Wildhaber: Ja, die ist berührt. Aber das ist sie ja schon von Anfang an – wer die Konvention ratifiziert hat, für den sind unsere Urteile verbindlich.



Wildhaber

AFP / DPA



Entwaffnung von UÇK-Kämpfern durch Kfor-Friedenstruppen: *Charme der guten Helden schnell verloren*

GAMMA / STUDIO X

BALKAN

Die Wut der Heimkehrer

Während in Serbien die Oppositionsparteien zu Massenprotesten gegen das Regime von Milošević rüsten, hat im Kosovo die Kfor-Friedenstruppe Mühe mit der Entwaffnung der UÇK. Jetzt üben die Albaner blutige Rache an den Serben.

Den serbisch-orthodoxen Metropolitenschein scheint die Geschichte der drei toten Männer, die mit zerschossenen Köpfen auf drei schlichten Holztischen vor ihm in der Nachmittagssonne liegen, nicht sonderlich zu interessieren. „Dies ist ein Ausnahmezustand“, sagt der Geistliche und mischt Öl und Wein mit Hilfe einer Bierflasche.

Der Metropolit ist aus dem benachbarten Montenegro ins nordwestliche Kosovo gekommen. Er muß auf einem Hof im Weiler Belo Polje bei Peć eine improvisierte Beerdigung vollziehen. In blutdurchtränkten Wolldecken werden der Serbe Radomir

Stošić, 50, sein Bruder Stevan, 60, und deren Freund Filip Kosić, 46, aus dem Haus getragen und in den Garten verfrachtet. Dort erhalten sie den letzten Segen der Kirche.

Am Abend zuvor, so erzählen die Nachbarn, waren zehn UÇK-Soldaten in grünen Camouflage-Uniformen erschienen und hatten die Serben vor dem Haus exekutiert. Jeweils mit einem Schuß genau zwischen die Augen.

„Die drei waren Paramilitärs“, sagen die Albaner im Dorf. „Die hatten an dem Massaker von Qyshk teilgenommen“, behauptet

Milazim Gashi, ein junger UÇK-Soldat in fließendem Deutsch. In Qyshk waren während der Nato-Bombardements 45 Albaner von serbischen Milizionären erschossen und verbrannt worden, darunter Frauen und Kinder.

Doch die in Belo Polje verbliebenen Serben bestreiten diese Anschuldigungen. Die Paramilitärs hätten sich längst aus dem Staub gemacht. Die von der UÇK gemeuchelten drei Serben hingegen seien Zivilisten gewesen, „die haben nichts Schlimmes getan“.

Zwei Wochen sind seit der Befreiung des Kosovo vergangen, nahezu 300 000 albanische Flüchtlinge trotz Zehntausender Minen, Sprengfallen und Blindgänger von Nato-Streubomben (siehe Seite 142) in ihre Heimat zurückgeflutet. Doch längst ist die Euphorie über das Ende des Kriegs verflo-



Fischer bei Massengrab

gen, wachsen die Sorgen über die Zukunft des Friedens in diesem internationalen Balkan-Protektorat.

Angesichts der niedergebrannten Dörfer und ganzer Landstriche, welche die Serben verwüsteten, mit dem Auffinden unzähliger Massengräber und verstümmelter Toter wächst die Wut der Heimkehrer und der Wunsch nach Vergeltung. Dabei ist das Gros der Täter ohnehin verschwunden und hat sich nach Serbien abgesetzt.

Dort macht mit der Aufhebung des dreimonatigen Kriegszustands nunmehr die lange Zeit mundtote Opposition mobil gegen das Regime des postkommunistischen Despoten Slobodan Milošević, fordert selbst dessen Regierungspartner, der Ultranationalist Vojislav Šešelj, baldige Neuwahlen (siehe Seite 143).

Auf die Ergreifung Miloševićs als mutmaßlichen Kriegsverbrecher setzten die USA – ein einmaliger symbolischer Vorgang in der Geschichte der modernen Staatenwelt – ein Kopfgeld von fünf Millionen Dollar aus. Dabei hatten gerade die Amerikaner den Belgrader Kriegsherrn noch 1995 beim Friedensabkommen für Bosnien als Partner hofiert, nach damals immerhin 250 000 Toten.

Ins Kosovo pilgerten vorige Woche die Sieger. Nato-Generalsekretär Javier Solana und sein Oberkommandierender, General Wesley Clark, ließen sich in der Hauptstadt Priština von den Albanern als Kriegshelden feiern. Ergriffen umarmte Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping in Velika Kruša Kinder albanischer Opfer.

Umjubelt wurden auch Bundesaußenminister Joschka Fischer und dessen Kollegen aus Frankreich, Großbritannien und Italien. Sichtlich bewegt rief das Quartett bei seiner Visite zur Versöhnung zwischen den Volksgruppen auf und hörte sich ein peinliches Lamento serbischer Popen an, die kein Wort des Mitgefühls fanden für die an Albanern verübten Greueltaten.

Fischer unterzog zudem den politischen UÇK-Führer Hashim Thaçi, der gut Deutsch spricht, einer „Beichtstuhl-Sonderbehandlung“. Nur wenn die UÇK sich in den politischen Prozeß einbinden lasse und am demokratischen Neuaufbau des Kosovo beteilige, könne sie auf westlichen Beistand bauen, mahnte Bonns Chefdiplomat: „Das geht nicht in Frontstellung gegen Serben und Russen, ihr müßt beide als Partner akzeptieren.“

Thaçi zeigte sich einsichtig, den meisten seiner Feldkommandeure und Kämpfer steht indes der Sinn keineswegs nach Versöhnung. Die Guerrilla-Armee hat den Charme der guten Helden schnell verloren.

So erleben jetzt auch die deutschen Kfor-Friedensschützer in ihrem Sektor um Prizren, wie viele der ehemaligen Unter-

grundkämpfer sich als Barbaren und grausame Rächer entpuppen gegen Kollaborateure wie serbische Zivilisten, als gewöhnliche Kriminelle, die morden, plündern und brandschatzen.

Es ist die Zeit der Vergeltung. „Im Kleinen handeln die Kosovo-Albaner jetzt gegenüber den Serben wie die früher an ihnen“, sagt Oberleutnant Michael Klinger, 27, aus Nürnberg, Kommandoführer der Militärpolizei.

Bei einer Kontrolle des von der UÇK übernommenen MUP-Gebäudes in Prizren, früher Sitz der gefürchteten serbischen Sonderpolizei, befreite die Task Force der Einsatzbrigade, die zur Patrouille umfunktionierte Leichte Flugabwehrbatterie 300 aus Fuldatal, 15 blaugeprügelte, blut- und kotverschmierte Geiseln aus dem Kellergefängnis – Zigeuner, die, wie viele Roma, der Zusammenarbeit mit den Serben beschuldigt werden, außerdem ehemalige albanische Polizisten und Verwaltungsbeamte. Drei Tage lang folterten UÇK-Männer der 125. Brigade im Hotel Našec bei Prizren zwei Kosovo-Albaner, einen 58jährigen ehemaligen Kripo-Beamten und einen 61jährigen Gefängniswärter, bis die ebenfalls von der Kfor befreit wurden.

In Sopina bei Suva Reka meldete eine 32jährige Frau ihre Eltern als vermißt. Kurz zuvor waren sie von einem UÇK-Kommando abgeholt worden. Die deutsche Militärpolizei fand die beiden unter den vielen unidentifizierten Leichen: Der Mutter, einer Zigeunerin, war der Kopf angezündet worden; dem Vater, einem blinden Serben, wurde das Leben mit einem Genickschuß genommen.

Den grausigsten Fund der vergangenen Woche machte Feldwebel Dirk Menzel, 25, aus Quedlinburg auf seiner Mittags-Patrouille durch Prizrens Serben-Stadtteil Kapatscharshi, dessen schmale Kopfsteinpflasterstraßen steil den Hang hinaufführen. Im Hausflur der Straße Svetozar Marković 12 lag ein 63jähriger Mann mit klaffenden Wunden an Hals und Rücken in seinem Blut. Um ihn herum, auf dem Boden, Fotos seiner Söhne in der Uniform der jugoslawi-



Scharping bei Besuch im Kosovo
Trost für die Kinder der Opfer

schen Armee: Der Serbe war mit der stumpfen Seite einer Axt erschlagen worden und starb auf dem Transport ins Krankenhaus.

Nur zehn Minuten später traf Menzel auf der gegenüberliegenden Straßenseite in einem zertrümmerten Schlafzimmer auf die Leiche einer 70jährigen Frau, der mit derselben Axt in Beine und Hals gehackt worden war. Nun fahndet die Militärpolizei nach dem Mörder der beiden, einem UÇK-Funktionär, den Anwohner erkannt haben wollen.

Systematisch suchen UÇK-Männer in den Straßenzügen die Häuser der Serben,



Beisetzung von Serben in Belo Polje
„Dies ist ein Ausnahmezustand“

Teuflische Tontauben

Im Militärjargon gelten Streubomben als „Arbeitspferde“ zum Kampf gegen „weiche Ziele“ – gemeint sind Panzer und Menschen.



Streubomben-Opfer in Niš: „Kombi-Munition“

Fachleute für das Aufspüren von Minen und Bomben sind rar im deutschen Heer. Ausgerechnet Kameraden von Luftwaffe und Marine, sonst gern als „Schlipssoldaten“ verspottet, verstärken jetzt die Heeres-Pioniere der deutschen Kfor-Truppe: Sie kennen sich mit Raketen und Bomben besser aus als die eher auf Landminen fixierten Heeressoldaten.

Denn das Kosovo steckt nicht nur voll serbischer Minen. Brisante Gefahr birgt auch die Hinterlassenschaft der Nato-Bombardements: Vorige Woche starben zwei Gurkha-Elitesoldaten der Briten bei dem Versuch, Streubomben-Blindgänger unschädlich zu machen.

Wie schon im Golfkrieg 1991 nutzten die Amerikaner den Kosovo-Konflikt als Experimentierfeld für neue Waffen. Diesmal waren Streubomben (Cluster Bombs) des Typs CBU-97/B dabei, die Panzer-Kolonnen mit einem Schlag vernichten sollen.

Ein B-1-Bomber kann 30 der knapp 450 Kilogramm schweren CBU-97 tragen. Ihr tödlicher Inhalt: je zehn Behälter, die wiederum je vier Kleinbomben enthalten, pro B-1-Bomber mithin 1200 Stück. Je nach Abwurfhöhe decken sie ein Areal von der Größe mehrerer Fußballfelder ab.

Wie eine Muschel öffnet sich der CBU-Behälter nach dem Abwurf und setzt zunächst zehn kleinere Zylinder frei. Die schweben am Fallschirm nieder, bis ein Radar-Höhenmesser in programmierter Höhe einen Raketen-treibsatz zündet. Damit werden sie wieder nach oben geschossen und in Drall versetzt. Aus der Drehung streut jeder Zylinder – einer Tontauben-Schleuder ähnlich – nochmals vier Projektil aus.

Diese „Skeet“- (Tontauben-) Munition hat einen Hitzesensor. Erfasst das Projektil eine Wärmequelle, etwa einen Panzer, stürzt es sich auf das Ziel und schweift sich durch den Stahlmantel.

Oft genug allerdings gingen die Attacken ins Leere. Denn die Serben hatten jede Menge aufblasbarer Gummipanzer in die Landschaft gestellt – zum Teil mit kleinen Glutöfen. So täuschten sie sogar die CBU-Wärmesucher.

Ganze 13 Panzer, behauptete die „Times“, hätten die Nato-Jets

zerstört – entgegen den täglichen Brüsseler Erfolgsmeldungen über „beträchtliche Verluste“, an denen die Nato auch weiter festhält. Belege blieb die Allianz bislang schuldig, während die Serben vor laufenden TV-Kameras mit langen Kolonnen unbeschädigter Panzer abrückten.

Nicht minder teuflisch als die CBU-97 war die CBU-87. Die wird von den US-Militärs seit dem Golfkrieg besonders geschätzt als „Arbeitspferd“ gegen „weiche Ziele“ – das sind Militär-lastwagen, Panzer und vor allem Menschen. Jede dieser Bomben enthält 202 „bomblets“ (Bömbchen). Diese etwa 20 Zentimeter langen Zylinder sprengen nach der Auslösung durch einen Annäherungszünder erst einmal 300 rasierklingenscharfe Schrapnellsplitter ab, die in weitem Umkreis jedes Lebewesen zerfetzen. Dann bohrt sich ein Hohl-ladungsgefechtskopf in den Panzer – und wie nebenbei zündet ein Zirkonium-Brandsatz. Die Militärs nennen das „Kombi-Munition“.

Das Pentagon gibt mittlerweile zu, erfahrungsgemäß explodierten etwa fünf Prozent der „bomblets“ nicht. Gemäß der offiziellen Bomben-Statistik müßten demnach im Kosovo mindestens 11 000 der brisanten Blindgänger liegen. Sie sind grellgelb lackiert – damit man sie leichter findet.

ALEXANDER SZANDAR

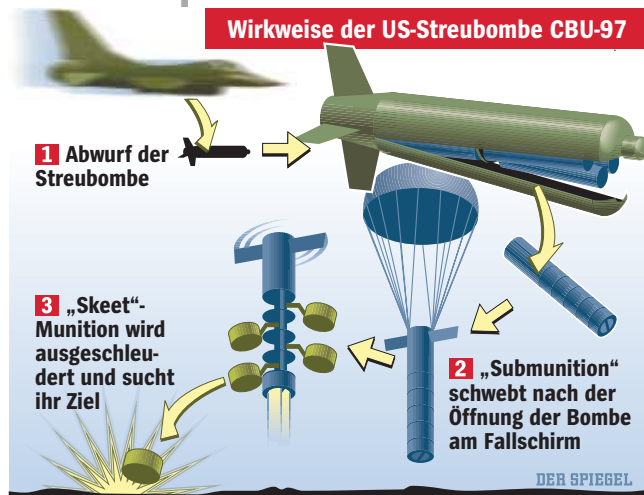
bedrohen oder berauben die Besitzer, werfen sie hinaus oder befestigen Zettel mit Namen und Kompanienummer an den Türen – für den rechtmäßigen Eigner eine eindeutige Warnung, auf keinen Fall zurückzukehren.

Wenn Major Dietrich Jensch, 36, Chef der Patrouille aus Fuldatal, mit seinen Männern Plünderer stellt, die nun ungeniert Häuser serbischer Flüchtlinge ausräumen, sind darunter auch fast immer Uniformierte. Nicht klar ist dabei, ob die Kriminellen tatsächlich Soldaten sind oder sich nur mit der Uniform und dem UÇK-Emblem schmücken.

In Orahovac, zum deutschen Sektor gehörend, harren die serbischen Familien in einem kleinen Viertel aus und warten auf Stefan Ebneht, den Gebirgsjäger aus Mittenwald. Der hat es sich zur Aufgabe gemacht, die verfeindeten Gruppen zu versöhnen: „Mein Vater war hier mit der Wehrmacht als Besatzer, es ist absurd.“

Stefan Ebneht will den verbitterten Albanern zeigen, daß „man verzeihen können muß“. Und so hakt er sich bei zwei serbischen Frauen unter und führt sie aus dem serbischen Ghetto zum Einkaufen ins albanische Zentrum von Orahovac. „Es ist eine kleine Blüte“, sagt Ebneht über seine Art der Vergangenheitsbewältigung, „die Leute selbst müssen sie zum Wachsen bringen.“

Die wenigstens glauben daran. Der einzige Ort, an dem alle Volksgruppen gemeinsam unter einem Dach schlafen, ist



die Theologische Hochschule in Prizren. Hier versammeln sich täglich zahlreiche der Neu-Verfolgten: Albaner, die als Kol-laborateure gelten, Serben und Roma. Sie hoffen auf Busse, die sie aus der Stadt bringen können.

Doch die Hoffnungen schwinden, denn das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR weigert sich, Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen, „weil wir damit ethnische Säuberungen ermöglichen würden“.

CAROLIN EMCKE, OLAF IHLAU, SUSANNE KOELBL

„Ich würde bis zum Ende gehen“

Radikalen-Führer Vojislav Šešelj über die Notwendigkeit von Neuwahlen und die Zukunft Jugoslawiens

Šešelj, 45, Führer der ultranationalistischen Serbischen Radikalen Partei (SRS), ist im Bündnis mit Miloševićs Sozialisten Vizepremier Serbiens. Seine Partei stimmt gegen den Abzug aus dem Kosovo.

SPIEGEL: Die USA haben ein Kopfgeld von fünf Millionen Dollar für die Ergreifung Ihres Präsidenten Milošević ausgesetzt. Wird Belgrad zu einer international isolierten Diktator-Bastion?

Šešelj: Wir wollen vor allem keine Zukunft mit den Amerikanern. Deren Weltoberungspolitik ist noch perfider und krimineller als Hitlers Methoden. Wäre ich an der Macht, würde ich im Gegenzug sechs Millionen Dollar Belohnung für die Ergreifung Clintons als Kriegsverbrecher ausloben. Unsere Zukunft liegt im Bündnis mit Rußland und Belorußland.

SPIEGEL: Nur hat Rußland als Mitglied der G-8-Gruppe nahezu alle westlichen Forderungen unterstützt.

Šešelj: Aber Rußland hat uns nicht bombardiert. Natürlich hatten wir mehr erwartet, vor allem moderne Luftabwehrwaffen. Als Staatschef hätte ich zumindest eine Rakete nach Aviano abgefeuert. Gleichwohl: Wir haben nicht kapituliert, obwohl wir jemandem im Weg standen, der stärker ist als wir. Doch die amerikanische Aggression ist nicht beendet. Sie wird sich fortsetzen. Sie werden von uns auch den Sandžak, die Vojvodina und Montenegro fordern. Amerikas Ziel ist die Vernichtung Serbiens.

SPIEGEL: Woher kommt diese Selbstüberschätzung, Serbien sei der Nabel der Welt?

Šešelj: Weil wir traditionelle Verbündete der Russen sind. Die Amerikaner wollten nicht den Kommunismus besiegen, sondern Rußland als Supermacht liquidieren. Rußland liegt heute am Boden. Aber das wird sich ändern, die Geschichte hat dies bewiesen.

SPIEGEL: Die Nato hat im Kosovo interveniert, weil die Serben eine Politik der ethnischen Säuberung gegen die Albaner betrieben. Die jetzt gefundenen Massengräber sprechen für sich.

Šešelj: Ich kann einzelne kriminelle Taten der Armee nicht abstreiten, insbesondere Plünderungen. Aber dies war nicht vom Staat organisiert. Natürlich wurden albanische Dörfer vernichtet, wenn diese als terroristische Hochburgen dienten. Polizeiterror gab es nur gegenüber Separatisten und Terroristen. Wie sollten wir mit



Ultranationalist Šešelj

„Amerika will Serbien vernichten“

den Albanern denn um eine friedliche Lösung verhandeln, wenn sie alle Gespräche boykottierten?

SPIEGEL: Sie wollten den Krieg gegen die Nato um jeden Preis fortsetzen. Was hätten Sie dadurch gewonnen, außer noch mehr Tote und Zerstörung?

Šešelj: Ich würde bis zum Ende gehen. Auch Vietnam hat nicht kapituliert. Wir hätten das Kosovo gerettet, denn die Nato dachte nicht im entferntesten daran, tatsächlich Bodentruppen einzusetzen.

Als sich unsere Armee zurückzog, stellte sich heraus, daß die Nato in zweieinhalb Monaten Bombardierung nur 13 Panzer vernichten konnte. Wir hatten Pseudo-Panzer aus Sperrholzplatten hergestellt, und diese Verrückten haben die tatsächlich bombardiert. Wir hatten insgesamt 14 MiG-29-Kampfflieger, 11 sind unlängst vom Flughafen Priština nach Serbien zurückgefliegen. Wo sind denn die großen Nato-Erfolge?

SPIEGEL: Das Kosovo wird für Serbien endgültig verloren sein, wenn es zum totalen Exodus der Serben kommt. Wie wollen Sie dies verhindern?

Šešelj: Ich glaube, die Flucht der Serben wird nicht mehr zu stoppen sein. Ein Leben unter albanischer Macht ist für sie unmöglich.

SPIEGEL: Zudem werden sich in Montenegro die Sezessionstendenzen verstärken.

Šešelj: Das geht nicht ohne Krieg. Denn die Montenegriner sind Serben.

SPIEGEL: Die meisten Oppositionsparteien in Serbien fordern Miloševićs Rücktritt. Diese Woche werden im ganzen Land Protestkundgebungen starten. Unterstützen Sie die Demonstrationen?

Šešelj: Miloševićs Rücktritt würde zum jetzigen Zeitpunkt in Serbien zu gefährlicher Konfusion und Destabilisierung führen. Im Jahr 2001 ist sein Mandat ohnehin zu Ende, eine weitere Kandidatur erlaubt die Verfassung nicht. Ich befürworte vorgezogene Wahlen. Natürlich besteht die Gefahr von Straßenunruhen, doch eine verfassungswidrige Machtübernahme muß mit allen Mitteln verhindert werden.

SPIEGEL: Warum können sich die Oppositionsführer nicht auf eine Entmachtung Miloševićs und die Demokratisierung des Landes einigen?

Šešelj: Bislang fanden wir mit den Sozialisten leichter eine gemeinsame Sprache als mit den Oppositionsparteien. Wie soll ich mit einem Vuk Drašković zusammenarbeiten? Er ist ein Verrückter und Drogenabhängiger. Oder mit Parteien, denen die Amerikaner in Montenegro neun Millionen Dollar in die Taschen stecken, um das Regime zu stürzen? Djindjić und Obradović sind Verräter, sie arbeiten mit unseren Feinden zusammen. Trotzdem: Außer mit Drašković schließe ich die Zusammenarbeit mit anderen Oppositionsparteien nicht prinzipiell aus.

SPIEGEL: Wer soll eigentlich das Land wieder aufbauen – wenn nicht der Westen mit einem Marshallplan?

Šešelj: Wir brauchen keine Hilfe. Wirtschaftlich werden wir mit allen zusammenarbeiten, nach dem Prinzip der Gleichberechtigung und der wirtschaftlichen Interessen. Die Russen dürfen eine Brücke in Novi Sad wiederherstellen, die restlichen Donaubrücken muß Deutschland wieder aufbauen, will es die Donau nutzen. Deutschland hat Milliarden Mark in den Rhein-Main-Donau-Kanal investiert, die fließen sonst in den Sand.

SPIEGEL: Jugoslawien hat bereits zwölf Milliarden Dollar Auslandsschulden. Wie will es die zurückzahlen?

Šešelj: Überhaupt nicht. Die werden wir mit den Kriegsschäden aufrechnen. Unsere wirtschaftliche Zukunft wird verdammt bitter sein. Aber für ein paar Silberlinge werden wir uns politisch nicht verkaufen. Der Westen begreift einfach nicht: Es gibt keine größere Garantie, daß Slobodan Milošević an der Macht bleibt, als das Insistieren auf seiner Entmachtung. Der Westen kennt die serbische Seele nicht.

INTERVIEW: RENATE FLOTTAU



Russisches Militär auf dem Flughafen Priština: „Befehl ist Befehl, gefragt wird bei uns nicht“

FOTOS: P. KASSIN

Waffenstille: Der Krieg im Kosovo ist vorbei, doch wie sieht die Friedensordnung aus? SPIEGEL-Reporter schildern den Prestigekampf um die Aufsicht über die Krisenprovinz, sie protokollieren die Probleme der Bundeswehr als Verwaltungsmacht und haben auch die Verlorenen und Verwirrten besucht – in einer psychiatrischen Klinik in Stimlje.

Die Außerirdischen von Priština

Im Handstreich besetzten Soldaten Moskaus den Flughafen der Kosovo-Hauptstadt. Jetzt langweilen sie sich, fragen nach dem Sinn ihrer Mission und dementieren heftig, daß ihnen jemals das Wasser ausgegangen sei.

Russen, so scheint es, kann nichts erschüttern. Vor kurzem hat der 20jährige Blondschoopf Wolodja Schmakow noch im fernen Mittelasien gelebt, in Duschambe. Dann wurde er Soldat und über Nacht zur russischen Friedenstruppe nach Bosnien kommandiert.

Nun steht er plötzlich 20 Kilometer vor der Kosovo-Hauptstadt Priština und zimmert an einem kleinen Blockhäuschen –

in einem von Unkraut überwucherten Feld, von dem er nicht weiß, wem es gehört, und einen Flintenschuß von den roten Ziegeldächern eines Dorfes entfernt, dessen Namen er nicht kennt. Aber er findet das „normalno“, ganz normal.

Der Betonweg immerhin, der hier von der Hauptstraße nach Osten abgeht, ist für Wolodja schon vertrautes Terrain. Er endet nach knapp einem Kilometer am Flughafen von Priština, dem strategisch wichtigsten Punkt der Krisenprovinz. Und der ist seit zwei Wochen von ihm und 200 weiteren Landsleuten besetzt: Rußlands Faustpfand für die Beteiligung an der Balkan-Friedensmission.

Wolodja hat den Auftrag, keine Fremden zum Flughafen vorzulassen. Als Unbefugte gelten nicht nur Albaner, UÇK-Leute oder lästige Journalisten. Nicht willkommen ist vor allem die unmittelbare Konkurrenz: Spähposten der Nato-Truppen.

Das Blockhaus soll der Straßensperre die nötige militärische Autorität verleihen.

Es entsteht aus Holzschwellen, die Wolodja und vier Mitkämpfer aus jenem Bahngeleis reißen, das hinter dem verwitterten Warnschild („Keine Durchfahrt für Ausländer“) zum militärischen Teil des Flughafens und zu den Hangars der jugoslawischen MiG-Jäger führte.

Unter wolkenlosem Himmel flimmert die Hitze. Trotzdem hat Dima Solotow, der aufsichtführende Unteroffizier aus der russischen Provinz Kirow, volle Gefechtsbekleidung befohlen. Er selbst lehnt träge am vierachsigen gepanzerten Mannschaftswagen und lauscht russischen Schlagern aus einem abgegriffenen Sony-Recorder.

Auf der anderen Seite der Straße budelt ein zweiter, mit Präzisionsgewehren ausgestatteter Trupp an einem Unterstand. Dabei wissen die Russen nicht einmal, ob ihr Schippen Sinn macht und sie in diesem Bereich weiter stationiert bleiben. „Aber Befehl ist Befehl“, sagt Wolodja, „gefragt wird bei uns nicht.“ Am Abend des 10. Juni erhielten er und seine Kameraden im bos-



Serben auf russischem Panzer
Schwülstige Symbolik



Kommandeur Skobin: Politisches Dilemma

nischen Camp Simin Han plötzlich den Marschbefehl. Sie machten die Schützenpanzerwagen startklar und kratzten die russischen Hoheitszeichen ab, bevor es am Morgen auf den nervig langen Marsch durch Jugoslawien ging – 500 Kilometer in 20 Stunden.

Mit reichlich viel Pathos hatte der Kommandeur die Aufgabe jenes Vorauskommandos beschrieben, das noch vor Eintreffen der Nato den Flughafen von Priština in Besitz nehmen sollte: Es gelte, im Kosovo auch für die unterlegenen Serben den Frieden zu sichern, für Leute, die plötzlich zur Minderheit in ihrer historischen Heimat wurden. Ein Auftrag ganz im Sinne jener Losung, die in Simin Han über dem Appellplatz hängt: „Dem Balkan Frieden – Rußland Ruhm“.

Die Euphorie über den Handstreich hat sich gelegt und einer quälenden Ungewißheit Platz gemacht. Niemand weiß, was jetzt auf dieser slawischen Insel mitten im britischen Sektor getan werden muß. „Es ist wie immer bei uns in Rußland“, sagt Wolodja mit einem Anflug von Kritik an der Obrigkeit. „Da machen sie irgend etwas, und dann wissen sie nicht, wie es weitergeht.“

Daß Moskaus Verteidigungsminister gegenüber den Amerikanern inzwischen einer Machttei-

lung am Flughafen von Priština zustimmen mußte und allein die Nato den Luftraum überwachen wird, diese Neuigkeit hat den Vorposten bislang nicht erreicht. Die Soldaten wissen auch nicht, daß das geplante russische Friedenskontingent längst von 10 000 auf gerade mal 3600 Mann zusammengeschmolzen ist und keinen eigenen Sektor erhält. Fünf Batalione werden in den Zonen der Amerikaner, Franzosen und Deutschen eingesetzt.

Immerhin: An der Blockhütte vor dem Flughafen haben die Russen noch das Gefühl, die Welt empfinde Achtung und Respekt vor ihnen. Regelmäßig tauchen Albaner mit klapprigen Traktoren auf, um ganz in der Nähe in einem ehemals serbischen Treibstofflager Benzin abzapfen. Sie grüßen so freundlich wie die Engländer, die alle naslang in „Humvee“-Jeeps vorbeifahren und beim Anblick der russischen Soldaten verzückt zur Kamera greifen – als seien mitten im Feld irgendwelche Außerirdischen gelandet.

Sogar Soldaten mit auffällig asiatischen Gesichtern sind am Vormittag vor Wolodjas Häuschen aufgekreuzt. „Can we pass by your check point?“ hatten sie beflissen gefragt. Die höflichen Männer waren Gurk-

has, gestählte Kämpfer aus dem Himalaja, die härteste Truppe Ihrer Majestät. Stunden zuvor hatten die Briten Richtung Priština, nur einen Kilometer vor der Blockhütte, einen eigenen Kontrollposten aufgebaut und so die Russen mit ihrem Beutestück, dem Flughafen, endgültig eingeschnürt.

Drinne im Airport geht es gemütlich zu. Kommandeur Walerij Skobin, 43, Oberst und Chef der Luftlandebrigade, hat gerade Essenfassen befohlen. Für die Offiziere wird das Mittagmahl im ehemaligen Duty-free-Shop ausgegeben: Nudelsuppe mit Kartoffeln im blauen Plastikgeschirr, geschmorter Kohl mit Fleisch, schließlich Tee und zum Dessert Konfekt – die Män-



Russen in Flughafenkantine: „Erfinder der Serben“

ner, in lokalen Scharmützeln der sowjetischen Nachwendzeit trainierte Elitesoldaten, machen es sich in den Sitzgruppen der Abflughalle bequem. Die Soldaten löfeln die Suppe weiter hinten aus blecherne Eßgeschirr.

Das Flughafengebäude ist wie die Landebahn nahezu unzerstört. Nur ein paar ausgebrannte MiG und verkohlte Hubschrauber-Skelette am Rande der Betonpiste zeugen davon, daß dieser Ort eines der wichtigen Nato-Zielobjekte in den Kriegswochen war.

Zwei Männer basteln an der Befeuerung der Landebahn: „Spezialisten“, sagt der Oberst, „ehemalige Offiziere der jugoslawischen Volksarmee.“ Er betont das Wort „ehemalige“. Natürlich wohnen die beiden Serben aus Sicherheitsgründen im russischen Stab. Jeder Schritt vom Flughafen weg könnte ihren Tod bedeuten.

Hinter dem Kontrollturm, streng abgeschirmt, sitzt Rußlands „Held von Priština“, General Wiktor Sawarsin. Die Offiziere hier nennen den 51jährigen den „Militärdiplomaten“, in Erinnerung an seine Rolle als Verbindungsmann am Brüsseler Nato-Sitz. Aber sie sagen es mit leicht ironischem Unterton. Sawarsin wäre fast in Ungnade gefallen, weil er den Kreml nicht rechtzeitig über den Beginn des westlichen Luftkriegs informierte – nach der Einnahme des Flughafens aber hat ihn Oberbefehlshaber Boris Jelzin begeistert zum Generaloberst befördert.

Skobin, der Kommandeur, hält die Lage vor Ort für „schwierig und angespannt“. Er weiß um das politische Dilemma, in das sich Moskau manövriert hat: „Einerseits hängen wir von westlichen Krediten ab, andererseits geht es auch um russische Interessen. Und der Balkan“, doziert der Oberst, „ist ein strategisch exzellenter Raum. Von hier aus kann die Nato ganz Europa kontrollieren.“

Warum nur die Nato? Skobins Worte werden von Triebwerkslärm verschluckt. Draußen donnern zwei englische Kampfhubschrauber übers Flugfeld hinweg, als wollten sie die Schwäche der russischen Position deutlich machen. „Unangemeldet“, räumt der Oberst nervös und verärgert ein, „die fragen uns erst gar nicht.“ Daß seinen Männern bereits das Wasser ausgegangen sei und die Briten ihnen zu Hilfe eilen mußten, nennt er „eine böse Ente“. Vielmehr seien die Briten von sich aus damit angekommen, „denn wir haben vom Wasser bis zur Feldbäckerei alles dabei“.

Während die Russen beim Einmarsch noch die Nato austricksten, fühlen sie sich nun selbst an der Nase herumgeführt. „Wir sollen vor allem die Serben schützen“, lacht ein nach GI-Manier kahlgeschorener Offizier vor dem Duty-free-Geschäft, „aber die sind wie die Zigeuner und Juden längst weg.“ In Wirklichkeit seien sie, die Russen, im Krisengebiet nicht sonderlich erwünscht, schwant einem anderen. Habe

der deutsche Kommandeur Fritz von Korff nicht bereits verlauten lassen, statt der vereinbarten 750 russischen Soldaten höchstens 250 in seinen Sektor zu lassen – und dann auch nur in irgendein gottverlassenes Dorf?

Der Fluglärm draußen macht Skobin unruhig. Er fürchtet, die Engländer könnten plötzlich mit einer Transportmaschine auf der Piste landen und Rußlands Coup entwerten. Seit Tagen basteln die Russen deswegen an einem neuen Überraschungsplan: Premier Sergej Stepaschin, der sich zu einer Inspektion im Kosovo angekündigt hat, soll unbedingt als erster mit seiner Maschine hier in Priština landen. Bislang galt als abgesprochen, daß zur Eröffnung des Kfor-Flughafens eine britische und eine russische Maschine gleichzeitig einschweben – schwülstige Symbolik, die die Risse zwischen Russen und Nato überdecken soll.

Außerdem ist zu Hause noch lange nicht alles im Lot. Zwar stehen in Iwanowo, Pskow und Rjasan genügend Luftlande-Bataillone für den Einsatz bereit. Aber die Gouverneure in Rußlands Föderationsrat, der dem Balkan-Einsatz seinen Segen geben muß, halten die Mission bereits für ein Verlustgeschäft. Jährlich 140 000 Dollar pro Soldaten bereitzustellen, wie es die Schweden tun, sei einfach unmöglich. Die Regierung will nur rund ein Zehntel des Betrages ausgeben.

Und wie eine verspätete Abrechnung mit der einst erdrückenden Brudermacht wirkt die Haltung der Ungarn, Rumänen und Bulgaren, die den russischen Transportflugzeugen bislang unter allerlei Vorwänden den Überflug Richtung Jugoslawien verweigerten. Nur die Ukraine habe der Luftbrücke zugestimmt, weiß einer der russischen Offiziere in Priština – und exorbitante 40 000 Dollar pro Maschine verlangt: „Das sind jene Ukrainer, die täglich heimlich für fünf Millionen Dollar Erdgas aus unseren Transitpipelines abzweigen.“

Wolodja, der Posten in dem fast fertigen Blockhaus draußen vor dem Flugplatz, ahnt nichts von alledem. Er hat andere Sorgen. Ab und an kommen Teams vom russischen Fernsehen vorbei und mahnen zu äußerster Vorsicht vor den Albanern. Die würden alle Russen für Spione halten. Es habe Durchsuchungen in den von Moskauer Journalisten angemieteten Wohnungen in Priština gegeben; aus Furcht vor Übergriffen hätten sich die meisten inzwischen auf einer Etage im Grand Hotel verschanzt.

Muslime sind halt Muslime, das wisse man ja aus Tschetschenien, meint Wolodja. Aber er sagt das nicht mehr mit der sonst üblichen russischen Herablassung so dahin, seit ein albanischer Taxifahrer im grauen Mercedes bei ihm hielt und drohend herüberschrie: „Ihr Russen seid genauso wie diese barbarischen Serben – ihr seid die Erfinder der Serben schlechthin!“

CHRISTIAN NEEF

Mutig im verrückten Krieg

Nur unter den Insassen des psychiatrischen Krankenhauses von Štimlje konnte die alte Vielvölker-Gemeinschaft Jugoslawien überleben.

Auch das hat es gegeben: Eine Serbin, die täglich an die Straße ging, um vom Zaun aus die serbischen Soldaten anzusprechen: „Warum müßt ihr unschuldige Kinder umbringen? Dieses Volk will frei sein!“ Das war mutig, mitten im Krieg. Auch wenn Svetlana Prsić Psychotikerin ist und der Zaun die Umsperrung der psychiatrischen Anstalt von Štimlje, im Kosovo.

„Warum ich es tat? Die albanischen Kinder schliefen im Schnee und die serbischen am Ofen“, wird übersetzt, was Svetlana sagt. Eine junge zahnlose Frau, die Gedichte schreibt. Sie sagt, die vorbeiziehenden Soldaten hätten sie nicht ernst genommen: „Sie haben reagiert wie die Götter. Haben vergessen, daß wir immer zusammengelebt haben.“

„Svetlana sagt, was sie denkt“, meint der neue Anstaltsleiter, Sadik Musliu, der im alten Jugoslawien den Beruf des „Defektologen“ studiert hat. „Das war nicht selbstverständlich während der Offensive der Serben.“

Aber was versteht sich schon von selbst in einem Land, wo Männer an den Hoden aufgeknapft worden sind, weil sie den falschen Nachnamen trugen? Wo heute die Hunde eingehen, weil sie die letzten Wochen von Kadavern gelebt haben, und nicht nur von tierischen?

Der einzige offizielle Aufenthaltsort für psychisch Kranke ist diese Anstalt am Ortszugang von Štimlje, 26 Kilometer südwestlich von Priština. An einer Straße, die von der Kfor den Codenamen „Duck“ bekommen hat, verbergen sich einige mit geklebten Wollblumen verzierte Gebäude, in denen es nach Putzmittel riecht und nach Urin. Geschorene Alte schlurften die Wände entlang, manche kauern stieren Blicks in einer Ecke, in Lumpen und mit Rasierseife verklebt. Irgendwoher hört man ein spitzes Bellen.

Diesen Menschen, den 303 Alkoholikern, Schizophrenen, Verlassenen, Alten, Depressiven, Hinkenden und Wütenden ist es überlassen geblieben, die jugoslawische Idee weiterzuleben – sie haben auch keine Wahl: „Wir haben Zigeuner, Serben, 90 Albaner, Montenegriener, einen Kroa-



FOTOS: M. MATZEL / DAS FOTOGRAFIE

Psychiatriepatienten: Das einzige Spielzeug ist ein defekter Fernseher

ten und einige Mazedonier“, sagt der Defektologe. Seine Kranken sprächen eine „internationale Sprache“ und vertrügen sich – „obwohl es vorkommt, daß manchmal einer ‚Serbien, Serbien!‘ schreit“. Besonders während des Kriegs, als die Pfleger mobilisiert waren und mit Gewehr und Uniform in die Anstalt kamen: „Die serbischen Patienten haben sich stärker gefühlt. Die anderen hatten Angst. Wir auch.“

Sadik Musliu flüchtete in die Berge und kam erst mit der Kfor zurück. Er fand das Kliniktor weit offen. Das serbische Personal war, bis auf zwei alte Putzfrauen, davongelaufen. Die Direktorin, Frau Vesna Stamenković, hatte alle Telefone und Fernseher in den Klinikbus gepackt und war verschwunden. Vorher hatte sie das Tor aufgesperrt und den Patienten gesagt, daß sie jetzt „niemand mehr vor den Terroristen schützen“ könnte.

Dreizehn Kranke flohen, die anderen blieben. Aus Angst oder weil sie zu entkräftet waren, um durchs Tor zu gehen. In den Kriegsmonaten hatte es kaum zu essen gegeben.

Zu essen gibt es auch nach der Befreiung des Kosovo nicht viel. Das „International Medical Corps“ brachte eine Kiste Medikamente, klebte ihre blauen Aufkleber an das Tor und sei bisher nicht wieder aufgetaucht, sagt Musliu.

Er arbeitet mit seinen 22 verbliebenen Pflegern ohne Gehalt. Früher waren sie 87 Mitarbeiter. Vermutlich ist es ihm peinlich, den Kindertrakt zu

zeigen. 16 Quadratmeter, wo neun Kinder ihre dünnen Oberkörper hin- und herpendeln, mit keinem anderen Spielzeug als einem defekten Fernseher.

Die Patienten sagen, sie hätten vom Krieg draußen nur eine Nato-Bombe mitbekommen, drüben im Wald. Krieg war, als es nichts mehr zu essen und zu rauchen gab und die albanischen Pfleger plötzlich verschwunden waren. „Hier leben alle zusammen“, sagt ein runder Mann, der seinen Pyjama trägt wie einen Anzug.

Die meisten wollen nur raus, zu ihren Familien oder dorthin, wo es mehr zu essen gibt als trocken Brot und mittags ein Ei. „Serbien“ sei so ein Ort, sagt Jakob Rukelj, der Kroat, mit müder Stimme.

„Die Nato schützt uns. Das steht in den Papieren“, sagt ein Roma-Junge mit Zigarette im Mund und Tito-Stickern an der Militärmütze. Er zeigt die abgeworfenen Nato-Flug-

blätter, die in der Klinik getauscht werden wie Fußballbildchen. Hinter ihm wird gerade nach einem langen Frierenden mit einem Stock geschlagen, weil er einen Stapel Musikkassetten an sich drückt.

Durch das serbische Fernsehen ist auch ein wenig von dem in die Anstalt gekommen, was draußen als normal gilt. Jakob, der Kroat, sagt plötzlich, daß die Patienten nach Ethnien getrennte Zimmer haben wollten. Warum? „Weil wir uns hassen, weil wir uns hassen.“

Aber der traurige Mann in der Lederjacke, Dejan Selimović, ein Roma, der hier nur aufbewahrt wird, weil ihn draußen keiner haben will, sagt: „Albaner oder Serben, das ist mir scheißegal. Ich will nur nicht mehr mit Verrückten zusammenleben.“

ALEXANDER SMOLTCHYK



Psychiatrie von Štimlje: „Die Nato schützt uns“

„Wir beginnen bei Null“

Die Bundeswehr versucht, in ihrem Sektor Verwaltung und Infrastruktur aufzubauen. Deutsche Polizisten sollen nun helfen.

Der serbische Leichenwagenfahrer von Prizren hatte kurz nach dem Einmarsch der Nato-Truppen seinen letzten Auftrag: Er holte die Leiche des ermordeten deutschen Fotografen Volker Krämer ab. Danach verschwand der Mann spurlos, mitsamt seinem Wagen.

So wie er haben fast alle alten Funktionsträger die Stadt verlassen, von der aus jetzt die Bundeswehr den deutschen Sektor im Kosovo kontrolliert. Die Serben, die sich alle Führungspositionen in der Stadtverwaltung unter den Nagel gerissen hatten, flohen mit den Militärs und Polizisten. Jetzt bemühen sich Bundeswehr, selbsternannte Machthaber und albanische Angestellte, eilends so etwas wie eine Verwaltung aus dem Boden zu stampfen und lebenswichtige Infrastruktur aufzubauen.

„Kein Amtsleiter war nach unserem Einmarsch mehr zum Dienst erschienen, selbst im Gefängnis war nur noch der Hausmeister“, klagt Oberstleutnant Helmut Enke, 54, der die Zusammenarbeit der Militärs mit der Stadt organisiert. „Wir haben erst einmal Vertreter aller Behörden und wichtigen Betriebe zum Runden Tisch eingeladen und eine Bestandsaufnahme gemacht.“

Die ersten Erfolge: Die Stromversorgung ist vorerst gesichert, das Wasserwerk kann 650 Liter pro Sekunde liefern, und seit vergangener Woche wird auch der Müll wieder abgefahren. Im Krankenhaus ist jetzt zumindest klar, daß jeder Kranke behandelt wird, sei er ein Albaner oder ein Serbe. Das war die Bedingung der Bundeswehr, die 1,7 Tonnen Medikamente und Sanitätsmaterial lieferte.

Die deutschen Soldaten, die sich bislang höchstens mit Personalplanung und ihrem



Bundeswehrgeneral von Korff (M.)

„In weiten Teilen rechtloser Raum“

eigenen Nachschub beschäftigt haben, müssen nun allzuoft zwischen verfeindeten Volksgruppen manövrieren. So wollte der Tankwart in dem Bergort Dragaš, der über 3500 Liter Benzin wachte, nicht an Serben und vermeintliche Kollaborateure verkaufen. Erst als ein deutscher Panzerkommandant die Maschinenkanone seines „Marders“ auf die Zapfsäule richtete, bekam jeder Kunde 15 Liter Treibstoff. Jetzt weigert sich nur noch der Postbeamte des Ortes, seine Filiale zu eröffnen. Viele Albaner hatten dort ihre Sparbücher, und die sind, so der bisherige Stand, nun wertlos. Der Postler fürchtet Lynchjustiz.

Banken und Poststellen sind auch in Prizren noch geschlossen. Wo das Geld geblieben ist, ist unklar. Dafür funktioniert das innerstädtische Telefonnetz schon wieder, die Zeitung „Koha ditore“ erschien letzte Woche mit einer Gratisausgabe, ein Radiosender ging ebenfalls in Betrieb.

Dennoch hat die Realität die schlimmsten Erwartungen der Bundeswehr übertrifft. „Es gibt“, so ein Stabsoffizier, „so

gut wie überhaupt keine staatlichen Strukturen mehr.“ Der Runde Tisch bei der Kfor ist bislang die einzige Koordinierungsstelle – die Offiziere des Kommandeurs der deutschen Einsatzbrigade, General Fritz von Korff, versuchen dort, die drängendsten Probleme zu lösen.

Mißtrauisch beäugt von den Deutschen, bemüht sich auch die selbsternannte Albaner-Regierung unter dem UÇK-Führer Hashim Thaçi, die Situation unter ihre Kontrolle zu bekommen. „Wir beginnen bei Null“, sagt Kadri Kryeziu, 40, der von Thaçi als Präfekt für die Stadt Prizren und das Umland eingesetzt wurde. „Viele Albaner, die vor zehn Jahren von den serbischen Besatzern vertrieben wurden, kehren jetzt zurück und fangen in ihren alten Positionen wieder an.“

Eines der Hauptprobleme ist das Fehlen von Polizei und Justiz. Es gebe, so General Korff, „in weiten Teilen einen rechtlosen Raum“. Mord und Vergewaltigungen, Raubüberfälle und Plünderungen sind an der Tagesordnung.

Nach einem Kabinettsbeschluss von vergangener Woche sollen nun 200 deutsche Polizisten ins Kosovo geschickt werden, für die Innenminister-Konferenz am Montag dieser Woche hat die Bundesregierung ein Aufbaukonzept vorgelegt. Danach soll der erste Trupp „so bald wie möglich“ los, 100 weitere Beamten sollen folgen – zwei Drittel davon sollen die Länder schicken, ein Drittel der Bund. Auch dem Internationalen Strafgerichtshof sollen deutsche Fahnder bei der Jagd auf Kriegsverbrecher helfen. Identifizierungsspezialisten des Bundeskriminalamtes könnten eingesetzt werden, dazu „gemeinsame Ermittlungsteams aus Bund und Ländern“.

Derweil spielen Thaçi-Getreue auf eigene Faust Polizei. Täglich machen UÇK-Soldaten Gefangene, die sie als Plünderer oder Söldner der Serben bezeichnen. „Ohne uns“, so Kryeziu, „wird Kfor die Kriminalität nie in den Griff bekommen. Wir kennen die Menschen und ihre Mentalität, die Deutschen kennen sie nicht.“

Mittlerweile hat die Bundeswehr im Gefängnis von Prizren knapp 100 Verdächtige eingesperrt – doch was nun? Sichtlich erleichtert verkündete General Korff Ende vergangener Woche die Ankunft von Oberst Gert Both, 59, einem Juristen.

Noch während der Offizier zum erstenmal die Häftlingsakten durchblättert, stellte sich ihm der ebenfalls von Thaçi eingesetzte Gerichtspräsident Et-hem Rogova vor, der 1991 von Serben aus seinem Richteramt gejagt wurde. Jetzt denkt Both darüber nach, auf welcher Grundlage Rogova Urteile fällen soll – wahrscheinlich werden sie zu Gesetzen aus der Tito-Zeit greifen. Der Vorteil laut Both: Richter und Bevölkerung wären mit diesen Gesetzen vertraut; sie entstanden lange vor der Milošević-Ära.

ANDREAS ULRICH

Zerstörter serbischer Panzer (bei Drenica): Plünderungen sind an der Tagesordnung





Vernichtung von Dioxin-Hühnern, Bauernprotest in Brüssel: Die Krebsgiftspur zieht sich durch ganz Europa

BELGIEN

„Nur wer schweigt, der bleibt“

Die Affäre um die Dioxin-Hühner hat es noch einmal deutlich gemacht: Der korrupte belgische Staat muß sich an Haupt und Gliedern erneuern.

Die Frau mit den verbundenen Augen krümmt sich vor Schmerz. Ein funkelnder Dolch steckt in ihrem Rücken. Ein finsterner Maskenmann hat aus dem Dunkel heraus zugestoßen. Daneben auf dem Boden liegt in einer Blutlache die Waage der Justitia.

Für Sonderschullehrer Paul Marchal, der im flämischen Provinzstädtchen Hasselt ein Hilfszentrum für mißbrauchte Kinder eingerichtet hat, ist das schaurige Ölbild in seinem Büro das Gleichnis für den geschundenen belgischen Rechtsstaat. Wie ihn dieses Land manchmal anwidert.

Als „Essigpisser“ hat der Polizeikommissar in Brügge Paul Marchal beschimpft,

weil der ihn mit Fragen nach seiner verschwundenen Tochter nervte. Ein Jahr später gruben Spürtruppen auf einem Grundstück des Kinderschänders Marc Dutroux in Jumet die Reste der Leichen von An Marchal und ihrer Freundin Eefje aus.

Marchal hat eine Partei gegründet, deren Ziel es ist, ein besseres Belgien zu schaffen. Er sagt: „Hier ist überall parteipolitische Protektion im Spiel, bis ins kleinste Amt. Viel zu viele lassen sich da mitschleppen. Ihre Devise: Nur wer schweigt, der bleibt.“ Das Wahlvolk scheint seine Botschaft aber nicht verstanden zu haben. Die „Partei für eine neue Politik“ kam bei den Wahlen Mitte Juni nicht einmal auf ein Prozent.

Der Prozeß gegen Dutroux ist aufs Jahr 2001 verschoben, angeblich weil Beweise fehlen. Inzwischen sind mehrere Zeugen ermordet worden oder auf merkwürdige Weise umgekommen. Belgische Politiker sind bemüht, das große Vergessen über den Fall zu breiten, weil offenbar auch politische Prominenz darin verstrickt ist.

Und nun der Dioxin-Hühner-Skandal: Belgische Waren werden an den Grenzen zurückgewiesen, Lebensmittel für viele Millionen Mark müssen vernichtet werden. Die Spur des Krebsgiftes in Hühnern und Eiern zieht sich durch ganz Europa. Am Mittwoch mußte die Regierung in Brüssel einräumen, daß verdächtigtes Futtermittel-

fett von belgischen Dioxin-Panschern auch nach Spanien geliefert worden war. Nur ein Bruchteil davon ist bisher aufgespürt. Die Brüsseler Tageszeitung „De Morgen“ will erfahren haben, daß einzelne Lieferungen auch nach Deutschland, Frankreich und Luxemburg gingen.

Die Fahnder finden immer neue, schwarze Kladden. Vergangene Woche tauschten die Behörden den einen Hauptverdächtigen gegen den anderen aus. Sie ließen die Fettschmelzer Lucien und Jan Verkest aus dem flämischen Deinze frei und verhafteten Jean Thill von der Firma Fogra aus dem wallonischen Bertrix. Ausgerechnet Bertrix: Kinderfänger Dutroux hatte dort sein letztes Opfer entführt.

Fettmischer Fogra, der Abfallfette aufbereitet und seine Mixturen an Verkest lieferte, hatte über die Jahre gebrauchte Frittieröle aus belgischen und nordfranzösischen Container-Parks aufgekauft. In seine Schmelzkessel kippte er auch kontaminierte Plastikkrügel.

Belgien, das schmutzige Land: unaufgeklärte Morde, Attentate auf Polizisten und Journalisten und nach 15 Jahren noch immer keine Spur der „Mörder von Brabant“, die in den achtziger Jahren bei Überfällen auf Tankstellen und Supermärkte 28 Menschen erschossen. Immer und überall das gleiche Elend: Akten verschwanden, wichtige Aussagen blieben ungehört, Zeugen wurden umgebracht.

Der jüngste Lebensmittelskandal paßt gut ins belgische Schmutzgebilde. Monatelang wurden Meldungen über das Gift in der Nahrung verschwiegen. Minister mußten zurücktreten, weil sie von der Verseuchung gewußt, aber die Öffentlichkeit darüber im dunkeln gelassen hatten.

Die Belgier haben ihrem Staat noch nie getraut. Viele verachten ihn, weil er im Zweifel immer die Partei der Mächtigen ergreift. Sinnfälligster Ausdruck für den kleinbürgerlichen Anarchismus des Volkes ist das Manneken-Pis in der Brüsseler Altstadt, das lustvoll und frivol auf die belgischen Verhältnisse zu urinieren scheint.

Der Schriftsteller Jef Geeraerts, der die korrupte Politikerkaste porträtiert hat, beschreibt die Seelen- und Gemütslage seiner Landsleute so: „Das Gedächtnis des belgischen Volkes funktioniert schlecht. Der Belgier ist ein Pragmatiker, der nicht weiter als sieben Tage im voraus denkt. Was hinter seinem Gemüsegarten passiert, das interessiert ihn nur in den Momenten nationaler Rührung. Die strukturellen Aspekte des Elends beschäftigen nur einige Zurückgebliebenen – wie mich.“

Gemeinsinn ist für die Belgier ein Fremdwort. Nur, wie hätten sie auch jemals das fürs Funktionieren ihres Staatswesens erforderliche Gefühl des Zusammenhalts entwickeln sollen? In jahrhundertelanger Fremdherrschaft hat sich ihre kollektive Verhaltensmaxime erhärtet. Sie lautet kurz und bündig: s'arranger.

Der Lebensmittelskandal paßt ins Schmutzgebilde



Ermordeter Sozialistenchef Cools (1991)
„Das Gedächtnis des belgischen Volkes funktioniert schlecht“



Ex-Nato-Generalsekretär Claes (1995)
Drei Jahre Gefängnis auf Bewährung wegen Bestechlichkeit



Demonstration gegen Dutroux (1996)
Akten verschwinden, Aussagen bleiben ungehört, Zeugen werden ermordet

Belgien blieb in seiner ganzen Geschichte stets ein Flickwerk aus zwei Ethnien, den französisch sprechenden Wallonen im Süden und den niederländisch sprechenden Flamen. Über ein Jahrhundert lang war die Grenze dieser Kulturen auch eine Grenze der Klassen. Die Stahl- und Kohlebarone Walloniens machten Kasse, die flämischen Bauernjungen aus dem Norden machten die Arbeit.

Belgiens Nachkriegspolitikern versuchten das Land zu stabilisieren, indem sie so proporzgerecht wie möglich Pfründen und Staatsämter an beide Bevölkerungsgruppen verteilten. Das zweigleisige Amigo-System, von dem die Sozialisten im Süden und die katholischen Christdemokraten im Norden gleichermaßen profitierten, blähte den Behördenapparat immer stärker auf. Jeder fünfte Beschäftigte in Belgien arbeitet heute im Öffentlichen Dienst, und jeder von ihnen ist in sein spezielles Beziehungsgeflecht eingebunden.

Nichts läuft ohne den „bras long“, den langen Arm. Wer eine Autozulassung oder eine polizeiliche Aufenthaltsgenehmigung beantragt, muß wochenlang warten. Wer dagegen das richtige Parteibuch oder Kontakte nach oben hat, wird prompt bedient.

Nato-Generalsekretär Willy Claes aus Brüssel mußte sein Mandat niederlegen, weil er als sozialistischer Wirtschaftsminister Überweisungen in Millionenhöhe auf das Konto seiner Partei nicht erklären konnte. Er wurde im Dezember letzten Jahres wegen Bestechlichkeit zu drei Jahren Haft auf Bewährung verurteilt. Die Affäre Claes ist eine der wenigen, die aufgeklärt wurden.

Die Arbeit parlamentarischer Untersuchungsausschüsse – von denen es in den letzten 20 Jahren 14 gab – vollzieht sich gleichfalls nach Maßgabe der politischen Farbenlehre. Als in dem Bericht über die Justizschlampereien im Fall Dutroux ein hoher Beamter der Reichspolizei kritisiert werden sollte, legten sich die Christdemokraten quer. Die Hintermänner der Killer, die den ehemaligen Vizepremier und Sozialistenchef Walloniens, André Cools, 1991 vor dem Haus seiner Geliebten in Lüttich erschossen, waren enge Mitarbeiter eines gleichfalls sozialistischen Ministers.

Cools, der starke Mann der Sozialisten, war selbst tief in das korrupte System verstrickt. Wann immer ein Unternehmen sich um einen Staatsauftrag bewarb, mußte es erst einmal der Sozialistischen Partei ein ordentliches Bakschisch zahlen – die „taxe révolutionnaire“, wie er das nannte.

Die verloderten Sitten prägten auch den Umgang in der Europa-Kapitale Brüssel. Einmal im Jahr gehen Polizisten und Feuerwehrleute durch die besseren Viertel der Stadt und verlangen einen kleinen Obolus. Dafür kleben sie Plaketten gut sichtbar an die Garagentore. Es heißt, in Häuser mit Plakette würde seltener eingebrochen.

Sylvia Schreiber

TÜRKEI

Historische Chance

Ein toleranter Richter brachte die Öcalan-Gegner zur Besinnung. Nun liegt das Schicksal des PKK-Chefs beim Parlament.

Der Verteidiger kramte ein Detail nach dem anderen aus der 4000jährigen Geschichte des kurdischen Volkes hervor. Die Richter gähnten, der Angeklagte döste in seinem kugelsicheren Glaskäfig vor sich hin. „Du Esel, du Sohn eines Esels“, zischte plötzlich und kaum hörbar ein Vertreter der Nebenklage über die Barriere zu Öcalans Anwalt hinüber.

„Euer Ehren“, unterbrach der Verteidiger sein Plädoyer, „die Gegenseite hört nicht auf, uns zu beleidigen. Bitte unternehmen Sie etwas.“ Turgut Okyay, Vorsitzender Richter des Zweiten Staatssicherheitsgerichts von Ankara, schwollen die Adern, und wieder traf es die Kläger. „Mir reicht es“, fuhr er die Anwälte der Hinterbliebenen aus 15 Jahren Kurdenkrieg an. „Wir sind hier in einem Gerichtssaal und nicht im Kaffeehaus. Nehmen Sie das endlich zur Kenntnis.“

Richter Okyay hat das Zeug, als Revolutionär in die Geschichte der modernen Türkei einzugehen – falls Generalstab und Parlament in Ankara es denn wagen sollten, seinem Beispiel zu folgen. Mit einer Verhandlungsführung, die neben den „Märtyrer“-Witwen und den Invaliden der türkischen Armee zum erstenmal auch PKK-Chef Öcalan und sein Advokatenteam zu Wort kommen ließ, schuf Okyay eine Atmosphäre, in der sogar wieder ungestraft räsoniert werden durfte über ein friedliches Zusammenleben von Türken und Kurden.

„Kein Zweifel“, so der vom Straßburger Europarat entsandte Prozeß-Beobachter András Barsoni, „wir haben ein faires Verfahren gesehen.“ Das ungewohnte Lob hat Eindruck gemacht und Nachdenklichkeit verbreitet in der Türkei – vor allem weil es aus dem Westen kam.

Erst zögerlich, doch inzwischen unüberhörbar schwenkten die Kolumnisten in Istanbul auf den neuen Kurs ein. „Jetzt gilt

es“, schrieb die noch vor Wochen gegen Öcalan wetternde Zeitung „Sabah“, „jetzt brauchen wir einen Staatsmann mit Courage. Laßt uns den Terror beenden. Auch die Kurden sind unsere Kinder.“

Eine „historische Chance“ witterte die in Kurdenfragen sonst unerbittliche „Hürriyet“. „Sollen wir uns für die Vergangenheit rächen oder lieber an das Leben der noch ungeborenen Generationen denken?“ Und „Milliyet“, die dritte große Tageszeitung des Landes, gab indirekt zu, woher die Skrupel kommen: „Wenn es ein Todesurteil gibt, aber danach keine Hinrichtung, dann müssen wir das nur dem türkischen Volk erklären. Doch wenn Öcalan tatsächlich gehenkt wird, dann müssen wir's der ganzen Welt erklären.“

Die Türkei, die seit Öcalans Festnahme im Februar voller Genugtuung und Häme Richtung Europa blickte, scheint vor einer epochalen Einsicht zu stehen: Mit einer Hinrichtung Öcalans würde sich nicht nur im eigenen Land die Spirale der Gewalt weiterdrehen – Ankara könnte sich auch

nerstag. Außerdem müsse das Parlament einer Hinrichtung ausdrücklich zustimmen.

Ministerpräsident Bülent Ecevit hat sich wiederholt gegen die Todesstrafe ausgesprochen. Seine beiden Koalitionspartner bekräftigten zwar noch vor kurzem, sie wollten für Öcalans Hinrichtung stimmen. Doch die Beruhigung der nationalistischen Wählerschaft ist längst nur mehr ein Gesichtspunkt unter anderen.

So sind die Buchungszahlen an der türkischen Südküste 1999 drastisch eingebrochen; Wirtschaftsverbände und Reiseveranstalter wie der Hamburger Vural Öger sagen eine Apokalypse des türkischen Fremdenverkehrs voraus, sollte die Kurdenfront nicht endlich beruhigt werden.

Im November wird Istanbul außerdem Schauplatz eines Gipfeltreffens der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) sein. Ecevit, so ein deutscher Diplomat, möchte, daß neben anderen Staats- und Regierungschefs auch der amerikanische Präsident Bill Clinton nach Istanbul kommt – „also wird er alles tun,

um eine Hinrichtung Öcalans zu umgehen“.

Dem 74jährigen Premier steht eine Menge Überzeugungsarbeit bevor – denn mit der Urteilsverkündung am Dienstag wird der Schwarze Peter vom Sondergericht auf der Insel Imrali wohl ans Parlament weitergereicht. Richter Turgut Okyay dürfte um ein Todesurteil kaum herumkommen, auch wenn Öcalans Anwälte letzte Woche überraschend nicht auf Freispruch, sondern auf eine Verurteilung nach Paragraph 168 des Strafgesetzbuches plädierten – Bildung einer bewaffneten Bande, zu ahnden mit mindestens 15 Jahren Haft.

Öcalan selbst hat dem Richter keine Wahl gelassen: Er trage die politische Ver-

antwortung für alle Taten der PKK, hatte er in seiner Verteidigungsrede noch einmal bekräftigt.

„Psychologisch hätte ein Todesurteil auf dem Papier vielleicht sogar einen Sinn“, so ein westlicher Diplomat, der die letzten Verhandlungstage auf Imrali verfolgt hat. „Es könnte nach 15 Jahren Krieg und mehr als 30 000 Toten eine Katharsis in Gang bringen, auf die 80 Prozent der Türken offenbar angewiesen sind.“

Danach stehe es den Abgeordneten schließlich frei, Öcalan den Galgen zu ersparen und damit einen jahrzehntealten Konflikt zu entschärfen. 33 Todesurteile sind seit 1984 verkündet worden, doch keines davon wurde vollstreckt. Das Parlament hat sie einfach nicht auf die Tagesordnung gesetzt.

BERNHARD ZAND



Angeklagter Öcalan: „Laßt uns den Terror beenden“

endgültig von seinen europäischen Ambitionen verabschieden.

Zu Beginn der letzten Verhandlungswoche kam schließlich das erste politische Signal des Entgegenkommens: Nach jahrelangem Palaver und vergeblichen Protesten des Straßburger Gerichtshofes für Menschenrechte verbannte das Parlament den umstrittenen Militär Richter aus den Staatssicherheitsgerichten.

Die Gemäßigten in Ankara haben inzwischen erkannt, daß sie auf Europa angewiesen sind. Mit einem erstinstanzlichen Todesurteil, so Staatspräsident Süleyman Demirel, sei das Verfahren gegen Öcalan noch nicht zu Ende: „Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte kann die Ausführung des Urteils stoppen“, erklärte er überraschend am vergangenen Don-

KASCHMIR

„Zwei Glatzköpfe streiten um den Kamm“

Der Gebirgskrieg im Himalaja treibt Pakistan und Indien in eine Eskalation, die mit dem Einsatz von Atomwaffen ganz Südasien in den Abgrund reißen könnte.



Pakistaner, abgeschossener Feind-Jet: „Wir sind unbezwingbar“

Erd-Bunkern nicht geschehen. Stolz zeigen sie die deutschen Maschinengewehre, die sie auf dem Laufkranz demonstrativ mit nur einem Finger bewegen.

Doch nicht nur wegen der Schlangen lohnt es sich, genau vor die Füße zu blicken. Es liegen Blindgänger herum, Mörsergranaten und schwerere Geschosse. Die stammen von schwedischen Bofors-Kanonen, den Paradebeschützen der In-

ridoren der Macht in Islamabad und Neu-Delhi tobt obendrein ein Krieg der Worte, den Pakistans Premier Nawaz Sharif eröffnet hat – kurz vor dem ersten Jahrestag der pakistanischen Atomversuche in der Wüste von Belutschistan.

„Ich wollte Allah gefallen und nicht der Welt“, tönte Sharif vor den aufgeputzten Zuhörern, „Pakistan ist nun unbezwingbar.“

An der Straße vom Flughafen ins Zentrum der Hauptstadt zeigt eine riesige Gipsnachbildung des Bergmassivs, in dem die Atombomben getestet wurden. Es überrascht deshalb auch nicht, daß nach den jüngsten Artillerieduellen die „ultimative Option“ beschworen wird – die Verwendung der Muslim-Bombe hier und der Einsatz der Hindu-Bombe da.

Beide Seiten spielen militärisch immer stärker mit den Muskeln. Indien ließ vergangene Woche 35 000 Soldaten am Stacheldraht aufmarschieren, der die fruchtbaren Ebenen des Pandschab trennt, und Nawaz Sharif flog am Nanga Parbat (Höhe: 8125 Meter) vorbei, um Fronttruppen in der Flußsandwüste des oberen Industals zu ermuntern.

Hier hat der Schriftsteller James Hilton („Der verlorene Horizont“) das sagenhafte Shangri La vermutet, eine Welt des Müßiggangs und des langen Lebens. Betörend und dramatisch ist sie auch in Wirklichkeit: Weiß sind die Pappeln, und weiß blühen die Aprikosenbäume; weiß ist der Horizont der Gletscherberge und stahlblau der Himmel. Nachts strahlen hier die Sterne so hell wie Beleuchtungskörper.

Allahu akbar“, ruft der Prediger vom Minarett seiner Moschee, „Allah ist groß.“ Lautsprecher verstärken die klagende Tonlage des Geistlichen, die das Rauschen des Windes in den Fichtenwäldern überlagert.

Allerdings hören auch die indischen Soldaten, die einen Berghang auf der anderen Seite des Tals im kaschmirischen Himalaja besetzt halten, diesen Ruf. Sie antworten mit einer Luftabwehrkanone, Kaliber zwei Zentimeter, die hier als Erdkampfwaffe verwandt wird. Die Geschößgarben mähen durch das mannshohe Gras vor dem Dorf Chakothei am Jhelum-Fluß, dem einst Alexander der Große gefolgt war, als er – vergebens – versuchte, das rätselvolle Indien zu erobern.

Der Jhelum hat sich hier tief ins Tal eingegraben, die Blechdächer der Häuser blinken wie Scheinwerfer im Licht der grellen Sommersonne. Die Inder schießen jetzt auch Einzelfeuer mit einem Drei-Zentimeter-Flakgeschütz; dumpf und einschüchternd hallt der Feuerlärm von den Bergflanken zurück.

„Sie zielen auf die Leute, denen die Hühner gehören“, sagt Faiz Khamran, ein schneidiger Hauptmann der pakistanischen Armee, „denn unsere Soldaten verlassen tagsüber die Stellungen nicht.“ Die Positionen der Pakistaner sind am Gegenhang untereinander mit Laufgräben verbunden. Die Sandsäcke am Rand enthalten Lehm, Tarnnetze sind zur Sicherheit auch noch mit Büschen bedeckt.

Eigentlich könnte den Verteidigern von Chakothei, dem letzten Grenzdorf an der alten Straße zum indischen Srinagar, in den

der. Sie stehen hinter einer Bergkette, auf der es nur Wildwuchs gibt.

In dieser unwirtlichen Gegend windet sich eine Grenze über umstrittenes Gebiet: die Line of Control (LOC), die im Grunde eine Waffenstillstandslinie sein soll.

Sie trennt zwei verfeindete Länder, die drei Kriege gegeneinander führten, heute Atomwaffen besitzen und zur fanatischen Selbstzerstörung fähig sind – und die im schlimmsten Fall den Rest der Region mit in den Abgrund reißen könnten.

Symbolisch zeigt sich das nur 60 Kilometer weiter westlich, wo der Jhelum mit dem granitfarbenen Kishanganga zusammenfließt. Dort, am Rand der mausarmen Stadt Muzaffarabad, steht dräuend eine zwölf Meter lange Attrappe der pakistanischen Atomrakete „Ghauri“. Wo beim Original der Sprengkopf sitzt, flattern zwei grüne Flaggen mit dem weißen Halbmond Pakistans. Das Modell wurde aus dem fernen Karatschi in den Himalaja gerollt. Es gehört der größten islamistischen Oppositionspartei und zeigt in Richtung Srinagar, wo sich das Hauptquartier der indischen Kaschmir-Armee befindet, eine Streitmacht von rund 600 000 Mann.

Seit knapp zwei Monaten ist die Waffenstillstandslinie der LOC wieder einmal heftig umkämpft. Auf den Kor-





Indische Artilleriestellung bei Dras: Die Mudschahidin kamen mit Schneemobilen

Doch im Land Utopia herrscht Krieg. Am Ufer des Shyok-Flusses und auf dem Hochplateau von Deosai südlich der Provinzstadt Skardu schießt pakistanische Artillerie über das Zackenspektakel der Gipfel hinweg. Der Wind läßt hier Staubsäulen tanzen, die sich mit dem Geschützqualm mischen, während die Granaten auf der anderen Seite des Gebirges landen: in Kargil und Dras, verlorenen Außenposten der Inder am Highway 1-A. Die Höhenstraße ist eine Art Nabelschnur, die Srinagar mit dem Norden des indischen Teils von Kaschmir verbindet. Sie führt weiter nach Leh in Ladakh, dem Land der buddhistischen Klöster und Gebetsfahnen.

Über die Straße wird aber auch der Siachen-Gletscher versorgt, den indische Truppen 1984 handstreichartig besetzten und den Pakistan für sich reklamierte. Der Siachen bildet mit 76 Kilometern das längste Eisfeld der Erde und muß von Leh aus mühsam mit Artilleriemunition und anderem Kriegsmaterial versorgt werden.

Für all das soll Indien nun büßen. „Was wollen die dort“, fragt Rashid Qureshi, ein Fallschirmjägergeneral und Sprecher der pakistanischen Streitkräfte. „Sie wollen uns vom Siachen aus Achttausender wie den K-2 wegnehmen, um mit dem Tourismus Geld zu machen. Oder sie wollen den Karakorum-Highway unterbrechen, unsere Straßenverbindung nach China.“

Die Lehmhütten von Dras sind inzwischen fast völlig zerstört. Vergebens haben die indischen Soldaten zu Shiva, dem Gott der Zerstörung, gebetet und Räucherkerzen neben den Bofors-Kanonen abgebrannt. Konvois von Militärfahrzeugen

stauen sich auf der Straße, die bei Dras nur einspurig befahrbar ist.

Sie bieten jenen Kämpfern ein leichtes Ziel, die seit April die Höhen zwischen dem zerstörten Dorf und Kargil besetzt halten, dem indischen Militärstandort auf dem Weg nach Leh. Sie hatten mit Schneemobilen die Hochebene von Deosai und dann die Line of Control überquert, um Bunker zu besetzen, die von den Indern vor Einbruch des letzten Winters verlassen wurden – ihnen war es zu jener Zeit in Höhen um 5000 Meter zu kalt geworden.

Nicht so aber den Mudschahidin, den strenggläubigen Infiltranten, die mit Mörsern auf die Straße hinabfeuern und indische Stoßtrupps mit MG-Feuer beharken. Im Nahkampf rollen sie Steine von den Stellungen auf Gipfeln und Graten, während die indische Seite Kletterer mit Flammenwerfern und Jagdbomber einsetzt.

Delhi behauptet, zwei neuralgische Gipfel hoch über Dras von den Mudschahidin zurückerobert zu haben, den Tololing (4590 Meter) und die Nachbarspitze Point 5140. Den schneebedeckten Tololing haben 25 Bofors-Kanonen vor der Erstürmung fast zehn Stunden beschossen. Der Point 5140 wurde nachts im Nahkampf bezwungen.

Merkwürdig: Im Gipfelbunker des Tololing entdeckten indische Soldaten Leichen von vier weiblichen Mudschahidin in einem „Gewühl von Toten“. Der vordem indische Bunker umfaßte drei Stockwerke und Munitions- und Proviantvorräte, die für ein Jahr gereicht hätten.

Pakistan streitet kategorisch ab, den sogenannten Freiheitskämpfern zu helfen oder selbst die Line of Control verletzt zu

haben, eine Art Unikum, das im Völkerrecht nicht vorkommt. „Zwei Glatzköpfige streiten sich dort um einen Kamm“, meint in Islamabad ein Diplomat über den Gebirgskrieg.

Auch amerikanische Versuche, zwischen Islamabad und Delhi zu vermitteln – Unterhändler pendelten Ende voriger Woche zwischen den verfeindeten Lagern hin und her –, dürften kaum etwas bringen. Denn die Mudschahidin-Front Lashkar-e-Taiba („Legion der Frommen“) wohnt ihre Kämpfer im Heiligen Krieg und warnt die Regierung in Islamabad vor einer „Todesfalle der USA“.

Angeblieh war Premier Sharif von den mächtigen Militärs im Armeehauptquartier von Rawalpindi überlistet worden. Die hätten den Aufmarsch der Mudschahidin gefördert, um den Versuch einer Aussöhnung mit Indien zu behindern. Er hatte im

Februar begonnen, als Sharifs indischer Kollege Atal Behari Vajpayee per Omnibus von Delhi über die Grenze Richtung Lahore gefahren war.

Doch die Omnibus-Diplomatie führte zu nichts. Beide Kontrahenten behaupten, auf der richtigen Seite der Grenze zu stehen, die 1949 als Waffenstillstandslinie von dem tschechoslowakischen Uno-Botschafter Josef Korbel maßgeblich skizziert wurde, dem Vater der US-Außenministerin Madeleine Albright. Indien hatte den Diplomaten in eine Kaschmir-Kommission des Uno-Sicherheitsrats entsandt, deren Aufgabe es war, die Grenze festzulegen.

Das Gremium forderte aber auch das Selbstbestimmungsrecht der Kaschmiris, auf das sich heute Pakistan und ein politisches Hornissennest von über einem Dutzend Mudschahidin-Gruppen berufen. Sie haben von ihren Brüdern in Afghanistan gelernt, die mit der UdSSR eine Supermacht der Ungläubigen besiegten und nun die letzte Globalmacht, Amerika, ständig herausfordern.

Der Kampf gegen die Inder wird in einer Welt der Stille ausgetragen, wenn die Kanonen einmal nicht donnern. „Wo sollen wir hin, wir müssen hierbleiben“, sagen die Dörfler von Chakothi, „die Menschen leben von dem, was sie anbauen.“ Ein paar Ruinen qualmen, Hausdächer sind abgedeckt, Schrapnell-Splitter haben die Rolläden der windschießen Geschäfte durchsiebt.

„Aber sonst ist es hier schön“, sagt der Apotheker Muhamad Bashir. Man hat sich mit den Furien des Kriegs befreundet müssen, um sie zu ertragen.

JOACHIM HOELZGEN

CHILE

Aufstand am Bío-Bío

Indianer und Winzer kämpfen gegen die Vernichtung der Wälder ihrer Region durch skrupellose Holzkonzerne. Tausende haben ihre Arbeit verloren.

Der Angriff erfolgte am frühen Morgen. Rund 20 maskierte Indianer umzingelten den Bulldozer des Forstbetriebs Mininco. Sie zerrten den Fahrer aus dem Führerhaus und setzten das Fahrzeug in Brand. Dann sperrten sie die Straße und beraubten mehrere Holzlasten. Zwei Journalisten, die das Geschehen beobachteten, wurden krankhausreif geschlagen.

Der Überfall war eine weitere Episode in einem blutigen Indianerkrieg, der seit Monaten im Süden Chiles tobt. Radikale Gruppen unter den eine Million Ureinwohnern vom Stamm der Mapuche setzten sich mit Gewalt gegen Forstkonzerne zur Wehr, die in ihre Wälder eindringen.

Anfangs belächelte die Regierung den Aufstand der Indianer. Doch jetzt droht sich der Konflikt zu einem Flächenbrand auszuwachsen, der den gesamten Süden erfassen könnte. „Unser kleines Chiapas“, nannte Chiles größte Tageszeitung „El Mercurio“ den Mapuche-Aufstand.

Die großen Urwälder Südkiles und ihre Bewohner sind Opfer eines Umweltdramas, das dem Raubbau am Amazonas-



Dschungel vergleichbar ist. 2,2 Millionen Hektar mit einzigartigen Araukarien- und Mischwäldern wurden inzwischen von den Holzkonzernen mit schnellwachsenden Eukalyptus und Kiefern bepflanzt, eine Investition von rund zehn Millionen Dollar. Holz und Zellulose sind wichtige Exportgüter des Landes.

Diktator Augusto Pinochet hatte die Forstwirtschaft in den siebziger Jahren mit üppigen Subventionen gepöppelt. Der Export von Zellulose und Holzchips nach Asien ist einer der Pfeiler für das weltweit gepriesene exportorientierte Wirtschaftsmodell des südamerikanischen Mutterlands.

Zu Billigpreisen kaufen die Holzkonzerne Urwälder, Weingüter und Ackergebiete auf und verwandeln sie in Holzplantagen. Indianerdörfer und Bauernhöfe, die nicht weichen wollen, werden regelrecht eingekreist. Irgendwann müssen sie aufgeben.

Am Bío-Bío-Fluß, dem Herzstück des Mapuche-Landes, erstreckt sich kilometerweit nur noch trostlose Holzsteppe. Zwei Zellulosefabriken, die ihre dampfenden Abwässer ungeklärt in den Fluß leiten,

Gefährdeter Regenwald in Südkile: Pfeiler für

haben das Gewässer in eine stinkende, tote Brühe verwandelt.

Am Río Itata will ein chilenisches Konsortium die größte Zellulosefabrik Südamerikas errichten. Diskret kauften die Forstmanager in den vergangenen Jahren Weingüter auf und verwandelten sie in Holzplantagen, Tausende von Landarbeitern verloren ihre Arbeit.

Die Winzer fürchten um die Qualitätsprädikate ihrer Sauvignon- und Chardonnay-Produkte, die den chilenischen Wein in den letzten Jahren zu einem Exportschlager gemacht haben. 4000 Arbeitsplätze, meist in Familienbetrieben, sind bedroht. „Die Forstgesellschaften zerstören die gesamte Region“, klagt Weinbauer Cristóbal Héroven.

Im Kampf gegen die Holzkonzerne sind sich Winzer und Indianer zwar einig, doch eine Allianz mochten sie bislang nicht eingehen. Die Mapuche leiden unter dem tiefverwurzelten Rassismus der Weißen. „Indio“ ist ein Schimpfwort, die Einheimischen gelten als Menschen zweiter Klasse. Dabei haben die meisten Chilenen indianisches Blut in den Adern.

Die Mapuche ihrerseits betrachten die Weißen als feindliche Eindringlinge. Bis heute verstehen sich die „Menschen der





FOTOS: T. MÜLLER

das weltweit gepriesene Wirtschaftsmodell des südamerikanischen Musterlands

Erde“, so die wörtliche Übersetzung, als eigenständige Nation. Traditionell sind sie ein Volk von Krieger: Sie schlugen schon die Inkas in die Flucht, die sich das Mapuche-Gebiet einst einverleiben wollten.

Auch die Spanier konnten sie nicht besiegen; später unterwarf das chilenische Militär das Mapuche-Land in einem erbarmungslosen Eroberungskrieg. Zehntausende Indianer kamen ums Leben.

Heute wird der Kampf um das fruchtbare Indianerland mit Anwälten und Landtiteln geführt. Die Mapuche kennen kein Privateigentum. Eine Landreform, die der sozialistische Präsident Salvador Allende eingeleitet hatte, machte Diktator Pinochet rückgängig. Zu Billigpreisen konnten die Holzkonzerne Mapuche-Land kaufen. Die Folge: Zahlreiche Indianerfamilien flüchteten in die Städte, weil sie der Ackerbau nicht mehr ernährte.

Allein in den Elendsvierteln von Santiago leben heute schätzungsweise 400 000 Mapuche. Alkoholismus, Prostitution und Verbrechen sind weit verbreitet.

Auch das Ende der Diktatur hat für die Indianer keine Besserung gebracht. Die demokratischen Regierungen interessierten sich kaum für die Belange der Ureinwoh-



Protest der Mapuche-Indianer: Opfer eines Umweltdramas

ner. Erst seit sie mit Gewalt gegen die Holzfirmer vorgehen und Umweltschützer gegen das Öko-Desaster protestieren, nimmt die Regierung sie ernst.

Die Indianerbehörde Conadi kauft neuerdings Land von den Forstkonzernen zurück und verteilt es an die Indianer. „Aber die Grundstücke sind zu klein, um davon zu leben“, klagt Mapuche-Führer Adolfo Millabur, der einzige indianische Bürgermeister Chiles. Millabur ist einer der gemäßigten Lonkos, wie die Anfüh-

rer der Mapuche genannt werden. „Chile hat eine historische Schuld zu begleichen“, sagt er. „Wir brauchen eine politische Lösung, sonst explodiert das Pulverfaß.“

Vor allem jüngere Lonkos rufen zu Gewalt auf. „Wir wollen die Mapuche-Nation wiederherstellen“, ruft ein verummter Indianerführer in den Wäldern bei Traiguén, einem Zentrum des Aufstands. Mit rund 20 Getreuen hat er sich in einer geräumigen Holzhütte versammelt, um über die nächsten Schritte im Krieg gegen die Forstkonzerne zu beraten.

Rund 200 Indianer stürmten ein Forstarbeitercamp und lieferten sich eine blutige Schlacht mit der Polizei. Zahlreiche Waldbrände legt die Regierung den aufgebrachten Mapuche zur Last.

Die Regierung des Christdemokraten Eduardo Frei wurde von dem Gewaltausbruch überrumpelt. Hilflos sucht sie nach Sündenböcken: Eine Spanierin, ein Franzose und ein Amerikaner, die in Entwicklungsprojekten mit den Mapuche arbeiteten, wurden des Landes verwiesen. Die Gringos, heißt es, hätten den Aufstand angezettelt.

Doch die Attentate gehen weiter. Die Aufrührer wollen nach dem Vorbild der mexikanischen Zapatisten eine schlagkräftige Indianer-Armee organisieren.

Bislang sind sie nur mit Knütteln und primitiven Gewehren ausgerüstet.

Die Polizei hat inzwischen überall in der Gegend bewaffnete Wachposten aufgestellt. Carabineros kontrollieren Besucher, Polizeiautos eskortieren die Holzlaster. Aber die Indianer lassen sich davon nicht beeindrucken. „Wenn die Chilenen Krieg wollen, sollen sie nur kommen“, sagt der verummte Mapuche-Führer. „Wir können dieses Land unregierbar machen.“

JENS GLÜSING



Skyline und Hafen von Sydney: Hemdsärmelige Pioniere schufen die Grundlagen für den pazifischen Sunshine-Kapitalismus

GAMMA / STUDIO X

AUSTRALIEN

„Das beste Land der Welt“

Der fünfte Kontinent will sich emanzipieren. Im nächsten Jahrtausend soll die Queen nicht länger Staatsoberhaupt sein. Der Drang nach neuer Größe offenbart jedoch ein Problem: Die aufstrebende Nation hat nicht genügend Menschen.

Cairns war einmal ein verschlafener Fischerort, und die Reise dorthin, in den tropischen Norden von Queensland, kostete Zeit und Mühe. Als Lohn lockten Koralleninseln, einsame Faulenzerstrände, lauschige Wasserfälle und dampfende Regenwälder.

Manche verfielen dieser Idylle so sehr, daß sie gleich blieben. Sie eröffneten Herbergen für Rucksackreisende, Take-aways oder jobbten in der aufblühenden Ferienindustrie. Sie gründeten Hippiekommunen auf den Atherton Tablelands, einem küstennahen Hochplateau, und noch heute schnaufen dort psychedelisch lackierte VW-Bullys zu den wöchentlichen Trödelmärkten.

Cairns aber wuchs und wucherte und ist mittlerweile eine 107 000-Einwohner-Stadt mit Einheitsgesicht: Motels an den Highways, Hotelklötze am Wasser, die City ein einziges Shoppingcenter. Prominente Urlauber wie Helmut Kohl, Michael Schumacher und Rod Stewart streben lieber gleich zum Luxushafen Port Douglas. Der liegt nur eine Autostunde entfernt.

Die Drehscheibe Cairns sieht aus, als sei sie von der anderen Pazifikseite, aus Kalifornien, herübergebeamt worden. Infrastruktur und lockerer Lebensstil sind so amerikanisch wie das pralle Selbstbewußt-



REUTERS

Ministerpräsident Howard
Charisma eines leitenden Angestellten

sein: Die Region am 1930 Kilometer langen Bruce Highway, bis Brisbane im Süden, gilt als Nonplusultra für Freizeitmenschen, also darf für den ganzen Kontinent ein noch knackigeres Prädikat her. „Australien“, sagt Premierminister John Howard, „ist das beste Land der Welt.“

Nicht zufällig benutzt der spröde, seit 1996 amtierende Regierungschef solch einen Superlativ. Die Weltbank hat errechnet, daß Australien wegen seiner immensen Bodenschätze sogar der reichste Staat der Welt sein könnte. Allerdings bemängelt ihr Präsident James Wolfensohn, selbst gebürtiger Australier, ein chronisches Problem daheim: „Dieses Land ist mit allen Reich-

tümern und Gaben gesegnet, nur nicht mit dem Willen, sie zu nutzen.“

Das soll sich ändern. Im Rampenlicht von Olympia 2000 will Australien endlich seinen Minderwertigkeitskomplex abstreifen, ein provinzielles Überbleibsel des verflornten britischen Empire zu sein, eine Ansammlung knorziger Kampftrinker und hinterwäldlerischer „Crocodile Dundees“. Die ehemalige Sträflingskolonie möchte endlich erwachsen werden – durch einen historischen Schritt.

Fünf Jahre ist es her, daß ein Windsor, Prinz Charles, Australien offiziell mit einem Besuch beehrte; die für nächstes Frühjahr geplante Visite von Queen Elizabeth II. ist möglicherweise ihre letzte als formelles Staatsoberhaupt. Am 6. November wird die Nation über die Abschaffung der parlamentarischen Monarchie zum 1. Januar 2001 entscheiden.

Strittig ist bislang, ob ein künftiger Präsident unmittelbar vom Volk gewählt werden soll oder von einer Zweidrittelmehrheit der Abgeordneten. 69 Prozent der Australier sympathisieren derzeit mit einer Direktwahl.

John Howard, Chef einer liberal-nationalen Koalition und ein erklärter Monarchist, sieht diesen Dissens mit Wohlgefallen. Ein höherrangiger Politiker, obwohl nur eine Galionsfigur, paßt ihm nicht. Des-

wegen hat Howard das Referendum künstlich kompliziert und zugleich eine Verfassungskontroverse angestoßen.

Die Aborigines, so sieht es sein Entwurf einer neuen Präambel vor, sollen lediglich „für ihre alte und heute noch existierende Kultur geehrt“ werden – obwohl eine verfassungsgebende Versammlung 1998 die Ureinwohner als „Hüter des Landes“ anerkannt hatte. Außerdem will Howard das kumpelhafte Wir-Gefühl („mateship“) seiner Landsleute als Wert verankern.

Daß solche Ideen reichlich Stoff für Zoff bieten, ist ganz im Sinne des Erfinders. Monarchisten und Republikaner, Liberale und Erzkonservative liefern sich erwartungsgemäß einen turbulenten Meinungsstreit. „Eine intakte Verfassung soll man nicht reparieren“, verlangt Kerry Jones, Leiterin der „Australians for Constitutional Monarchy“. „Wir brauchen keine Queen Elizabeth, dieses letzte Symbol kolonialer Unterwürfigkeit“, kontert die Tageszeitung „Daily Telegraph“.

„Mateship ist eine Art asexuelle Homosexualität“, erregt sich der Autor Donald Horne. „Die neue Präambel stinkt wie eine tote Katze“, giftet Ken Crooke, Chef der Queensland National Party und Koalitionspartner Howards.

So verringern sich die Chancen des Referendums erheblich. Nur 8 von 42 Volksabstimmungen seit 1901 endeten mit der für eine Reform erforderlichen Mehrheit.

Die Verlierer stehen schon fest. Es sind die rund 390 000 Aborigines. Eine ehrenvolle Erwähnung in der Präambel nützt ihnen nichts. Eine offizielle Entschuldigung aber für Ausrottungen, Landraub und rund 100 000 Zwangsadoptionen von mischblütigen Aborigines-Kindern zwischen 1910 und 1970 verweigert Howard nach wie vor. Sie käme einem Eingeständnis gleich, sie könnten territoriale Ansprüche nach sich ziehen und zum Beispiel die Ausbeutung der immensen Uranvorkommen auf Aborigines-Gebiet behindern, der größten Reserven weltweit. 2483 Minenprojekte sind zur Zeit wegen Kontroversen um Landrechte in der Schwebe.

Statt dessen paukte Howard ein Gesetz durch, das die Rechte der Ureinwohner auf staatlichen Boden beschränkt, welcher bereits an Bauern oder Minengesellschaften verpachtet ist. Australien wurde deswegen im März als erster westlicher Staat vor das Uno-Komitee für Rassendiskriminierung zitiert, doch das beeindruckte den Regierungschef wenig. Australische Gesetze werden von australischen Parlamenten im Auftrag australischer Wähler geschaffen, erklärte er kühl.

Howard weiß sich im Einklang mit all jenen Australiern, für die der Kontinent bis zur Ankunft der ersten weißen Siedler 1788 eine Terra nullius war. Erst jene hemdsärmeligen Pioniere schufen die Grundlagen für den Sunshine-Kapitalismus, an dessen Rändern die Aborigines heute vegetieren – wie verstörte Zeitreisende, die es aus dem ewigen Outback, ihrer mythologischen „Traumzeit“, in eine kaum begreifliche, feindselige Überflußgesellschaft versetzt hat.

Im westaustralischen Kalgoorlie schlurften sie mit ausdruckslosen Mienen über die Hauptstraße, die während des Goldrauchs im vorigen Jahrhundert so breit angelegt wurde, daß Pferdewagen ohne Probleme wenden konnten. Im „Kulturzentrum“ von Rockhampton am Pazifik demonstrieren sie Urlaubern den Wurf des Bumerangs und erklären in Stichworten, was es mit ihren heiligen Stätten und ihrem Naturbegriff auf sich hat. Danach geht es flott zum Geschäftlichen, in den Souvenirshop.

Politisch korrekte Zeitgenossen haben den 26. Mai zum „Sorry Day“ ausgeru-

(Schätzwert: 62,5 Milliarden Mark) möchte Howard weiter privatisieren.

Zum anderen zeigt der Premier außenpolitisch Flagge. Er profilierte sich als Vermittler für Osttimor, im australischen Hinterhof, und brachte den indonesischen Präsidenten Bacharuddin Jusuf Habibie auf Uno-Linie. Indonesien läßt nun über Unabhängigkeit oder Autonomie der Unruheprovinz abstimmen – und Howard, sonst eher das blasse Charisma eines leitenden Angestellten verströmend, strich seine diplomatische Mission markig heraus: „Ein sehr bedeutendes Treffen in sehr bedeutender Runde zu einem sehr bedeutenden Zeitpunkt.“

Gleich kündigte er noch die Verdoppelung seiner schnellen Eingreiftruppen an und kaufte elf amerikanische F-111-Bomber (Einsatzradius: 2000 Kilometer) sowie weiteres elektronisches Kriegsgerät im Gesamtwert von knapp einer Milliarde Mark. Die Zeichen sind deutlich: Australien, laut „Vanity Fair“ von einer „mehr als milden Xenophobie“ geprägt, will als regionale Ordnungsmacht wirken und zugleich Krisenflüchtlinge auf Distanz halten.



Prinz Charles in einem Aborigines-Kulturzentrum (1994): „Koloniale Unterwürfigkeit“

fen, es gab auch eine offizielle „Nationale Versöhnungswoche“, denn die Aborigines drücken als sozialer und moralischer Ballast aufs Gewissen. John Howard hingegen hat Wichtigeres im Sinn: den Umbau Australiens zur „starken, stabilen und engagierten Mittelmacht“ im asiatischen Raum.

Zum einen will er die von der Asienkrise verschonte Wirtschaft weiter auf Trab halten. Eine zehnprozentige Konsumsteuer, Hauptthema seiner Partei im Wahlkampf 1998, den die Koalitionsregierung nur knapp gewann, soll den Haushalt konsolidieren und diese Woche beschlossen werden. Profitable Staatsfirmen wie das Telekommunikationsunternehmen Telstra

Doch gerade ein nennenswertes Bevölkerungswachstum könnte jenen Anspruch einlösen helfen, mit dem die Nation ins neue Jahrtausend steuert. Denn auf einer Fläche, fast so groß wie die der USA ohne Alaska, wohnen nur rund 19 Millionen Menschen.

Es fehlt an Manpower und an einem stärkeren Binnenmarkt, um ökonomische und politische Ambitionen wirkungsvoll umzusetzen – Australien ist ein Kraftzweig in zu weiten Hosen.

Ein Vorgänger John Howards, der liberale Ex-Premier Malcolm Fraser, hat diese strukturelle Schwäche erkannt: „Es wäre etwas anderes, wenn wir 40 oder 50 Millionen wären.“

RÜDIGER FALKSOHN

Gieriger Zugriff

Eine seit Jahrhunderten
überfällige Landreform soll
Schottland dem
Mittelalter entreißen.

Wenn Elizabeth II., Königin auch von Schottland, am 1. Juli nach 292 Jahren wieder ein Parlament in Edinburgh eröffnet, werden die zuweilen nicht gerade anglophilen Untertanen im Norden des Vereinigten Königreichs sie mit einigen ausgesuchten Schikanen behelligen. Die Monarchin darf weder in ihrer vergoldeten Staatskarosse vorfahren, noch wird eine Krone ihr Haupt oder ein Hermelin ihre Schultern schmücken.

Auch werden Volk und Volksvertreter nicht, wie sonst bei solch feierlichen Anlässen üblich, musikalisch Gottes Segen auf ihre Regentin herabflehen. Statt der britischen Nationalhymne muß Elizabeth der Folk-Sängerin Sheena Wellington lauschen, die ein Lied des schottischen Nationalbardens Robert Burns vorträgt. Es besingt aufrechte, arme Arbeiter und macht sich lustig über Fürsten, Herzöge sowie anderes Adelspack, denen exquisite Nutzlosigkeit vorgeworfen wird.

Das Lied ist keineswegs nur symbolisch gemeint. Sobald die Königin wieder abgereist ist, kann es einigen örtlichen Lords wirklich an die Privilegien gehen. Als eines der ersten Gesetze will die neue Landesregierung unter dem schottischen Labour-Führer Donald Dewar eine Landreform verabschieden – und dabei auch vor Enteignungen nicht zurückschrecken.

Seit der schottische König David I. vor 870 Jahren normannische Fürsten in den nassen Norden der größten britischen Insel holte und das Land als Lehen an sie ver-



Schottisches Urquhart Castle, Loch Ness: Feudale Vorrechte gestrichen

teilte, hat sich Schottland bis heute ein mittelalterliches, feudales Bodenrecht bewahrt. So gehört die Hälfte der Provinz Highlands, die für alle Welt das Bild einer gebirgigen, von Hochmooren und Whiskydestillen überzogenen Nation geprägt hat, nur 70 Lairds, wie die Grundbesitzer in Schottland heißen.

Der größte Teil des schottischen Grund und Bodens ist auf etwa 1500 private Güter verteilt, und nicht einmal der Staat (der selber etwa zwölf Prozent besitzt) weiß genau, was wem gehört: Das einzige offizielle Landregister stammt aus dem Jahre 1872, ein knappes Drittel des Bodens hat seither den Eigentümer gewechselt.

Wie es sich für richtige Feudalherren gehört, können die Lairds bis heute uralte Rechte geltend machen und von ihren Vassallen – als Fachterminus im schottischen Bodenrecht noch immer ein lebendiges Stück Mittelalter – alle möglichen Gebühren verlangen.

Da müssen Pächter auf den kargen Hebriden Prozente an ihre Herrschaften abführen, wenn sie ihre dürftigen Einkünfte mit dem Einsammeln und Verkauf von Meeresalgen aufbessern. Ganze Dörfer erfahren zuweilen erst aus den Zeitungen, daß sie wieder einmal verkauft wurden. Ohne die Einwilligung der Lairds können Kommunen keine neuen Gewerbegebiete ausweisen.

Solche Machtvollkommenheit hat zuweilen auch ihr Gutes: Mancher Raubbau an Mineralien oder Wäldern wurde verhindert, weil die Herren über eine Insel oder ein Tal an trivialem Gelderwerb schlicht nicht interessiert waren. Die Mehrzahl der 5,1 Millionen Schotten, die in den



Landgutbesitzer Al-Fayed

wenigen großen Städten lebt, erfährt dagegen in der Regel erst dann, daß ihre Eigenheime nur auf gepachtetem Grund stehen, wenn der Lehnsherr über seine Anwälte unvermittelt eine Gebührenrechnung für die Genehmigung einer Satellitenantenne oder eines Wintergartens schickt.

Alltagsquerelen haben den Streit um das Bodenrecht in Schottland immer wieder emotional aufgeheizt, zumal die feudale Verfügungsgewalt in der Vergangenheit zu einer nationalen Katastrophe geführt hat. Mitte des 18. Jahrhunderts vertrie-

ben die Großgrundbesitzer Hunderttausende von Farmpächtern aus den Highlands in die Städte oder nach Amerika, um Platz zu schaffen für ihre neuen riesigen Schafherden.

Die lieferten dann den Rohstoff, mit dem die Maschinen der industriellen Revolution gefüttert wurden – Britannien stieg zur Weltmacht auf. In den Augen nationalistischer Schotten ist dies noch heute ein Beleg für ihre anhaltende Ausbeutung durch eine letztlich fremde Aristokratie.

Nichts regt sie deshalb mehr auf als englische oder – fast genauso schlimm – ausländische Krösusse, die sich riesige Ländereien kaufen, EU-Prämien für Flächenstilllegungen kassieren, ansonsten aber das Land verrotten lassen und ein- oder zweimal pro Jahr mit vielen Gästen auftauchen, um Massaker unter Moorhühnern oder Hirschen anzurichten.

Zu solchen Haßfiguren zählt etwa Mohamed Al-Fayed, der ägyptische Besitzer des Londoner Kaufhauses Harrods und verhinderte Schwiegervater von Diana. Sein Landgut Balnagown umfaßt 26 000



Hektar im Norden Schottlands, wo sich der Exzentriker zuweilen im Kilt blicken läßt und auf eine künftige schottische Staatsbürgerschaft hofft, nachdem ihm die britische verwehrt bleibt.

Kein anderer Laird hat soviel Verachtung auf sich gezogen wie der Engländer Keith Schellenberg, der 1975 die kleine Hebriden-Insel Eigg kaufte und versprach, aus dem kargen Eiland ein wahres Utopia, zumindest aber ein Touristenzentrum zu machen. Selbstverständlich ließen sich die hochfliegenden Pläne nicht verwirklichen, und der Millionär begnügte sich damit, im offenen Rolls-Royce über die Insel zu preschen und mit seinen Gästen alte Schlachten nachzuspielen, bei denen die (englischen) Hannoveraner-Könige stets über die (schottischen) Jacobiter siegten.

Als er auch noch dazu überging, auf einem Hügel den britischen Union Jack zu hissen, hatte Seine Lordschaft bei den heimischen Inselbauern jede Achtung verspielt. Nachdem er dann einige unbotmäßige Pächter von der Insel vertreiben wollte, brannte sein Rolls-Royce aus, und Schellenberg zog sich von der Insel auf ein anderes schottisches Gut zurück, nicht ohne seine Bauern als „verruchte, gefährliche und erbärmliche Revolutionäre“ zu beschimpfen.

Dem Treiben von Schellenberg und Konsorten will die schottische Labour-Partei, die weitaus linker ist als ihre englischen Genossen, nun den Garaus machen. Die Herrschaften sollen ihre Ländereien nicht mehr ohne jede Mitsprache ihrer Pächter verkaufen dürfen.

Sollte nachweisbar sein, daß die Lairds ihren Besitz verkommen lassen, soll er sogar zwangsweise zu einem von der Regierung festgesetzten Preis vornehmlich an Kommunen verkauft werden, die auf dem betroffenen Gelände liegen. Alle feudalen Vorrechte sollen gestrichen und die Besitzungen neu registriert werden.

Die plötzliche Konfrontation mit dem 20. Jahrhundert, der sich die Lairds nun stellen müssen, kommt für viele wie ein Schock. Sie wollen die Regierung vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte wegen Verstoßes gegen das Grundrecht auf Privateigentum verklagen, falls die Gesetzentwürfe in der vorliegenden Form gebilligt werden.

Die Queen hingegen, Besitzerin des 20 000 Hektar großen Guts Balmoral, kann die neuen Gesetze beruhigt abwarten. Zwar verliert sie, als eigentliche Lehensgeberin aller schottischen Ländereien, sämtliche Feudalrechte. Die hat sie aber schon lange nicht mehr in Anspruch genommen. Balmoral hingegen wäre auch vor dem gierigsten Zugriff schottischer Revolutionäre sicher: Über die Angelegenheiten der Kronen-Güter entscheidet weiterhin das Parlament von Westminster.

HANS HOYNG



Selbstinszenierung von Ma Liuming, Aktionen beim „Festival der Regionen“

AKTIONSKUNST Kino für Kühe

Wer beim Kunstgenuß schon mal dachte, dem Publikum müßte noch Geld dazugegeben werden, sollte in diesen Tagen nach Oberösterreich reisen. Dorthin, genauer nach Enns an der Enns, locken jetzt Künstler mit dem Versprechen, Zuschauern an der Kasse drei Mark Eintrittsgeld zu zahlen, das sie bei Nichtgefallen zurückgeben können. „Rand“ heißt beziehungsreich eine Veranstaltungsreihe, deren Artisten „radikale Performances und Aktionen“ ankündigen. So stellt der Chinese Ma Liuming seine Außenseiterexistenz als Hermaphrodit

in Peking dar, wo er wegen Obszönität ins Gefängnis mußte. Zwei Disco-Nights, von Künstlern gestaltet, symbolisieren die Rand-Lage der Jugendkultur. Internationale Kunst verbindet das „Festival der Regionen“ mit regionalen Projekten. Während der Inszenierung „Stromlinien“ beispielsweise kutschiert das Publikum auf einem Lastkahn durch die Donaulandschaft Strudengau. Eine echte Novität steht für den Bauernhof Niedermayr in Taufkirchen an der Pram auf dem Programm. Dort wird Kühen der Film „Rosa Heimat“ vorgeführt, menschliche Beobachter verfolgen die Reaktionen des glotzenden Milchviehs.

AUTOREN

Lolita darf kommen

Die italienische Autorin Pia Pera, 42, läßt in ihrem Roman „Lolitas Tagebuch“ (deutsch bei Ullstein) Vladimir Nabokovs weltberühmte Romanheldin als selbstbewußte Ich-Erzählerin auftreten. Gegen die englischsprachige Ausgabe des Pera-Werks hatte Nabokovs Sohn Dmitri Einspruch erhoben – nun ist es zur außergerichtlichen Einigung gekommen.

SPIEGEL: Frau Pera, freuen Sie sich, daß Ihr Roman unter dem Titel „Lo's Diary“ nun doch in den USA erscheinen kann?

Pera: Die reine Freude ist das nicht. Mir wäre lieber gewesen, wenn der ursprüngliche US-Verlag – Farrar, Straus & Giroux – nicht gekniffen, sondern den Streit durchgefochten hätte.

SPIEGEL: Nun wird ein anderer Verlag das Buch publizieren ...

Pera: ... mit einem Vorwort von Nabokovs Sohn, das ich vorher nicht einmal zu lesen bekomme – während er mein für diese Ausgabe verfaßtes Nachwort schon kennt. Schrecklich!

SPIEGEL: Immerhin gut für die Publicity.

Pera: Das wird eine amerikanische Show – aber ohne mich.

SPIEGEL: Sie wollen nicht dabeisein?

Pera: Nein, ich habe gerade alle Einladungen in die USA abgelehnt.



Pera

SPIEGEL: Wie kam es zu der Idee, der Helden aus „Lolita“ eine Stimme zu leihen?

Pera: Die literarische Methode, eine Geschichte neu zu erzählen, gewissermaßen die „wahre“ Geschichte darin zu entdecken, hat mich immer interessiert. In diesem Fall stieß ich mich an dem Titel, denn der Roman erzählt die Geschichte aus der Sicht des Mannes und hätte eigentlich nach dem Helden „Humbert Humbert“ heißen müssen.

SPIEGEL: Und Sie haben das nun ebenso umfangreich aus Lolitas Sicht dargestellt?

Pera: Der Fleiß war nötig, um die ganze Geschichte noch einmal zu erzählen.

SPIEGEL: Der gegnerische Anwalt sprach, vor dem Vergleich, von „literarischem Vampirismus“. Wie nennen Sie Ihre Methode?

Pera: Ich sehe das als eine Art Tennismatch. Oder als Dialog – allerdings nicht von der freundlichen Sorte. Es ist ein Krieg.

SPIEGEL: Mit feministischer Stoßrichtung?

Pera: Nein. Es geht hier nicht um die unterschiedliche Perspektive von Mann und Frau, sondern von Jugendlichen und Erwachsenen.

SPIEGEL: Gehört nicht viel Mut dazu, ein Gegenstück zu einem Roman von Nabokov zu schreiben?

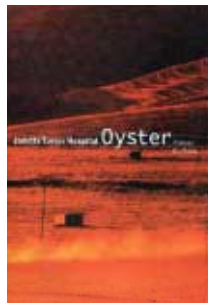
Pera: Ja, ich glaube, ich muß verrückt gewesen sein.

LITERATUR

Australisches Feuer

Wer verzweifelt ist, kann nur auf Wunder hoffen. Im australischen Nest Outer Maroo liegt die Hitze wie eine miefige Woldecke über den Menschen, die unter ihr zu ersticken drohen. Die 87 Bewohner starren in den Himmel und beten, daß es endlich regnen möge. Aber es erscheint nur ein Sektenführer namens Oyster. Er steht eines Nachts auf der Holzveranda des Dorfpubs und bricht wie ein Gewitter ins träge Dorfleben ein. Die Bewohner von Outer Maroo lehnen den Guru heftig ab, auch die vielen jungen Fremden, die er in bester Rattenfängermanier anlockt.

Autorin des Romans „Oyster“ ist die in Australien geborene und heute in den USA lebende Janette Turner Hospital, 56. Vor sechs Jahren durchreiste sie das australische Outback – zu der Zeit, als sich in Waco, Texas, der Sektenführer David Koresh mit seinen Anhängern auf einer Ranch verschanzte. CNN übertrug live, und die ganze Welt guckte zu, wie die Farm bei der Er-



stürmung durch die Polizei in Flammen aufging. Über 80 Menschen kamen zu Tode. Was im Haus wirklich passierte, blieb ein Rätsel – Anstoß für die Autorin, in ihrem sechsten Roman dem Mechanismus des Wahns nachzuspüren. Oysters Anhänger müssen in einer Mine nach Opalen suchen, die Frauen werden sexuell mißbraucht. Die Bewohner Outer Maroos verschließen die Augen, immerhin fühlen sie sich mitschuldig. Geschildert wird aus der Sicht von drei jungen Frauen, Opfern von Oyster, wie sich die Situation zuspitzt, bis ein gewaltiges Feuerinferno, wie in Waco, den Spuk in der Opalmine beendet. Die Analyse der Prophetenmacht und ihrer Wirkung gelingt in diesem gescheiterten Roman ohne aufdringliche Belehrungen: Das Ergebnis ist ein Psychogramm über den tief verankerten Wunsch des Menschen nach Verführung. Turner Hospital erzählt, als stünde sie mitten in der australischen Wüste – der Horizont verschwimmt in der Hitze, und Luftspiegelungen erzeugen ständig neue, überraschende Bilder. Heißer geht es kaum.

Janette Turner Hospital: „Oyster“. Aus dem Englischen von Maria Mill. DuMont Buchverlag, Köln; 316 Seiten; 48 Mark.

Kino in Kürze

„Corruptor – Im Zeichen der Korruption“. Genau wie der deutsche Star Til Schweiger unternimmt der Hongkong-Aktionheld Chow Yun-fat derzeit den Versuch, seine Karriere nach Hollywood zu verlagern – und prompt landeten beide, Schweiger und Chow, in demselben schlechten Film, einem Ballerwerk namens „The Replacement Killers“.



Chow in „Corruptor“

Hollywood macht es Zugereisten mit fremdem Zungenschlag halt nicht leicht. Jetzt hat Chow Yun-fat seine zweite Hauptrolle, als abgebrühter Polizist in Chinatown, und auch die wird seiner Laufbahn nicht weiterhelfen. Die Handlung dieses unbedarften Actionthrillers (Regie: James Foley) ist aus der hintersten Ecke der Asservatenkammer hervorgekramt und ebenso kurz wie erfolglos abgestaubt worden. Jedenfalls bewegt sich Chow, der in John Woos Filmen noch so unnachahmlich elegant agierte, durch die Szenerie, als wolle er sich um eine Festanstellung bei Madame Tussaud's bewerben.

„Dance with me“. Das ist leichter gesagt als getan, wenn die Partner ganz verschiedene Vorstellungen vom Tanzen haben. Ruby (Vanessa Williams), eine kühle amerikanische Profi-Tänzerin, bewegt

POLIT-COMICS

Gallige Sprechblasen

Der japanische Comic-Zeichner Yoshinori Kobayashi führt einen Privatkrieg gegen die deutsche „Zeit“. In einem achtseitigen Comic des japanischen Magazins „Sapio“ läßt der nationalistische Bestsellerautor den Tokio-Korrespondenten des Hamburger Blatts, Henrik Bork, als häßlichen Deutschen auftreten. In einem längeren Interview will Kobayashi dem Journalisten demnach erläutern, warum er historische Angaben über japanische Greuelthaten bei der Einnahme von Nanjing 1937 bezweifelt. Doch in seinem „Zeit“-Artikel habe Bork Kobayashis Argumente „total ignoriert, er hat mich verleumdet und geschmäht“. Von Bork und „Zeit“ geht der Japaner zum Generalangriff auf die Deutschen über: Indem die Deutschen Nippons frühe-

re Armee zum Bösewicht stempelten, wollten sie vom eigenen Schuldkomplex gegenüber dem Holocaust ablenken. Den „Zeit“-Korrespondenten, den Kobayashi mal als schleimigen Aal, mal mit haßerfüllter Nazi-Visage zeichnet, will der zornige Japaner auch künftig mit seinen galligen Sprechblasen verfolgen: Falls sich die „Zeit“ nicht entschuldige, wolle er Bork in weiteren Comics vorführen – als Beispiel für schlechten deutschen Journalismus.



Kobayashi-Comic im Magazin „Sapio“

Am Rande

Fußtritt für Amor

Große Kunst gilt als unantastbar. Kostbare Statuen werden deshalb mit Alarmanlagen versehen und wertvolle Gemälde durch Sperrbezirke vor jenen Kunstliebhabern geschützt, die der Mona Lisa über die ölfarbenen Bäckchen streicheln oder Michelangelos David ans Marmor-Gemächte grab-schen möchten. So gesichert, veröden die schöngestigen Juwelen allerdings zu nichtsnutzigem Museums-kram. Doch jetzt, beim Gipfel in Köln, ist mit 18 Promi-Füßen endlich ein erster Schritt zur profanen Verwertung von Kunst-schätzen getan worden: Zum Abendmahl durften sich neun ranghohe Politiker auf jenem kostbaren Dionysos-mosaik niederlassen, das die Nazis 1941, beim Ausbuddeln eines Bunkers, im Schatten des Kölner Doms entdeckt hatten und das heute im Römisch-Germanischen Museum für die Schuhsohlen von Sterblichen unzugänglich lagert. Während der gemeine Museumsgast das altrö-mische Prachtstück nur aus galerie-her Distanz betrachten kann, durften die Staatenlenker darauf tafeln. Gewiß, eine dicke Acrylplatte verhinderte, daß Kanzler Schröder womöglich auf dem Steinbild des trunkenen Bacchus herumscharrte oder daß Clinton – besonders de-plaziert – den reitenden Amor mit Füßen trat. Doch ein Anfang ist gemacht, antiker Fußboden als PR-Fläche des Kölner Verkehrsamts erschlossen. Weiter so. Warum nicht künftig den drei Tenören den Petersdom auftun, urbi et orbi zum Hörvergnügen? Warum nicht, nach dem Motto Staub zu Staub, den IOC-Präsidenten Samaranch und seine Säulenheiligen zur Be-schlußfassung in die Akropolis bit-ten? Und wenn sich eines Tages Gaddafi, Saddam Hussein und das westliche Bündnis doch noch gip-felnd vereinen, sollten sie gleich auf der Cheops-Pyramide mit den Friedenspalmen wedeln. Wo doch nebenan die Sphinx so seltsam viel-deutig in die Wüste stiert.



Szene aus „Dance with me“

CONSTANTIN

sich stets streng nach Choreographie, während der kubanische Hausmeister Rafael (Chayanne) spontan den Rhythmen folgt. Daß die beiden trotzdem ein Paar werden, gehört zu den Regeln des Tanzfilms wie der Wiegeschritt zum Tango. Die Balzerei aber inszeniert Regisseurin Randa Haines („Gottes vergessene Kinder“) ohne jedes Gefühl für Takt und Tempo – ihr Film gerät ins Stolpern, sobald er die Tanzfläche verläßt. Dafür hat „Dance with me“ das Goldene Holzbein verdient.

PHILOSOPHIE

„Beim Denken beobachtet“

Reinhard Brandt, 62, Philosoph und Kant-Forscher in Marburg, über das jetzt aus Privatbesitz angekaufte „Opus postumum“ des Königsberger Denkers

SPIEGEL: Herr Professor Brandt, die Berliner Staatsbibliothek hat Kants letztes Manuskript erworben. Heißt das, die 290 Blätter waren vorher unbekannt oder unzugänglich?

Brandt: Nein, bisher lagen sie in einem privaten Banksafe. Ich habe sie auch schon in der Hand gehabt und damit wissenschaftlich gearbeitet.

SPIEGEL: Dennoch heißt es, man kenne das Werk noch kaum.

Brandt: Das stimmt auch, sozusagen. Die gedruckte Ausgabe, die es gibt, ist ziemlich miserabel – weil die Bogen eben kein Werk enthalten, sondern eine Art Zettelkasten. Schon die Anordnung dieses Notizen-Netzwerks macht Schwierigkeiten. Neben der bald erscheinenden Mikrofiche-

Verfilmung sollte es eine kritische Edition geben.

SPIEGEL: Enthält das Manuskript denn Gedanken, die über Kants drei große Kritiken hinausgehen?

Brandt: Allerdings. Kant schwebte eine komplette Revision seines Systems vor. Er hatte eine Begründungslücke darin gefunden und grübelte nun, wie er den „Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ schaffen könnte. Man beobachtet ihn beim Denken, das ist einmalig.

SPIEGEL: Also könnte sich am Profil des Philosophen künftig einiges verschieben?

Brandt: Wohl nur für Experten, in Details. Man erkennt die Richtung, in der Kant experimentierte. Zum Schluß verlor sich der Gedankengang aber allmählich in einer surrealen Begriffs-dichtung.

SPIEGEL: Hatte er etwa Alzheimer?

Brandt: Von solchen Diagnosen halte ich nichts. Kant verstummte eben um 1801. Daß auf demselben späten Blatt dann Haushaltsnotizen neben rätselhaften Gedankenblitzen stehen, zeigt, daß es mit dem sonst musterhaft ordentlichen Philosophen zu Ende ging.



G. RICHTER

Brandt



Roberts, Grant in „Notting Hill“: Ein keuscher, zungenloser Kuß, der nur wenige Sekunden anhält

POLYGRAM

KINO

So schön wie ein Delphin

Der Schriftsteller Leon de Winter über Julia Roberts und ihren neuen Film „Notting Hill“

*De Winter, 45, lebt als Roman-
cier („Hoffmans Hunger“) und
Filmemacher in Bloemendaal
bei Amsterdam und in Los An-
geles; der Niederländer veröf-
fentlichte zuletzt den Roman
„Der Himmel von Hollywood“,
der im Schauspielermilieu ange-
siedelt ist.*



A. SAHNI

der. Ihre Begegnung hat einen Wirbel und schließlich eine Heirat zur Folge. Wie es sich bei einer solchen Geschichte gehört, liegt Julia Roberts am Ende auf einer Bank in einem lauschigen Park und hat einen gewaltigen Bauch, in dem vermutlich ein Baby steckt. Ende gut, alles gut.

In „Notting Hill“ spielt Julia Roberts, selbst ja mehr als berühmt, einen Filmstar: Im Presseheft, das der Verleiher Kritikern zur Verfügung stellt, heißt es, ihre Rolle sei die des „berühmtesten Filmstars der Welt“. Dieser Star begegnet im Londoner Stadtviertel Notting Hill einem unbekannten Buchhändler, und sie verlieben sich Knall auf Fall ineinan-

„Notting Hill“ ist in den USA ein großer Erfolg. Das Publikum amüsiert sich köstlich, und die Kritiker preisen den Film. Ich habe ihn bei einer Pressevorführung in Amsterdam gesehen, und auch dort zeigten sich die Kritiker sehr angetan von dieser „feel good comedy“, als die der Film im Presseheft bezeichnet wird. Mich hat „Notting Hill“ gelangweilt, aber ich bin anscheinend

die Ausnahme. Ich begreife nicht, wie man überhaupt irgend etwas mit diesem Film anfangen kann, obwohl ich für diese Art von Filmen eigentlich eine Schwäche habe: „Pretty Woman“ habe ich bestimmt zehnmal gesehen, „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“ („Notting Hill“ stammt vom selben Produktionsteam) fand ich charmant, und viele Filme, bei denen Intellektuelle und solche, die sich gern dafür halten, die Nase rümpfen, kommen bei mir gut an. Normalerweise entspricht mein Geschmack also eher dem Durchschnitt. Aber bei „Notting Hill“ muß ich passen. Anscheinend ist mit mir etwas nicht ganz in Ordnung.

Hugh Grant, der den Buchhändler spielt, kann ich weder besonders gut noch besonders schlecht finden: Er ist nichts weiter als ein mäßiger Schauspieler, der ein

paar durchsichtige Mätzchen à la „Guck mal, wie schusselig ich mich anstelle“ draufhat. Im Film heißt er William Thacker und teilt die Wohnung mit einem Irren namens Spike (gespielt von Rhys Ifans).

Wieso irgendwer auf der Welt sich geneigt fühlen sollte, die Wohnung mit diesem Spike zu teilen, wird nicht weiter deutlich. Spike ist ein arbeitsloser Taugenichts, der sich nicht wäscht. Er benimmt sich völlig asozial, und seine Verrücktheit wurde von den Machern dahingehend angelegt, daß sie im krassen Kontrast zu dem außergewöhnlich normalen William steht, welcher Spike seine Wohnung als Irrenhaus zur Verfügung gestellt hat.

Die Frage, wie Spike und William wohl die Miete für die Wohnung aufbringen, bleibt ebenfalls ein Rätsel. William kann genausowenig für seinen Lebensunterhalt aufkommen wie Spike, und die Mieten in London sind horrend. Auf eine solche Frage gibt der Film keine Antwort, und ich kann auch nichts dafür, daß ich eine solche Frage aufwerfe, die ergibt sich ganz einfach aus dem Film.

In Williams kleine Buchhandlung in Notting Hill spaziert gleich zu Beginn des Films, nachdem wir kurz William, Spike und ein paar Freunde zu Gesicht bekommen haben, der berühmteste Filmstar der Welt und erkundigt sich nach einem Buch über die Türkei. Wieso die Türkei und nicht Afghanistan, wird dem Zuschauer nicht verraten und tut im weiteren Verlauf der Geschichte auch nichts zur Sache. Es ist eben die Türkei. Das Buch spielt überhaupt keine Rolle, und das finde ich schwach: Das Buch hätte vielmehr ein wesentlicher Bestandteil der Geschichte sein müssen, denn es führt die Hauptfiguren zusammen. Doch über solch exquisite Wünsche geht „Notting Hill“ großzügig hinweg. Das Buch ist nicht wichtig, die junge Frau schon, denn es ist Julia Roberts, die die Rolle der Anna Scott spielt.

Anna geht ganz allein in London spazieren und bekommt plötzlich Lust auf ein Buch über die Türkei, was ja jedem mal passieren kann. Sie betritt also Williams Laden, die beiden wechseln ein, zwei Worte miteinander, und sie geht wieder. Doch zum Glück hilft der Zufall ein bißchen nach: Wenige Minuten später stößt William, der gerade einen Becher Orangensaft in der Hand hält, auf der Straße mit Anna zusammen, und sie wird klatschnaß. Sie läßt sich von ihm dazu überreden, sich der Safftflecken bei ihm zu Hause zu entledigen, und als sie danach seine Wohnung verläßt, küßt sie ihn. Im Presseheft steht: „Keiner von beiden versteht so recht, was da passiert.“ Ich auch nicht.

Ich finde, daß eine gut konstruierte Geschichte lästige Fragen beantworten sollte,

ehe sie überhaupt gestellt werden, aber angesichts von „Notting Hill“, einem Film, der zweifellos geschickt gemacht ist, häufen sich bei mir die Fragen. Etwa, wieso Anna Scott so ganz allein durch Notting Hill spaziert. Ihre Sonnenbrille kann ihr Gesicht nicht vor Blicken verbergen, und sie muß einfach von Hunderten von Leuten erkannt worden sein, was für eine Berühmtheit lebensgefährlich ist. Hatte ihre Limousine einen Platten, und war ihr Handy kaputt?

Wann ist Julia Roberts zum letztenmal ohne Bodyguards und Anstandsdamen durch London spaziert? Das Leben des berühmtesten Filmstars der Welt kann sich nicht so ohne weiteres auf der Straße abspielen. Im normalen Alltag schützen kugelsichere

Stretchlimousinen, Zäune mit Kameraüberwachung und bewaffnete „personal assistants“ das zarte Leben unserer Berühmtheiten; was Anna Scott da am Anfang des Films treibt, kommt demnach einem Selbstmordversuch gleich.

Der Drang, das Buch über die Türkei ausgerechnet in Williams Laden zu kaufen, muß also derart stark gewesen sein, daß sie die Gefahr, von einem Berühmtheitsfreak abgestochen zu werden, dafür in Kauf genommen hat. Und ihre Assistenten, die ihr jedes beliebige Buch über die Türkei hätten besorgen können, waren offenbar allesamt gerade krank oder unpäßlich, so daß sie persönlich auf die Straße hinaus mußte, um ihr türkisches Bedürfnis zu stillen. „Keiner von beiden versteht so recht, was da passiert.“

Das ist ein heikler Satz. Denn es interessiert das breite Publikum nicht, wie die Besucherzahlen belegen. Mich schon, aber ich gehöre ja zu den Parias, die diesen Film beim besten Willen nicht verstehen. Sie küssen sich. Nicht etwa, weil sie sich verrückt vor Geilheit gegenseitig die Kleider vom Leib reißen und im Flur von Williams ach so gemütlicher Wohnung sogleich zur Liebesszene übergehen, nein, es ist ein keuscher, zungenloser Kuß, der nur wenige Sekunden anhält, so wie bei einem hochbetagten Mann, der sich am Frankfurter Bahnhof von seiner hochbetagten Frau verabschiedet, ehe diese die lange Reise nach Wiesbaden antritt. Was an Williams Verhalten in erster Linie interessiert, ist seine Ehrfurcht

vor Annas Ruhm. Er hat nicht irgendein Mädchen geküßt, nein, er hat den berühmtesten Filmstar der Welt geküßt, und nun erfaßt ihn anscheinend dieses so wenig greifbare und in unserer Kultur so ungeheuer viel Ehrfurcht erzeugende Phänomen: Ruhm.

Damit hätten wir auf den Punkt gebracht, worum es in „Notting Hill“ im wesentlichen geht. Dramaturgisch gesehen ächzt und quietscht dieser Film an allen Ecken und Enden und beutet im Gewand der „romantischen Komödie“ nur die Fas-

**Ein Lächeln,
das alle
entwaffnet und
derzeit fast
20 Millionen
Dollar pro Rolle
wert ist**



JAUCH & SCHEIKOWSKI

Roberts, Richard Gere*
Eine Nummer zu groß

* Werbefoto zu „Pretty Woman“ (1990).



Roberts in „Die Hochzeit meines besten Freundes“ (1997): Mit ihrem Körper nicht sehr vertraut

zination des Phänomens „Berühmtheit“ aus. Und was den Rest betrifft, dreht sich die Geschichte im Grunde nur um den Kontrast zwischen Williams Welt, die genauso stinknormal ist wie die unsrige, aber zum Glück durch ein paar Vollidioten wie Spike aufgepeppt wird, und der einsamen Welt Annas, die eingekeilt ist zwischen dem, was ihr die Manager vorschreiben, und den Aasgeiern von der Presse.

Nichts in der Rolle von Julia Roberts kommt einem allgemein menschlichen Thema auch nur im entferntesten nahe, sie ist einzig und allein „berühmt“. Nichts beschäftigt sie, außer eben dem Mangel an Privatleben, dem Tribut ans Berühmtsein.

Roberts' stärkste Waffe in diesem Film – und in allen, die sie davor gemacht hat – ist ihr Lächeln, das nach wie vor entwaffnend und derzeit fast 20 Millionen Dollar pro Rolle wert ist. Sie ist eine strahlende Erscheinung, aber verführerisch ist sie nicht.

Schauspielerinnen wie Michelle Pfeiffer und Cameron Diaz sind geheimnisvoller und körperlicher und daher beim weiblichen Teil des Publikums weniger beliebt. Julia Roberts ist schön, wie ein Delphin schön ist. Sie hat einen sagenhaften Mund, der bei Männern vielerlei Bilder aufkommen lassen könnte, wenn sie nicht so systematisch ihren Körper verstecken würde.

Mit dem scheint Julia Roberts nicht gerade sehr vertraut zu sein. Sie spielt mit dem Kopf, mit der Stimme, den Augen, dem Mund, aber kaum oder gar nicht mit dem Rest ihres Körpers, der eigentlich für ihr feines Gesichtchen auch eine Nummer zu groß ist. Die Proportionen stimmen nicht so ganz, wodurch sie bei mir immer Assoziationen mit etwas Fischigem auslöst.

In „Pretty Woman“ enthüllte sie zwar ein wenig mehr von ihrem Körper als in „Notting Hill“, aber eine Sexbombe war sie deswegen noch lange nicht. Sex und Julia Roberts, das gehört einfach nicht zusammen. Sie küßt Hugh Grant denn auch sehr sparsam, als dächte sie immer noch an Grants Mißgeschick mit dieser echten Hure auf dem Sunset Boulevard.

Nichts in diesem Film ist herausgearbeitet, nirgendwo wird ein Motiv oder Thema angerührt, das über das Niveau von Schlagzeilen in der Boulevardpresse hinausginge. Und genau das gefällt dem Publikum. Den beiden Liebenden, die, vom ersten Kuß zu Beginn an gerechnet, ziemlich spät im Film zusammen im Bett landen, und das so pflichtschuldig und spannungsarm, als handle es sich um etwas so Unvermeidliches wie eine Tetanuspritze nach einem Hundebiß, gelingt es im gesamten Verlauf von „Notting Hill“ nicht, auch nur ein einziges vernünftiges Gespräch miteinander zu führen.

Wir haben erfahren, daß William an seiner Einsamkeit leidet und gern eine Frau an seiner Seite hätte, was seine Freunde dazu veranlaßt, eine ganze Reihe dummer Tucken bei ihm antanzen zu lassen, und wir wissen, daß Anna unter den Nacktfotos leidet, für die sie sich mal hergegeben hatte, als sie sich (laut Presseheft „als junges Starlet“) über Wasser halten mußte, und die nun plötzlich wieder aufgetaucht sind. Doch ein Gespräch, das mehr als nur die äußere Schale ihrer Rollen – Filmstar, Buchhändler – berührte, wurde von den Machern offenbar für überflüssig gehalten.

Vielleicht haben Anna und William sich ja unterhalten, als sie einmal nachts spazierengegangen und in einem Park gelandet sind. Der Film zeigt, wie sie in dieser Nacht viel lachen und anscheinend auch tiefgreifende Gespräche führen, doch was sich die Liebenden erzählen, bekommt der Zuschauer nicht zu hören, denn es handelt sich um eine mit Musik zusammengeklebte Montageszene, die weder Text noch Dauer hat. Der Film bleibt damit so flach wie das Papier, auf dem dieser Artikel abgedruckt ist.

Und das wäre ja auch alles gar nicht so schlimm, wenn wenigstens die Sehnsucht des einen nach dem anderen und das beiderseitige Verlangen nach Intimität in irgendeiner Weise Gestalt angenommen hätten. Doch ich habe leider nicht die geringste Ahnung, was sie denn nun an ihm findet, und genauso schleierhaft ist mir, was er für ein Bild von ihr hat. Was sollen die beiden

zusammen? Braucht sie ihn, um eine andere sein zu können? Und braucht er sie, um sein Selbstbewußtsein als kleiner Buchhändler zu stärken? Sie ist berühmt und er nicht, und das einzige, was passieren kann, ist, daß er es auch wird.

Und das wird ihm von den Machern am Ende tatsächlich beschert. Wir sehen die beiden im Blitzlichtgewitter der Fotografen, wie sie Filmfestivals und Hotels besuchen, hübsch anzuschauen, weltgewandt, geschliffen, und er ist nun, von ihr ausgewählt, Teil der erlesenen Schar, die früher kraft ihres Blutes erkoren wurde und heute dank der Massenmedien. Er gehört nun zum modernen Adel des öffentlichen Ruhms.

Darf ich sagen, wie es hätte sein müssen? Der Buchhändler hätte den Filmstar nicht kennen dürfen. Anna Scott hätte für ihn eine Unbekannte sein müssen, in die er sich hätte verlieben können, ohne von ihrem Ruhm tangiert zu sein. Dann hätte dieser Film ein reines Herz gehabt.

Aber Sie glauben mir ja doch nicht und sehen sich „Notting Hill“ trotzdem an und erliegen den schönen Versprechungen der Pressekampagne und lassen sich von den wunderschönen alten Hits – „How Can You Mend A Broken Heart“, „Ain't No Sunshine When She's Gone“ – mitreißen, die die Macher so raffiniert darin verwertet haben. Und ich bin dann nur wieder baff, welchen Erfolg dieser seichte und im Grunde zynische Film bei Ihnen verbuchen wird.

Vielleicht sollte ich im Binnenland der Türkei in Quarantäne gehen. Muß mir mal ein Buch darüber besorgen.

ÜBERSETZUNG: HANNI EHLERS

ARCHITEKTEN

Sieg der Potemkinschen Dörfer

Der Hauptstadtarchitekt Christoph Mäckler über die schlechte Ausbildung junger Kollegen sowie die nötige Rückkehr zu Bescheidenheit und traditioneller Handwerkskunst



Der Frankfurter Architekt Christoph Mäckler, 48, beteiligt sich an der Neugestaltung Berlins mit mehreren Projekten. Sein Lindencorso, ein Einkaufs- und Bürokomplex Unter den Linden, trug ihm unter anderem den Auftrag für ein großes Verwaltungsgebäude in unmittelbarer Nähe ein. Demnächst wird nach seinen Plänen ein Hochhaus an der Gedächtniskirche errichtet.

M. WEISS / OSTKREUZ

SPIEGEL: Architekturkritiker nennen Ihr neues Verwaltungsgebäude in Berlin-Mitte „futuristisch schräg“, „theatralisch“, „puristisch“ und unterstellen Ihnen Zitate aus Antike, Barock und Bauhaus. Sind Sie ein Anhänger des Stilwirrwarrs?

Mäckler: Nicht ich, ein Architekturkritiker.

SPIEGEL: Es ist dennoch auffällig, daß die vielen Gebäude, die Sie entworfen haben, völlig unterschiedlich aussehen: Der Lindencorso wirkt steinern und historisierend, ihr Museumsdepot in Frankfurt am Main gilt dagegen als strikt modern. Sollen die Leute auf gar keinen Fall einen echten Mäckler erkennen?

Mäckler: Der Mäckler ist nicht so wichtig, der Ort ist entscheidend. Das ist doch das größte Problem heute: Ein Architekt schafft sich ein einprägsames Image, indem er seine Häuser in immer die gleichen Hüllen steckt – aus Glas, Stein oder geknautschtem Aluminium. Dabei ist es ihm egal, ob das Haus nun in Barcelona, Paris oder in Berlin steht. Ich meine, daß es gerade in einer globalisierten Welt darum gehen muß, für einen spezifischen Ort Traditionen zu bilden. In München zum Beispiel würde ich Putzbauten machen, in Hamburg Ziegelbauten, nach Berlin passen kräftige Natursteinfassaden.

SPIEGEL: Dennoch wissen auch Sie, daß Architekten, die in Berlin geschlossene Steinfassaden bauen, sich den Vorwurf einhandeln, einer faschistoiden Ästhetik zu huldigen. Stört Sie das nicht?

Mäckler: Dieser Vorwurf ist so emotional wie dumm. Vor kurzem hat eine niederländische Zeitschrift einen Ausschnitt von meinem Lindencorso fotografiert und ne-

ben einem Ausschnitt vom ehemaligen Reichspropagandaministerium abgebildet. So wollten die belegen, daß mein Bau faschistisch ist. Jener Herr, der den Artikel schrieb, argumentiert nicht anders als es die Nationalsozialisten taten: Die ließen in eine Postkarte der Stuttgarter Weißenhofsiedlung – mit Bauten von Mies van der Rohe, Le Corbusier und anderen – Beduinen und Kamele montieren, um damit das ‚Undeutsche‘ dieser modernen Siedlung zu dokumentieren.

SPIEGEL: Wenn man sich wie Sie auf traditionelle Bauweisen bezieht, erregt man normalerweise wenig Aufsehen. Wirklich beachtet werden Architekten oft erst, wenn sie Gebäude zu bizarren Skulpturen formen, wie kürzlich in Berlin Daniel Libeskind mit seinem Jüdischen Museum. Warum lassen Sie es nicht mal krachen?

Mäckler: Wenn wir die europäische Stadt wiedergewinnen wollen, kann es nicht nur krachen. Häuser sind keine Kunst-, sondern Bauwerke. Sie haben in erster Linie Funktionen zu erfüllen. Architekten setzen sich leider zuwenig mit der Nutzungsweise eines Bauwerks auseinander, weil sie meinen, mit einem schrägen Gebilde bessere Kritiken zu bekommen.

SPIEGEL: Sie haben einmal behauptet, viele Ihrer Kollegen verstünden ihr Handwerk nicht mehr. Wie können Sie das über Leute sagen, die genauso wie Sie ein Hochschulstudium abgeschlossen haben?

Mäckler: Vielleicht bin ich da verkürzt zitiert worden. Ich will nur so viel sagen: Meine Kollegen verstehen ihr Handwerk so gut oder so schlecht wie alle, die – wie auch ich – durch die entwerfsfixierte Ausbildung der siebziger Jahre gegangen sind. Die künstlerische Seite dominiert an den Hochschulen, die wollen dauernd Stars hervorbringen.

SPIEGEL: Was spricht dagegen?

Mäckler: Es ist eine Tatsache, daß nur drei, höchstens fünf Prozent eines Jahrgangs überhaupt eine Begabung als Entwerfer haben. Tatsache ist auch, daß dem Arbeitsmarkt die Praktiker fehlen. Am schlimmsten zeigt sich diese Fehlentwicklung an den Fachhochschulen, die ihre frühere bautechnische Ausbildung zugunsten des künstlerischen Ansatzes aufgegeben haben.

Mäckler-Verwaltungsbau in Berlin (innen)
„Es kann nicht nur krachen“

SPIEGEL: Sie haben in Dortmund den Lehrstuhl von Josef Paul Kleihues übernommen. Worin unterscheidet sich Professor Mäckler von den gescholtenen Kollegen?

Mäckler: In der Universität Dortmund wird versucht, die Studenten stärker auf die Berufspraxis vorzubereiten. Im sogenannten Dortmunder Modell arbeiten Architektur- und Bauingenieur-Studenten gemeinsam an ihren Projekten. Wir hoffen, die bautechnische Ausbildung damit fundierter vermitteln zu können. Denn solange Architekten einseitig als Entwerfer ausgebildet werden, diktiert ihnen die Industrie, welche Dinge sie verwenden sollen. Kaum



ein Architekt kann heute sagen, ich will, daß das Fenster so und so aussieht, denn die meisten wissen nicht, wie ein Fenster konstruiert ist, und können daher nicht in den Produktionsprozeß eingreifen.

SPIEGEL: Bauen gilt heute als zu teuer. Welcher Bauherr will sich einen Architekten leisten, der den Anspruch erhebt, eigene Fenster zu produzieren?

Mäckler: Bauen ist teuer. Teurer aber sind schlecht durchdachte Konstruktionen, die nach wenigen Jahren beginnen zu verrotten. Wir reißen heute schon Häuser aus den siebziger Jahren ab, während wir die Gründerzeitbauten immer wieder den neuen Bedürfnissen anpassen. Also sollten wir heute, genauso wie früher, mit soliden Materialien, Stein oder Putz, arbeiten.

SPIEGEL: Heute ändern sich die Funktionen von Gebäuden sehr rasch, ein Wohnhaus kann in wenigen Jahren zum Bürobau werden. Passen dicke Mauern überhaupt noch in unsere Zeit?

Mäckler: Ich finde, Hausfassaden sollten so lange wie möglich erhalten bleiben, um dem Ort, wo das Haus steht, einen Wiedererkennungswert, eine Identität zu geben. Wir

reisen vor allem deshalb immer wieder in die alten europäischen Städte, weil sie sich in ihrer Gestalt kaum ändern, weil sie uns eine Art Heimatgefühl vermitteln. Wir brauchen also auch in Deutschland Bauwerke, die mit ihren Fassaden altern können.

SPIEGEL: Fassaden erhalten und dahinter alles umbauen: Wollen Sie lauter Potemkinsche Dörfer errichten?

Mäckler: Wenn Sie so wollen: ja. Mein Lindencorso ist ein gutes Beispiel. Für das Erdgeschoß waren kleine Läden vorgesehen. Nun brauchte VW aber große Schauräume. Kein Mensch ist auf die Idee gekommen, dafür die ganze Fassade rauszureißen. Nein, man hat die charakteristischen dicken Vormauersteine belassen und ergänzt – die großen Schauräume hat VW trotzdem bekommen.

SPIEGEL: Ein Konzern wie VW kann sich aufwendige Umbauten vielleicht leisten. Hätte sich ein mittelständisches Unternehmen nicht doch anders entschieden?

Mäckler: Nein, Häuser müssen bei aller Solidität im Inneren flexibel sein. Das Verwaltungsgebäude in Berlin-Mitte etwa hat eine kräftige Fassade, innen kann man aber



D. LEISTNER / ARCHITEKTEN

Museumsdepot von Mäckler (Frankfurt/M.)
„Fassaden müssen altern können“

alles mögliche damit anstellen. Mit wenigen Handgriffen lassen sich die Raumzuschnitte ändern. In den Siebzigern, als man wer weiß wie offen und kommunikativ sein wollte, gab es die Ideologie der Großraumbüros. Nichts anderes durfte sein. Heute wollen die einen Büros für mehrere Leute, die anderen wollen Privatheit. Die Häuser, die nur eine Großraumnutzung zulassen, reißt man ab.

SPIEGEL: Die Leute treibt heute nicht nur der Arbeitsort selbst um, sie regen sich zunehmend auch darüber auf, daß zwischen Wohn- und Arbeitsstätte ein langer Weg liegt. Neubauwohnungen kommen an die Stadtränder, weit weg von Industrievierteln. Fällt Städteplanern immer noch nichts zur Mischung der Viertel ein?

Mäckler: Nein. Es gibt für Normalverbraucher kein vernünftiges Konzept zum Wohnen in der Innenstadt, das mit dem Reihnhaus auf der grünen Wiese konkurrieren kann. Das liegt aber nicht nur an Städteplanern. Es gibt auch erhebliche steuerpolitische und nachbarschaftsrechtliche Hemmnisse. Da ist erst mal die Tatsache, daß sich kleine bis mittlere Betriebe Mieten in einem innerstädtischen Wohnviertel kaum leisten können. Dann kommt die Frage hinzu, ob sie dort überhaupt vernünftig arbeiten dürfen. Ein Bäcker darf in der Regel morgens um vier in einem Wohnviertel gar nicht backen. Die Städter wollen ihre Brötchen um sieben auf dem Teller haben, aber der Bäcker soll sie auf der grünen Wiese produzieren.

SPIEGEL: Wollen sich Architekten vor der Verantwortung drücken, indem sie immer nach politischen Lösungen für solcherlei Fragen rufen?

Mäckler: Diese Fragen können nun mal nur politisch gelöst werden, und da ist einiges

Mäckler-Neubau in Berlin (außen)
„Der Bäcker soll auf die grüne Wiese“



FOTOS: M. WEISS / OSTREUTZ (1), J. S. MÜLLER (2)

möglich: Was hätten Sie denn vor 15 Jahren gesagt, wenn es geheißen hätte, Sie müssen Ihren Müll trennen? Sie hätten mich ausgelacht. Heute trennen Sie selbstverständlich Ihren Müll. Wieso soll ein Gesetzgeber dann nicht festlegen, daß die Erdgeschoßzone in der Innenstadt zumindest zu Zweidritteln mit einer Miete belegt ist, die es erlaubt, daß da eine Boulettenbude oder ein Caféhaus hinkommen kann.

SPIEGEL: Viele innerstädtische Häuser sind gar nicht dafür angelegt, daß ins Erdgeschoß Geschäfte kommen. Sind Architekten nicht doch heimliche Verhinderer der durchmischten Stadt?

Mäckler: Sicher sind Architekten auch verantwortlich für tote Innenstädte. Wenn ich an Frankfurt denke, da gibt es Straßen mit Bürohäusern, in denen das ganze Erdgeschoß verspiegelt ist. Hinter der Verspiegelung befindet sich die Kantenküche, das Büro des Hausmeisters und andere unsinnige Nutzungen. Das Haus schottet sich gegen seine Umgebung ab.

SPIEGEL: Nun planen Sie aber im Moment Gebäude, die in der Regel die trostlosesten Sockel haben: Hochhäuser. Eines an der Gedächtniskirche in Berlin und eines gegenüber der Alten Oper in Frankfurt. Warum wagt sich ein behutsamer Mann wie Sie auf einmal an eine vielgehaßte Bauform?

Mäckler: Die Aversion gegen Hochhäuser in unserer Gesellschaft ist völlig irrational. Natürlich hängt sie mit den toten Sockeln vieler Wolkenkratzer zusammen, aber das kann man ja auch anders lösen. Meine Hochhäuser in Frankfurt am Main zum Beispiel bekommen zweigeschossige Arkaden mit Läden und sind dadurch zugänglich. Aber allgemein gesprochen: Hochhäuser sind einfach das Symbol unserer Zeit. Frankfurt hat durch die Wolkenkratzer eine richtige Stadtkrone bekommen. Mit jedem Hochhaus, das dazu kommt, gewinnt die Stadt an Klasse und Reiz. Frankfurt ist ja in der Innenstadt viel zerstörter gewesen als Berlin und hat erst durch die Hochhäuser einen neuen Charakter bekommen.

SPIEGEL: Sie pendeln seit Jahren zwischen Frankfurt und Berlin. Warum ziehen Sie nicht vollends in die Hauptstadt?

Mäckler: Ich liebe Berlin, und wenn es ums Lebensgefühl geht, dann ist das die Stadt, in der man sich einfach niederlassen muß. Wenn es aber darum geht zu arbeiten, ist man hier nicht so gut aufgehoben. Frankfurt sehen Sie von außen an, daß sich dort wirtschaftliches Leben konzentriert. Aber kaum ein Bankchef sagt, Berlin ist die Hauptstadt, laßt uns hingehen. Wenn Sie in Charlottenburg um acht Uhr morgens aus dem Haus gehen, dann haben Sie das Gefühl, alle schlafen noch. Die Stadt war leider zu lange vom wirtschaftlichen Leben abgenabelt.

INTERVIEW: SUSANNE BEYER

AUTOREN

Der Spiegel des Verbrechens

Der Schriftsteller Henning Mankell dringt mit ebenso spannenden wie anspruchsvollen Romanen in die Spitzengruppe der Bestsellerlisten vor. Sein Held Kurt Wallander, Kriminalkommissar im schwedischen Provinznest Ystad, ist für Millionen Leser längst eine reale Person.

Der nicht mehr ganz junge Mann mit den grauen Strubbelhaaren wirkt auffällig unauffällig. Äußerlich läßt nichts darauf schließen, daß es sich um einen der erstaunlichsten Erfolgsautoren der Gegenwart handelt – um ein lebendes Paradox.

Geboren vor 51 Jahren im kühlen Stockholm, ist Henning Mankell unter der Sonne Afrikas zu Hause. Aufgewachsen in Schweden, einem der reichsten Länder der Welt, hat er in einem der ärmsten seine Wahlheimat gefunden, in Mosambik. Als Romancier schreibt er in seiner Muttersprache Schwedisch; als Theaterregisseur in Maputo, der Hauptstadt des afrikanischen Staates, spricht er Portugiesisch, die Sprache der einstigen Kolonialmacht. Die Arbeit des Schriftstellers ist einsam, die des Regisseurs kollektiv. Mankell braucht beides. Seine Lebensform ist der Spagat: „Ein Fuß im Schnee, ein Fuß im Sand.“

Der Schwede, der mit 23 Jahren literarisch debütierte, schreibt unter anderem Theaterstücke und einfühlsame Jugendbücher, von denen mehrere auch in Deutschland preisgekrönt wurden. Seine Massenleserschaft aber gewann Mankell mit unerhört spannenden Romanen über schauerliche Serienmorde. Ein grüblerischer Polizeikommissar namens Kurt Wallander enträtselt darin noch die grausamsten Verbrechen als Vexierbilder sozialen Zerfalls.

Die Mundpropaganda der Leser sowie glänzende Kritiken beförderten Mankells im vergangenen Jahr erschienenen Buch „Die fünfte Frau“ in die Spitzengruppe der Bestsellerlisten. Knapp dahinter findet sich jetzt bereits ein weiterer, gerade erst aus deutsch veröffentlichter Mankell-Titel*.

In Schweden, das gerade mal neun Millionen Einwohner hat, wurden mehr als drei Millionen der insgesamt acht Wallander-Romane verkauft. Binnen weniger Jahre wurde der Polizist aus dem südschwedischen Provinznest Ystad zur festen Größe des kollektiven Bewußtseins. Obwohl allen klar ist, daß Kurt Wallander eine ebenso fiktive Existenz führt wie Sherlock Holmes,



Erzähler Mankell: Spagat zwischen Schnee und Sand

Don Quijote oder der brave Soldat Schwejk, gehört er für die Schweden zu ihrem Leben wie eine reale Person. Mit leisem Staunen über das Eigenleben seiner Figur erzählt Henning Mankell von dem betagten Landsmann, der ihn in der Stockholmer Innenstadt am Vorabend der Abstimmung über Schwedens Beitritt zur Europäischen Union mit der Frage verduzt: „Wie würde sich Wallander entscheiden?“

Zu den über 20 Sprachen, in die Wallanders Ermittlungen bisher übersetzt wurden, gehört sogar Japanisch. Die internationale Popularität des Helden führt sein Schöpfer vor allem darauf zurück, daß Wallander sich durch seine Erfahrungen von Fall zu Fall und von Buch zu Buch verändert: Er hat eine Haltung, zweifelt an ihr, kommt zu einer neuen Einstellung und wird

auch an ihr wieder irre. Damit steht der schwedische Kommissar im Gegensatz zu gewöhnlichen Krimi-Helden, die aus Stereotypen zusammengesetzt sind wie eine Maschine aus Fertigbauteilen. „Wallander ist wie du und ich“, sagt Mankell, „er wandelt sich.“ Zwischen 1991 und 1998, innerhalb von acht Jahren, hat Mankell ebenso viele Wallander-Romane veröffentlicht. Verblüffend schnell etablierte sich der schwedische Polizist unter den großen Gestalten der internationalen Kriminalliteratur.

Eher wortkarg als redselig, schlecht bezahlt und meistens überarbeitet, dazu von beruflichen Selbstzweifeln geplagt, hat der Kommissar auch in privaten Beziehungen wenig Glück. Wer die drei früher auf deutsch erschienenen Bände kennt – „Mörder ohne Gesicht“, „Hunde von Riga“ und „Die weiße Löwin“ –, weiß es: Seine Ehe ist gescheitert, die heranwachsende Tochter Linda hat einen Selbstmordversuch hinter sich. Zu seinem greisen und starrsinnigen Vater findet er kaum Zugang, während ihn Tochter Linda mit der Beobachtung erschreckt, er werde seinem Vater immer ähnlicher.

Mit einer in Riga lebenden Freundin hat Kurt Wallander fast nur am Telefon Kontakt. Doch wenn er sie mitten in der Nacht anläutet, kann es passieren, daß er den Hörer wieder auflegt, ohne ein Wort zu sagen und ohne zu wissen, warum: hin- und hergerissen zwischen

der Sehnsucht nach einer neuen Bindung und der Angst davor. Für seine Opernleidenschaft bleibt kaum Zeit. Sein Bauchansatz macht ihm zu schaffen. Heiße Sexszenen erlebt er allenfalls in erotischen Träumen, und seine Einsamkeit schwemmt er manchmal mit Whisky weg.

Obwohl bei Mankell Erzähltempo und Zeitebenen vielfach wechseln und obwohl das äußere Geschehen, gegen alle Krimi-Regeln, oft über viele Seiten nicht vorankommt, hält der Sog der Lektüre an.

„Ich habe nie in meinem Leben daran gedacht, einen Kriminalroman um seiner selbst willen zu schreiben“, sagt Mankell. „Ich sehe mich in einer sehr alten Tradition, die den Spiegel des Verbrechens nutzt, um die Gesellschaft zu betrachten.“ Nach dieser Definition ist einer der Stammväter der Kriminalliteratur kein anderer als Wil-

* Henning Mankell: „Die falsche Fährte“. Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt. Paul Zsolnay Verlag, Wien; 496 Seiten; 45 Mark.

liam Shakespeare: „Der beste Kriminalroman, der je geschrieben wurde, heißt wahrscheinlich ‚Macbeth‘.“ Er sagt es ohne Nachdruck, fast beiläufig. Dieser Autor ist auf bescheidene Weise anspruchsvoll.

Nach drei Jahren Afrika für einige Zeit nach Schweden zurückgekehrt, stellte Mankell 1989 erschrocken fest, daß sich Übergriffe gegen Asylanten häuften. „Da tickte eine Zeitbombe unter dem Teppich der Gesellschaft. Ich beschloß, eine Geschichte über Rassismus zu schreiben. Das ist eine kriminelle Haltung. Deshalb entschied ich mich für einen Kriminalroman. Und dafür brauchte ich einen Polizisten.“

So entstand eines Tages im Mai 1990 der Kommissar Kurt Wallander, Held des ein Jahr später erschienenen Buchs „Mörder ohne Gesicht“. „Nach dem ersten Roman wurde mir klar, daß sich viele Leute mit ihm identifizierten – mit seinen Einstellungen, seinen Sorgen, seinen Bedürfnissen. Darum benutzte ich ihn als Instrument für einige andere Geschichten.“

Ohne die langjährige Wahrnehmung der Welt aus einer nichteuropäischen Perspektive hätte es den europäischen Bestsellerautor Mankell nie gegeben. Die meisten Wallander-Romane sind geographisch und kulturell bipolar: Die Spur der Verbrechen, die Wallander zunächst in Schweden verfolgt, führt in die arme Welt. Aus ihr kommen viele Opfer, die in Europa aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen Zuflucht suchen oder von Menschenhändlern dorthin verschleppt werden. Ihr entstammen aber auch etliche Täter.

Bei Wallanders erstem Fall, „Mörder ohne Gesicht“, töten sowohl Berufsverbrecher aus Osteuropa wie schwedische Rassisten. In dem Roman „Die weiße Löwin“ hilft der Kommissar dabei, im letzten Moment ein politisches Attentat auf Nelson Mandela zu verhindern, für das ein schwarzer Killer und Spezialisten des ehemaligen KGB von südafrikanischen Buren bezahlt werden. „Die fünfte Frau“ fängt an mit einer suggestiven algerischen Szene, in der islamistische Terroristen schlafenden Opfern die Kehlen durchschneiden – erst vier europäischen Ordensschwestern, dann einer schwedischen Zufallstouristin.

Auch die neue Mankell-Übersetzung „Die falsche Fährte“ beginnt mit einer atmosphärisch packenden Szene in der Dritten Welt, diesmal in der Dominikanischen Republik. Ein armer Teufel, der sich Medikamente nicht leisten kann, sieht hilflos dem Sterben seiner kranken Frau zu; er bleibt mit dem gemeinsamen Baby allein zurück. Diese Tochter verbrennt sich 15 Jahre später vor den Augen von Wallander in einem schwedischen Rapsfeld.

Wie ihr Tod mit dem abgründigen Sadismus eines ehemaligen Justizministers, mit dessen Ermordung, Skalpierung und weiteren Bluttaten zusammenhängt, begreift der Kommissar nur widerstrebend. Die falsche Fährte verfolgt Wallander lan-

ge nur aus einem Grund: Die angesichts der Indizien naheliegende Schlußfolgerung auf Person und Motive des Mörders kommt ihm so monströs vor, daß er sie einfach nicht wahrhaben will.

Bei seinem ersten Fall ist der Kommissar Anfang 40, beim letzten, der voriges Jahr in Schweden erschienen ist, 50 Jahre

Bestseller

Belletristik

1 (1) John Irving Witwe für ein Jahr

Diogenes; 49,90 Mark

2 (2) Henning Mankell Die fünfte Frau

Zsolnay; 39,80 Mark

3 (3) John Grisham Der Verrat

Hoffmann und Campe; 44,90 Mark

4 (4) Henning Mankell Die falsche

Fährte Zsolnay; 45 Mark

5 (5) Walter Moers Die 13^{1/2} Leben des
Käpt'n Blaubär Eichborn; 49,80 Mark

6 (6) Marianne Fredriksson Simon

W. Krüger; 39,80 Mark

7 (7) Maeve Binchy Ein Haus in Irland

Droemer; 39,90 Mark

8 (8) John le Carré Single & Single

Kiepenheuer & Witsch; 45 Mark

9 (9) Minette Walters Wellenbrecher

Goldmann; 44,90 Mark

10 (10) P. D. James Was gut und

böse ist Droemer; 39,90 Mark

11 (11) Tom Clancy Operation Rainbow

Heyne; 49,80 Mark

12 (14) David Guterson

Östlich der Berge

Berlin; 39,80 Mark

Wie ein kranker
Arzt nach dem Sinn
des Lebens sucht



13 (15) Paulo Coelho Der Alchimist

Diogenes; 32 Mark

14 (12) Cees Nooteboom Allerseelen

Suhrkamp; 48 Mark

15 (13) Donna Leon Sanft entschlafen

Diogenes; 39 Mark

alt. Auch in diesem – noch nicht übersetzten – Buch, „Die Brandmauer“, spiegelt der Autor mit den Mitteln der Kriminalliteratur den Prozeß der Globalisierung. Es geht, zwischen Schweden und Angola, um die Risiken der elektronischen Revolution; ein Großteil der armen Welt, befürchtet Mankell, drohe eher zum „globalen

len Ghetto“ als zum Teil des „globalen Dorfs“ zu werden.

Einen weiteren Wallander-Roman soll es nicht geben. „Ich möchte nicht, daß die Leute viel Geld für ein Buch bezahlen und nach zehn Seiten das Gefühl haben, daß der Autor seiner Sache müde ist. Es wäre beleidigend für mich und für den Leser.“ Den Fans wird der Abschied von Wallander dadurch erleichtert, daß dessen Tochter Linda als Polizistin das Werk ihres Vaters fortsetzen soll: Mindestens ein Buch mit Kommissarin Linda versprach der Autor letzte Woche in einer schwedischen Zeitschrift, nicht nur seinen Landsleuten zur Freude.

Regisseur des „Avenida“-Theaters in Maputo will Mankell bleiben; dieses „Abenteuer meines Lebens“, für das er nie Geld erwartet oder bekommen hat, finanziert er mit seinen Krimi-Bestsellern.

Schon als Kind wurde ihm der ferne, heiße, rätselhafte Kontinent zum Reich seiner Sehnsucht. Er wuchs in Nordschweden auf, allein mit seinem Vater, umgeben von viel rauher Natur und wenigen Menschen – wie Joel, der Held jener Jugendbücher, die er seine „fiktiven Biographien“ nennt. „Die Gegend heißt Härjedalen und ist verdammte kalt“, sagt Mankell. Wie einst der Junge Henning, findet auch Joel Zuflucht und Wärme in seiner Phantasie.

Mit 17 Jahren begann Mankell in Stockholm, das Regiehandwerk zu lernen, und ein paar Jahre später besuchte er zum erstenmal Afrika. Die Wirklichkeit veränderte Farben und Konturen des alten Traums, doch die Faszination blieb. Mankell kehrte immer wieder nach Afrika zurück. 1985 wurde der schwedische Regisseur in Mosambik eingeladen, beim Aufbau eines professionellen Theaters in Maputo zu helfen. Er blieb erst eine Woche, dann pendelte er zwischen den Kontinenten; schließlich entschied er sich, überwiegend in Afrika zu leben. Auch die Wallander-Romane sind großenteils dort entstanden.

In einem Land, in dem drei von fünf Menschen weder lesen noch schreiben können, hat das Theater als Ausdrucksmittel eine besondere Bedeutung. Wenn Mankell auf das schwarze Ensemble zu sprechen kommt, in dem er als einziger Weißer arbeitet, wird der bedächtige Mann beinahe enthusiastisch. „Ohne die geringste staatliche Unterstützung überlebt unsere Truppe von 70 Vollzeitkräften seit 15 Jahren. Zumindest einige von ihnen könnten auf jeder deutschen Bühne auftreten.“

Dieser Erfahrung zuliebe nimmt der afrikanische Schwede es in Kauf, daß er oft monatelang von seiner Frau Eva getrennt ist. Auch sie hat, als Tochter des berühmten Regisseurs Ingmar Bergman, Theater im Blut; sie leitet eine Göteborger Bühne. Derzeit schreibt Mankell ein Stück, das seine Frau in Maputo inszenieren wird – mit einer gemischten Truppe aus einheimischen und schwedischen Akteuren.

RAINER TRAUB

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“

Sachbücher

1 (1) **Waris Dirie** Wüstenblume

Schneekluth; 39,80 Mark

2 (2) **Corinne Hofmann** Die weiße

Massai A1; 39,80 Mark

3 (3) **Sigrid Damm** Christiane

und Goethe Insel; 49,80 Mark

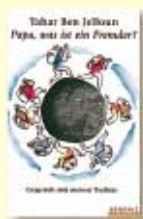
4 (4) **Klaus Bednarz** Ballade vom

Baikalsee Europa; 39,80 Mark

5 (6) **Tahar Ben Jelloun**

Papa, was ist ein Fremder?

Rowohlt Berlin; 29,80 Mark



Wie ein
Schriftsteller seiner
kleinen Tochter
den Rassismus erklärt

6 (5) **Dale Carnegie** Sorge dich

nicht, lebe! Scherz; 46 Mark

7 (7) **Ruth Picardie** Es wird mir

fehlen, das Leben Wunderlich; 29,80 Mark

8 (9) **Jon Krakauer** In eisigen Höhen

Malik; 39,80 Mark

9 (10) **Daniel Goeudevert** Mit Träumen beginnt die Realität

Rowohlt Berlin; 39,80 Mark

10 (8) **Guido Knopp** Kanzler – Die Mächtigen der Republik

C. Bertelsmann; 46,90 Mark

11 (12) **Gary Kinder** Das Goldschiff

Malik; 39,80 Mark

12 (11) **Jon Krakauer** Auf den Gipfeln der Welt

Malik; 39,80 Mark

13 (13) **Gerd Ruge** Sibirisches Tagebuch

Berlin; 39,80 Mark

14 (14) **Peter Kelder** Die Fünf „Tibeter“

Integral; 22 Mark

15 (15) **Monty Roberts** Shy Boy

Lübbe; 49,80 Mark



VG BILD-KUNST, BONN 1999

W. KANDINSKY

Münter-Gemälde „Sofatisch“ (1910), Künstlerin Münter in Murnau (1910): Zwielfichtiges Zauberreich des Wundermädchens

KUNST

„Unfähige müssen eben raus“

Zeitreisen zum „Blauen Reiter“: In München werden vier Ausstellungen vom Anfang des Jahrhunderts rekonstruiert, in Murnau öffnet sich das Landhaus Gabriele Münters für Besucher.

Das Kanapee ist frisch bezogen, aber das Stoffdessin könnte vom Anfang des Jahrhunderts sein. Auch an der Wand prangt wieder das alte Muster – ein Dekor, für das der Anstreichermeister nun die Schablonen eigens zuschneiden mußte. Die bunten Bilder über dem Polstermöbel gehören sowieso an diesen Platz.

Der Zimmerecke im oberbayerischen Sommerhaus, einem Bildmotiv, das die Expressionistin Gabriele Münter 1910 mit leuchtenden Farben und kräftigen Konturen auf Leinwand festgehalten hat, fehlt heute nur noch der titelgebende „Sofatisch“ mit Lampe und Topfblumen. Wenn sich vom 9. Juli an das „Münter-Haus“ in Murnau für Besucher öffnet, werden sie da wie in eine intime Szenerie der frühmodernen Kunstgeschichte zurückversetzt.

Es ist ein zwielfichtiges Zauberreich. 1909 hatte die Malerin die schlichte „Villa“ als Landsitz für sich und ihren Lehrer, Kollegen und Geliebten Wassily Kandinsky erstanden. Hier durchlebten beide einen Großteil ihrer Genieperiode, hier planten sie und ihre Freunde die Eroberung der Kunstwelt, hier wurde an Manifesten gefeilt. Doch das Haus verödete, als Kandinsky nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs in seine russische Heimat zurückkehrte, von der freien „Gewissensehe“ mit seinem „Füchlein“ und „Wundermäd-

chen“ nichts mehr wissen wollte und in Moskau eine andere heiratete, was er demütigend lange vor der Verlassenen geheimhielt. Erst seit 1931 nutzte sie, mit einem neuen Gefährten, wieder das Murnauer Haus. Nach ihrem Tod 1962 ging es samt Möbeln, Kunstwerken und riesigem Dokumentenschatz an eine Stiftung.

Nun blitzt das lang verwohnte und verwitterte Gebäude wieder adrett im Weiß, Gelb und Hellblau der Jugendstilepoche. Anbauten aus der Zwischenzeit sind beseitigt, und statt nur zwei provisorischer Gedenkräume wie schon seit 1983 ist das ganze Haus zugänglich – bestückt mit überwiegend rustikalen Möbeln, von denen Kandinsky und Gabriele Münter viele liebevoll-folkloristisch bemalt haben.

Verschwunden ist allerdings, zugunsten eines neuen Besuchereingangs, ein obskures Verlies im Souterrain. Dort waren immense Bilderschätze aus der Frühzeit, die Gabriele Münter erbittert gegen alle Ansprüche Kandinskys verteidigt hatte, auch vor

Nazi-Häschern und marodierenden Besatzern unauffindbar verbarrikadiert.

Die Schenkung dieses Horts, darunter allein mehr als 90 Kandinsky-Gemälde, machte 1957 die Münchner Städtische Galerie im Lenbachhaus auf einen Schlag zur Hochburg des Expressionismus-Kults, speziell der Forschung über die Münchner Künstlergruppe „Der Blaue Reiter“. Von dem Segen zehrt das Museum bis heute: Fast gleichzeitig mit dem Murnauer House-Warming stellt es in seinem unterirdischen „Kunstbau“ nun eine eigene Inszenierung aus derselben Künstlerwelt vor.



Kandinsky-Studie zu „Komposition V“ (1911): Stunk im Club

VG BILD-KUNST, BONN 1999

Während die voralpine Sommerfrische, schon seinerzeit nur eine Eisenbahnstunde von München entfernt, die Inspiration durch die Landschaft und die Sphäre individuellen Glücks oder Unglücks repräsentiert, ist die Großstadt Arena des öffentlichen Streits – eine Hauptstation der frühen Moderne. Zum Beweis rekonstruiert das Lenbachhaus von Samstag dieser Woche an vier Münchner Ausstellungen der Jahre 1909 bis 1912 möglichst genau so, wie sie in – nun nachgebauten – Räumen der Galerie Thannhauser in der Theatinerstraße gezeigt wurden*.

Mit rund 230 Kunstwerken sind reichlich 70 Prozent des mühsam ermittelten historischen Bestands zusammengekommen. Dazu breitet der Katalog, häufig aufgrund bislang unpublizierter Quellen, ein dichtes Hintergrundgeflecht aus Künstler-Philosophemen, Wirtschaftsinteressen und Vereinsinhalten aus.

Das Gesamtbild der Schau muß kraus geraten. Kubistisches hing damals neben Surrealem, Folklore-Zitate polterten munter neben Akademie-Anklängen, und sogar ein Spätimpressionist hatte sich auf die Szene verirrt. Einen prinzipiellen Zwiespalt benennt der schwierige Ausstellungstitel „Der Blaue Reiter und Das Neue Bild“: Während Vor-„Reiter“ Kandinsky sich schließlich an Abstraktionen wagte, fanden zaghaftere Zunftgenos-

sen einen Wortführer in dem Buchautor Otto Fischer („Das Neue Bild“, 1912), der just die Gegenstandslosigkeit als „kalten Wahn“ verdammt.

Dabei war doch vereintes „Streben nach künstlerischer Synthese“ aus Innenwelt und äußeren Eindrücken verabredet worden, als sich 21 Maler, aber auch Musiker und Schriftsteller Anfang 1909 zur Gründung der „Neuen Künstler-Vereinigung München“ (NKVM) zusammenfanden – der direkten, bislang aber unzureichend untersuchten Vorläuferin des „Blauen Reiters“. Kandinsky wurde erster, sein Landsmann Alexej Jawlensky zweiter Vorsitzender. Deklariertes Vereinsziel war es, Ausstellungen abzuhalten und sie zu Werbe- und Verkaufszwecken auch auf Tournee zu schicken.

Das klappte gar nicht übel; gleich die erste Gruppen-Schau ging über noch acht weitere Stationen von

erklärten auf der Stelle ihren Austritt. „Schade um die Vereinigung“, notierte die Malerin, „sie hat was Besseres werden sollen!“

Marc und Kandinsky waren sichtlich auf den Eklat gefaßt. Schon gut zwei Wochen später, gleichzeitig mit der NKVM-Schau, konnten sie zwei Stockwerke höher in der Galerie Thannhauser ihre erste „Blauer Reiter“-Ausstellung eröffnen, samt der „Komposition V“, die jetzt in der Rekonstruktion des Lenbachhauses durch eine zugehörige Ölstudie vertreten wird.

NKVM-Vorsitzender Erbslöh, auch er ein Gegner dieses Bildes, erschien jovial zur Besichtigung und urteilte nicht ganz falsch, da hingen ja „wirkliche Schinken zwischen außerordentlich schönen Bildern“. Der wohlhabende Kaufmannssohn konnte sich eines davon leisten: ein vom Franzosen Robert Delaunay gemaltes Interieur der Pariser Kirche Saint-Séverin.

Acht Jahre später versetzte ihn „der ganze Futurismus, Kubismus“, dieser „Teufelsspuk“, in nachträglichen Schrecken. Erbslöh pries sich glücklich, daß er „nur leicht infiziert“ gewesen, nun aber „gründlich geheilt“ sei.

JÜRGEN HOHMEYER



Erbslöh-Gemälde „Akt mit Strumpfband“ (1909): „Vergebliche Stil-Suche“

VO BILD-KUNST, BONN 1999

* Bis 3. Oktober. Katalog im Prestel-Verlag; 400 Seiten; 48 Mark (Buchhandelsausgabe 98 Mark).



Renoviertes Münter-Haus: Bilderschatz im Verlies

FILM

Wettlauf mit der Kamera

Sie heißen Louise oder France oder Laetitia: Frauen-Power im neuen französischen Kino.

Lola rennt, Louise rennt, France rennt. Lola kennen wir ja. Louise rennt durch die Korridore der Pariser Métro, Rolltreppen hoch und mit einer Flanke über die Sperre, weil sie eine Diebin ist. Zudem Schulschwänzerin, Streunerin, Anarchistin. Was sie stiehlt, braucht sie nicht; sie stiehlt nur, damit ihr das Leben nicht so unerträglich leer vorkommt – und da sie die Tochter eines Dichters ist, legt sie in dieses Bekenntnis, hoch über der Stadt auf einem Dach stehend, ein gewisses parodistisches Pathos.

Louise löst auch mal im Kaufhaus einen Bombenalarm aus, um nicht erwischt zu werden, und sie läßt sich leider von der Clique ihrer nichtsnutzigen halbwüchsigen Freunde als Lockvogel für einen kleinen Raubüberfall mißbrauchen. Doch richtig auf Touren kommt ihr schwindelhaftes Dasein erst, als sie vom Schulhof weg einen kleinen Jungen stiehlt, dem das Abenteuer sichtlich Spaß macht: Leben im Puls-schlag der Verfolgungsjagd.

France, ein Mädchen vom Lande, langhalsig, schmal und windschnittig wie eine



„Louise (Take 2)“–Star Bouchez: *Anarchistin des Glücks*

Antilope, rennt und rennt und rennt, um in sich zur Ruhe zu kommen, um vollkommen bei sich zu sein. Ihr ganzes Leben, seit sie eines Tages ihren Eltern davongearannt ist, scheint so zu verlaufen, daß sie immer mal wieder unerklärlich plötzlich aufspringt und auf Nimmerwiedersehen davonrennt – und mitunter, schon auf dem Sprung, stiehlt sie noch etwas (einmal ist es eine halbe Million Francs), obwohl sie an



„Zu verkaufen“–Star Kiberlain (r., mit Chiara Mastroianni): *Atem der Freiheit*

Geld kein wirkliches Interesse hat. Ihr Element ist die Luft, sie erscheint und entschwindet als das verkörperte Einsamkeitsglück einer Langstreckenläuferin.

Lola, Louise, France: Natürlich rennen sie alle, wie wir alle, auch einer Idee von vollkommener Freiheit hinterher, von der wir natürlich wissen, daß es sie nicht wirklich gibt, und die doch subjektiv ein berauschendes Hoffnungsgefühl hervorzubringen vermag, eine Kraft, sich über sich selbst hinauszuschwingen.

Die Musik zu Louises Spurts durchs Pariser Métro-Nachtlabyrinth – in dem Film „Louise (Take 2)“ von Siegfried, der Anfang August in deutsche Kinos kommt – wird oft vom aufreizenden Dröhnen eines exotischen Instruments vorangetrieben; die Musik zu Frances Lebens-Läufen über Frankreichs Landstraßen – in dem Film „Zu verkaufen“ von Laetitia Masson – liegt wie ein Flirren und Klirren in der Luft über ihr.

Die Musik zum einen wie zum anderen Film hat ein junger Mensch gemacht, der sich schlicht Siegfried nennt, studierter Cellist und Komponist, der in Frankreich als nomadisierender Ethno-Musikant auf treue Fans bauen kann – für „Louise (Take 2)“ hat er sich unerschrocken auch zum Autor, Regisseur und Kameramann befördert.

Er arbeitet mit jener kleinen, spielerisch leicht zu benutzenden Videokamera, die derzeit als Markenzeichen eines jugendfrischen, aktionistisch zupackenden Improvisationskinos gilt. Er läßt sich von diesem Spielzeug rasch verführen, seinen mit dokumentarischer Detailschärfe und Stren-

ge begonnenen Film durch allerlei Pirouetten zum Tanzen zu bringen, und verliert sich zuletzt ganz in bunten Delirien.

Eine abenteuerlich verwandte Seele findet seine Heldin Louise (Élodie Bouchez) zum guten Ende in einem baumlangen, unwiderstehlich kraftsprühenden Schwärmer nordafrikanischer Herkunft. Das ist Roschdy Zem, Popstar und einer der Lieblingslover des jungen französischen Kinos, und auch seine Präsenz hat die Geschichte von Louise mit der Geschichte von France gemeinsam.

Roschdy Zem ist in „Zu verkaufen“ einer jener Männer, vor denen France davonrennt, oder richtiger, er ist einer von denen, die an France scheitern, da sie sich durch nichts halten läßt, nicht einmal durch einen Heiratsantrag. Von Männern, die ihr Liebeserklärungen machen und mit ihr schlafen wollen, verlangt France Geld. Für sie (falls sie es erklären wollte) wäre das wohl nicht Prostitution, sondern im Gegenteil eine Verweigerungsgeste, die besagt, daß sie nicht zu verkaufen, nicht zu kaufen, nicht zu besitzen sei – daher die Ironie des Filmtitels, des zweiten nach „Haben (oder nicht)“, mit dem sich Laetitia Masson als Filmemacherin von sehr eigener, sehr besonderer Sensibilität erweist.

Um das junge französische Kino steht es ja keineswegs sonnig; zum größten Teil ist es (genau wie das deutsche) kleinmütig und konformistisch, am Ende nur hochtoupierter Fernsehstoff. Da wirkt Siegfrieds leichtsinniger Kamera-Anarchismus unerwartet erfrischend, und die unbeirr-bare Genauigkeit, mit der Laetitia Masson die Geschichte ihrer Langstreckenläuferin France nachzeichnet, bedeutet schon überraschendes Glück – in der Erscheinung von Sandrine Kiberlain, so ganz durchsichtig und so ganz unergründlich, bleibt sie für die Erinnerung noch lange präsent.

URS JENNY

THEATER

Schnupperkurs im Höhlendunkel

Im Lärm der Berliner Sommer-Spektakel kämpft das Festival „Theater der Welt“ mühsam um Aufmerksamkeit – und lockt doch mit verblüffenden Attraktionen.

Wenn die Hauptstädter nur ein bißchen hauptstädtischer wären, dann müßten die Menschen zwischen Funkturm und Marzahn längst alleamt in weißen Arbeitskitteln herumlaufen. Denn der Ort, an dem die Berliner ihr Dasein fristen, heißt neu-deutsch nicht mehr Stadt, sondern viel flotter: Labor Berlin.

Mögen kleinere Geister beim Wort Labor an künstlichen Zahnersatz und blubbernde Reagenzgläser denken, für den „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher ist ganz Berlin ein „nationales Labor“. Da ist es nur logisch, daß auch die Veranstalter des Festivals „Theater der Welt“, wie es in Ankündigungen hieß, die Stadt in ein „Theater-Labor“ verwandeln wollen.

Seit 1981 gastiert das Festival alle zwei bis drei Jahre an wechselnden Orten – und nun, noch bis 4. Juli, erstmals in Berlin. Und die Preisfrage lautet diesmal: Wie „theatralisiert“ man diese Riesenstadt?

Zum Beispiel indem man, wie am Mittwoch abend vergangener Woche, den Verkehr auf der Straße des 17. Juni zum Erliegen bringt. Ein paar tausend Menschen, viele von ihnen sehr jung und strahlend anzusehen, eroberten auf Rollschuhen den für Autos und Motorräder vorgesehenen Raum, umkurvten fröhlich die Siegestsäule und taumelten selig zum Brandenburger Tor. Ein betörendes Spektakel zur Dämmerstunde – doch leider hatte es mit dem „Theater der Welt“-Fest nichts zu tun: Die Rollschuhmenschen demonstrierten bloß für das Recht, das Bladen und Skaten künftig legal auf den Autostraßen Berlins betreiben zu dürfen.

Wo aber stößt man im Hauptstadtbild auf die Wunder des Theaterfestivals? Gut, von Plakatsäulen grüßt mitunter ein nettes fahnenschwingendes Lotsenmännchen mit dem „Theater der Welt“-Logo, am Schloßplatz gibt es eine Bambus-Installation und

am Potsdamer Platz ein wenig Straßen-theater – kaum genug, um den Anspruch einzulösen, die Stadtbewohner gut zwei Wochen lang mit neuen Theaterattraktionen aus aller Welt bei Partylaune zu halten.

Dabei ist Berlin in diesem Sommer ohnehin ein überbuchtes Partylabor: 300 000 Menschen wurden am Wochenende zur „Christopher Street Day“-Parade der Schwulen und Lesben erwartet, die übliche Million soll am 10. Juli zur Love Parade auf den Straßen tanzen. Und weil auf den Bühnen der Stadt auch dauernd Party herrscht, mal mit Castorf und Schlingensiefel, mal mit den Herren der Berliner Festwochen an den Mischpulten, fielen die ersten „Theater der Welt“-Präsente denn auch nicht weiter auf.

Im Deutschen Theater zeigte der französische Regisseur Roger Planchon, 67, Molières „Geizigen“ – ulkiges Volkstheater mit tollen Schauspielern und, noch auf-

mon McBurney durch „Theater der Welt“-Auftritte groß heraus, diesmal soll es, glaubt man dem Vorab-Gemunkel der Branche, der US-Aktionist Richard Foreman sein: Der ist auch schon 62 und geht in dieser Woche mit seiner New Yorker Truppe an den Start; Titel der Produktion zum Thema Sex und Seelenpein: „Hotel Fuck“.

Immerhin, ein kleines, gut verstecktes Theaterwunder gibt es im Programm bereits. Der Kolumbianer Enrique Vargas hat mit seiner Multikulti-Truppe, einem Stahlgestänge und vielen schweren schwarzen Tüchern einen alten Getreidespeicher am Ufer der Spree in ein magisches Labyrinth verwandelt. Einzeln werden die Zuschauer im Fünfminutenabstand hineingeschickt in ein oft stockdunkles Gewirr aus Gassen und Höhlen. Stumme Hexenmeisterinnen kredenzen Behälter mit merkwürdigen Düften zur Schnupperprobe und



„Lear“-Inszenierung aus Singapur in Berlin: Der Asien-Mix bleibt fremd in der Fremde

fälliger, mit bestürzend schönen jungen Schauspielern. Im Schiller-Theater präsentierte der Regisseur Ong Keng Sen, 35, einen „Lear“ aus Singapur und ohne Shakespeare: Mit vielen Gongs und prächtigen Gewändern, mit schrillum Gekreisch und blumigen Worten wird da die Story vom unglücklichen König Lear benutzt, um einen wilden Fernost-Stilmix aus Pekingoper und Japandisco auf die Bühne zu stellen: Bunt war's – und doch blieb die Asien-Schlachtplatte sehr fremd in der Fremde.

Wo aber haben die diesjährigen Leiter des Festivals, Thomas Langhoff vom Deutschen Theater und die Hebbel-Theater-Chefinnen Nele Hertling und Maria Magdalena Schwaegermann, die Sensationen und Entdeckungen versteckt? In der Vergangenheit kamen Regisseure wie der Amerikaner Peter Sellars und der Engländer Si-

laden zum Tanz, finstere Zeremonienmeister animieren zu Turnübungen im Industrie-Stahlschrott, es werden Karten gelegt und Metallmurmeln durch seltsame Apparaturen gejagt.

„Oraculos“ nennt Vargas seine Exkursion in die Dunkelkammern der Gerüche und Geräusche, die den Gast bald barfuß über feuchten Sand stapfen läßt. Manchmal erinnert das an einen Esoterik-Workshop für ausgebrannte Managertypen (samt Mutprobe im finstren dunklen Wald) – und doch ist die rund 75minütige Tour ein sinnverwirrender und alle Sinne belebender Gruselspaß. Gegen Ende darf der „Oraculos“-Irrfahrer sogar Getreide mahlen, Teig kneten und in mürbes Brot beißen – und ahnt, was es in diesem Fall mit dem Labor Berlin auf sich hat: Willkommen im hauptstädtischen Backstudio. WOLFGANG HÖBEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Hauptsache, es macht kaputt“

Der TV-Komiker Karl Dall über Designeranzüge und Comedy, das Drama des deutschen Fernsehens und seine Comeback-Show auf RTL

SPIEGEL: Herr Dall, was hat Sie aus dem verdienten Vorruhestand getrieben?

Dall: Versuchen Sie nicht, witziger zu sein als ich. Da haben Sie keine Chance. Wie darf ich Ihre Frage verstehen?

SPIEGEL: Es war lange still um Sie. Nun bekommen Sie eine neue Talkshow. Dafür haben Sie Ihre berühmte Lederweste gegen den Designeranzug getauscht, Ihre Gäste dürfen Cocktails statt Bier trinken.

Dall: Der Anzug ist ein zugegebenermaßen nicht ganz preisgünstiger PR-Trick. Aber bei zehn Sendungen, die mir RTL vertraglich zugesichert hat, rechnet sich der Aufwand. Und was so ein Anzug bringt, sieht man bei Harald Schmidt: Plötzlich sieht auch einer mit Hackfresse gut aus. Ansonsten kann ich Sie beruhigen: Ich kleide mich jetzt zwar gepflegter als früher, aber meine Show wird bei weitem nicht harmloser.

SPIEGEL: Welche Marke hat Ihr Anzug?

Dall: Brioni. Das trägt auch der Kanzler. Nicht Adenauer, der hatte nur einen Anzug, und den hat er mitgenommen. Schröder!

SPIEGEL: Anders als Gerhard Schröder können Sie in Ihrer Show ein paar schöne Mädchen zur Dekoration auf die Bühne stellen.

Dall: Die Mädchen sind so eine Art Blindenhunde. Die führen mich zum Beginn der Show die Treppe runter und am Ende wieder hoch. Wenn einer wie ich heutzutage gut rüberkommen will, muß er sich mit jungem Gemüse schmücken. Vielleicht sollte Gerhard Schröder das auch mal versuchen. Blöd war nur, daß die mir beim ersten Fototermin mit ihren eingöhlten Knien den Anzug versaut haben.

SPIEGEL: Haben Sie die Mädchen selbst ausgesucht?

Dall: Selbstverständlich. Am liebsten würde ich auch mein Publikum casten, aber



Showmaster Dall, Assistentinnen: „Ich habe keine Hemmungen“

dann säße ich am Ende wahrscheinlich allein im Studio.

SPIEGEL: Können Sie nun die Frage beantworten, warum Sie sich auf ein Comeback eingelassen haben?

Dall: Der neue RTL-Chef Zeiler hat mich gefragt. Der hat in Österreich nicht gemerkt, daß ich hierzulande total weg vom Fenster bin. Sogar Hella von Sinnen darf bei ihm noch mal ran. Anscheinend holt er die ganzen Sozialfälle aus der Versenkung.

SPIEGEL: Sie konnten dem Geld nicht widerstehen?

Dall: Es geht nicht um Geld. Aufs Brot kommt Lätta, und ansonsten lebe ich bescheiden. Warum ich das alles mache, kann ich Ihnen wirklich nicht genau beantworten – ich mache es einfach. Bevor ich meiner Familie auf den Sack gehe, produziere ich lieber ein paar Wochen lang eine Sendung.

SPIEGEL: Wie muß man sich die Gäste Ihrer Show vorstellen?

Dall: Die üblichen. Ich habe eine Liste von mehr als 300 Leuten, die ich in A- und B-Prominenz aufgeteilt habe. Ein Drittel hat mir RTL wieder rausgestrichen und dafür ein paar aus ihrem Laden reingeschrieben.

SPIEGEL: Welche Promis sind die dankbarsten Opfer?

Dall: Die B-Promis. Die sind noch hungrig und lassen sich gern quälen.

SPIEGEL: Ihr Ruf als Gastgeber ist nicht der beste. Roland Kaiser ist Ihnen schon mal empört aus der Sendung gelaufen.

Dall: Ich hatte ihm nur gesagt: „Na sing schon, damit wir es hinter uns haben.“ Die Presse hat sich drauf gestürzt, aber als er ein Jahr später wiederkam, interessierte das keinen mehr. Mir geht es darum, die Leute vom Sockel zu holen und ihre Eitelkeit zu durchbrechen. Das macht der Kollege Biolek übrigens auch, nur auf die nette Tour.

SPIEGEL: Warum schalten Frauen ab, sobald Sie auf dem Bildschirm erscheinen?

Dall: Glaube ich nicht. Jeder, der im Fernsehen sitzt, hat Sex-App-

peal. Mit den Frauen verbindet mich eher eine Haßliebe. Ich will sehen, wann bei denen die Humorgrenze aufhört. Vermutlich werde ich scheitern: Wo es keinen Humor gibt, gibt es auch keine Grenzen.

SPIEGEL: Ihre Vorgänger-Sendung „Karls Kneipe“ überlebte nicht mal einen Sommer.

Dall: Keine Ahnung, woran es lag. Vielleicht, weil RTL sich damals im Umbruch befand. An der Quote kann es nicht gelegen haben: Ich hatte im Schnitt 17,5 Prozent Marktanteil bei den 14- bis 49jährigen ...

Das Gespräch führten die SPIEGEL-Redakteure Lothar Gorris und Adriano Sack.



Dall im Kinofilm „Sunshine Reggae auf Ibiza“ (1983)*: „Ich stehe zu dem Mist“

SPIEGEL: ... der heiß umkämpften konsumfreudigen Kernzielgruppe ...

Dall: ... die Turnschuhe und Walkmen kauft. Ich sehe das anders: Meine Mastercard habe ich erst mit 48 bekommen, und beim Einkaufen bin ich noch immer unheimlich flexibel. Aber ich bin trotzdem beleidigt, wenn bei mir nur für Kukident und Waschmittel geworben wird.

SPIEGEL: Sie würden am liebsten auf Werbung verzichten?

Dall: Davon habe ich mal geträumt. Die Leute hassen ja die Werbung. Deswegen werden auch immer mehr Prominente dafür engagiert. Ich selbst könnte mir nur vorstellen, für ein ordentliches Genußmittel zu werben – Zigaretten oder Alkohol. Hauptsache, es macht kaputt.

SPIEGEL: Sie haben nie Werbung gemacht?

Dall: Einmal, in Berlin Anfang der Sechziger. Da war ich Straßensänger für die Supermarktkette Bolle. Zur Melodie von „Marischen saß weinend im Garten“ mußte ich Joghurtwerbung singen. Ich habe mir die Seele aus dem Leib geschrien und das erste Mal gemerkt, wie schwer es ist, Leute zum Stehenbleiben und Zuhören zu bringen.

SPIEGEL: Ihr Karrierebeginn?

Dall: Das ging viel früher los. Als ich 16 war, sollten wir in der Schule einen Aufsatz schreiben zum Thema „Der Tag meines Lebens in zehn Jahren“. Der Lehrer war nur wenig älter als wir und konnte mich nicht ausstehen. Ich wußte genau, daß ich meinen Text vor der Klasse vorlesen mußte. Ich schrieb: „In diesem Jahr führt mich meine Hochzeitsreise nach Ostfriesland, und natürlich versäume ich nicht, das Grab meines verstorbenen Deutschlehrers zu besuchen.“ Ich bekam das Heft um die Ohren gehauen, aber die Klasse tobte. Schon damals lief ich lieber mit offenen Augen ins Verderben, als eine Pointe auszulassen.

SPIEGEL: Berühmt wurden Sie als Mitglied der Blödeltruppe Insterburg & Co. Hatten Sie etwas mit der Studentenrevolte am Hut?

Dall: Die Bewohner der Kommune 1 – das waren die wahren Superstars. Die kamen immer zu unseren Konzerten und haben nie Eintritt gezahlt. Die Politik spielte bei uns nur zufällig eine Rolle. Mein Mitbewohner und Insterburg-Kollege Peter Ehlebracht, den es auch aus dem ostfriesischen Leer nach Berlin verschlagen hatte, hatte ein Verfahren wegen Kriegsdienstverweigerung am Hals. Ein geheimer Ermittler der Politischen Polizei schlich sich in unsere WG ein, um vor Gericht zu bezeugen, wie viele Untertassen in unserem Küchenschrank standen. Wörtliches Zitat: „Chaotisch und ungepflegt, wie in Künstler- und Studentenkreisen üblich.“ Der Mann hieß Karl-Heinz Kurras und erschöpfte ein paar Monate später Benno Ohnesorg.

SPIEGEL: Während sich Ihre Freunde zunehmend radikalisierten, sangen Sie Texte wie „Ich liebte ein Mädchen im Wedding, die wollte immer nur Petting“.

Dall: Ich war mein Leben lang ein Kneipenclown. Ich erinnere mich genau, wie wir Anfang der siebziger Jahre in einem Café saßen und zuschauten, wie draußen die Polizei aufmarschierte. Wir warteten stundenlang, um zu sehen, auf wen die es abgesehen hatte. Irgendwann hatten wir die Nase voll und gingen zu unseren Autos. Sofort stürzten sich die Polizisten auf uns. Es war nicht leicht, die Jungs davon zu überzeugen, daß wir keine Terroristen waren, sondern die Komiker von Insterburg & Co.

SPIEGEL: Warum haben ausgerechnet Sie die große Karriere gemacht?

Dall: Ich war schon immer scharf darauf, mich vor eine Kamera zu setzen. Mir fehlen da alle Hemmungen. Außerdem hatte ich mir gerade eine alte Villa in Berlin gekauft. Ich mußte ein-

fach ran und bin wie eine Marktfrau durch Deutschland gezogen: in versifften Discos, in Kellerlöchern, überall, wo man mich ertragen konnte. Und am Wochenende kam ich nach Hause und habe die Handwerker bezahlt. Ich kann nicht gut mit Schulden leben.

SPIEGEL: Wie schafften Sie den Sprung ins öffentlich-rechtliche Fernsehen?

Dall: Schon mit den Insterburgs sind wir oft im Fernsehen aufgetreten, und Anfang der Achtziger kannten mich 91 Prozent der Bundesbürger – nur Heino und der Kanzler waren bekannter. Außerdem war es relativ einfach, im Fernsehen für Ärger zu sorgen. Man mußte nur Heino und Peter Alexander beschimpfen, schon meldete die „Bild“-Zeitung: „Fernsehverbot für Karl Dall“ – mit einem Foto, auf dem ich aussah, als hätte ich meine Familie umgenietet.

SPIEGEL: Richtig aufgeblüht aber sind Sie erst bei RTL.

Dall: Damals war das noch ein Radiosender in Luxemburg. Die haben alles genommen, was in Deutschland Ärger hatte. Ich habe von Hamburg aus eine Talkshow gemacht. Kultsendung nennt man das wohl: Keiner hörte es, jeder mochte es. Als schließlich RTL plus auf Sendung ging, war ich schnell der Hauskomiker. Wir haben da einen braunen Lappen als Studiodeko aufgehängt und nachmittags mal gefragt, was abends für Gäste kommen.

SPIEGEL: Damals schimpften Kritiker Sie den Totengräber der deutschen Fernsehkultur.

Dall: Es gab Leute in meinem Bekanntenkreis, die wunderten sich auch, wie man mit so einem Scheiß soviel Geld verdienen kann. Ich habe denen gesagt: „Du sitzt da in deinem Büro und läßt dich demütigen. Ich schaff’ das in einem Monat ran, wofür du dich ein ganzes Jahr lang krumm machen mußt.“ Außerdem: Der Grimme-Preis ist doch nur der Anfang vom Ende.

SPIEGEL: Fehlende Konsequenz kann man Ihnen kaum vorwerfen. 1992 wechselten Sie für zehn Millionen Mark zu Sat 1.

Dall: Ein Lottogewinn, den ich dem Sohn eines damaligen Sat-1-Verantwortlichen



Dall (mit Flasche), Insterburg-Kollegen: Chaotische WG

* Mit Beate Fiedler.

verdanke. Der fragte seinen Papa: „Warum ist der Karl Dall nicht bei deinem Sender?“ Zwei Jahre später mußte ich in dem Branchenblatt „Bild am Sonntag“ lesen, daß meine Zeit bei Sat 1 abgelaufen sei. Dabei hatte ich damals Zuschauerzahlen, von denen die bei Sat 1 heute träumen: um die drei Millionen pro Sendung.

SPIEGEL: Ihre Karriere als Schauspieler verlief weniger glänzend.

Dall: Meine Kunstfilme waren alle Flops, obwohl wir für „Quartett im Bett“ sogar den Ernst-Lubitsch-Preis bekommen haben. Die anderen Filme, die ich Anfang der Siebziger gemacht habe, waren so schlimm, daß meine Frau eigentlich gleich wieder die Scheidung hätte einreichen müssen. Einer hieß „Hänsel und Gretel verliefen sich im Wald“, das war einer der ersten Nacktfilme. Der wurde im Burgenland bei Wien gedreht. Es war schon Herbst, und die Produzenten ließen Blätter aus Papier an die Bäume nageln. Während der Premiere habe ich das Kino verlassen, noch bevor das Licht anging. Als der Film nicht so recht lief, nannten sie ihn „Laß uns knuspern, Mäuschen“ und später „Begierde im Walde“. Wenn er das nächstmal im Fernsehen läuft, wird er wahrscheinlich wieder anders heißen.

SPIEGEL: Sind Ihnen die Jugendsünden peinlich?

Dall: Ich stehe zu dem Mist, den ich gemacht habe. Was ich damals nicht wußte: Eine Talkshow wird einmal gesendet und Schluß. Ein Kinofilm, egal wie schlecht, ist für die Ewigkeit.

SPIEGEL: Werden Sie also in Zukunft die Finger vom Kino lassen?

Dall: An dem Mißerfolg von „Late Show“ hat man gesehen, daß Fernseh-Fressen niemanden ins Kino locken. Allerdings würde ich gern mal wieder das Metier wechseln.

SPIEGEL: Auch in die Hochkultur?

Dall: Ich habe mal den Schauspielerektor des Bremer Theaters kennengelernt und ihm gesagt: „Hör mal, ich bin doch die ideale Hamlet-Besetzung.“ Er fand das auch, und ich habe es gleich stolz einem Presse-Heini erzählt. Das war wohl etwas voreilig. Der Theatermann hat sich nie mehr gemeldet. Der deutsche Kulturbetrieb hat seine Chance gehabt und nicht genutzt. Jetzt kann mich Hamlet mal kreuzweise. Und Shakespeare auch.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich denn wenigstens im Comedy-Genre passend untergebracht?

Dall: Was in Deutschland unter dem Namen Comedy läuft, das sind zum Teil

Schauspieler, die einstudierte Gags spielen. Jede Pointe ist geschrieben, die Lacher kommen vom Band. Dafür bin ich viel zu undiszipliniert. Das einzige, was ich in meiner Sendung akzeptieren würde, wäre eine Tafel, auf der steht: „Guten Abend. Ich begrüße Sie zur ‚Karl-Dall-Show‘. Mein Name ist Karl Dall.“ Der Rest ist Improvisation.

SPIEGEL: Dem Publikum ist es doch egal, ob ein Gag spontan oder geschrieben ist. Die „Wochenshow“ auf Sat 1 hat hervorragende Quoten.

Dall: Das ist ja auch eine flott gemachte Sendung. Und Anke Engelke ist wirklich witzig. Die setzt sich eine Perücke auf und sieht aus wie die letzte Putzfrau aus dem dritten Hinterhof. Ein Komiker muß den Mut haben, sich richtig häßlich zu machen. Da habe ich zum Glück keine Probleme.

SPIEGEL: Ist Harald Schmidt ein Konkurrent?

Dall: Wir sind beide Zyniker, die versuchen, Minderheitenprogramm für die Masse zu machen,

aber die Show ist mir zu berechenbar geworden. Wenn Bayern gegen Manchester verliert, weiß ich genau, was abends für Witze kommen. Wenn Harald Schmidt so weitermacht, ist er mit 45 Frührentner. Ich bin regelmäßig Gast in seiner Show: Nach dem ersten Mal hat er mit mir noch ein Bier getrunken, beim nächsten Mal blieb er beim Mineralwasser, und zuletzt fuhr er direkt nach Hause. Ich bin gespannt, ob er das nächste Mal überhaupt auftaucht.

SPIEGEL: Und Stefan Raab, der mit „TV Total“ auf Pro Sieben sehr erfolgreich ist?

Dall: Der Raab legt sich seine Pointen vorsichtig zurecht und entschuldigt sich hinterher. Ich habe mich noch nie entschuldigt.

SPIEGEL: Über Ihre Fans haben Sie mal gesagt: „Mir wird regelmäßig schlecht, wenn ich die sehe.“

Dall: Das wird mir immer wieder vorgehalten. Aber wissen Sie was? Es stimmt. Manchmal ekelte es mich eben an, wenn die ankommen, quaken und keinen Abstand halten können.

SPIEGEL: Wie haben Sie es 30 Jahre in einer Branche ausgehalten, die Sie offensichtlich nicht so gern mögen?

Dall: Eine gesunde Verachtung des Mediums ist wichtig, und ich mache dieses Affentheater zum Glück nicht das ganze Jahr. Ich genieße die sechs Monate, in denen ich nicht arbeite, und stecke ab und zu mal meine Nase raus: für Deutschland, für Europa, für den Pöbel.

SPIEGEL: Herr Dall, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



„Wochenshow“-Star Engelke

R. JÜRGENS

SOZIALFORSCHUNG

Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft

Deutschlands Neo-Liberale wie Guido Westerwelle oder Bodo Hombach träumen nur von ihr, in den USA ist sie schon fast Realität: eine Gesellschaft mit Arbeitszeiten rund um die Uhr. Das Ausmaß und die möglichen Folgen für die Familienstruktur hat die Soziologin Harriet Presser von der University of Maryland jetzt untersucht. Danach sind die USA offenbar unaufhaltsam „auf dem Weg in die 24-Stunden-Volkswirtschaft“. Nur noch 29,1 Prozent aller beschäftigten US-Bürger, so schreibt Presser im Fachblatt „Science“, haben nach den letzten statistischen Erhebungen eine „normale Arbeitswoche“ – das heißt 35 bis 40 Stunden wöchentlich, montags bis freitags, mit fester täglicher Ar-



Schichtarbeiter in den USA

beitszeit. Etwa jeder dritte Beschäftigte arbeitet an Wochenenden, jeder fünfte abends, nachts oder in Wechselschichten. Auch künftig wird die überwiegende Zahl neuer Jobs, so Presser, in Bereichen mit „Nicht-Standard-Arbeitszeiten“ angeboten werden. Die Folgen für die Familien seien drastisch: Die Scheidungs- oder Trennungsrate bei Paaren, bei denen die Frau nachts arbeitet, liegt dreimal so hoch wie bei Paaren, bei denen sie geregelter Tagesarbeit nachgeht. Arbeitet der Mann nachts, steigt die Scheidungsrate sogar auf das Sechsfache.



Hochwasserschutz im Test (Prototyp)

TECHNIK

Beweglicher Flutschutz

Städte wie Passau, Köln oder Heidelberg könnten sich künftig mit ein paar Handgriffen in Minutenschnelle gegen Überschwemmungen wappnen – mit Hilfe buchstäblich hochklappbarer Gehsteige. Das jedenfalls verspricht die Schweizer HWS Technologie AG und deren gleichnamige Mannheimer Tochter. Die Schweizer Idee wurde von den Deutschen in Zusammenarbeit mit dem Institut für Was-

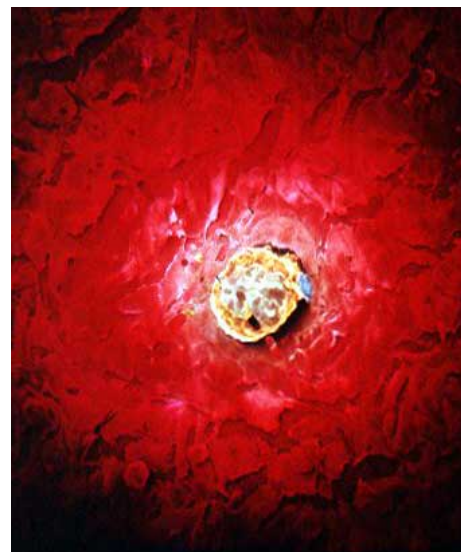
serwirtschaft der Universität Karlsruhe zur Prototypreife gebracht und letzte Woche der Öffentlichkeit präsentiert. Die Wasserschutzanlage kann entlang von Flußufern oder rund um schützenswerte Gebäude fest installiert werden. Bei niedrigen Pegelständen ist sie uneingeschränkt von Fußgängern, Radfahrern oder Autos nutzbar. Steigt das Wasser, werden die stählernen Gangways einfach elektrisch hochgeklippt. Falls der Strom ausfällt, übernehmen ein Notstromaggregat oder – als letzte Sicherung – Handkurbeln diese Aufgabe. „Eine Hochwasserschutz-Verbaulinie von einem Kilometer Länge“, so der Karlsruher Wasserbautechniker Hans Helmut Bernhart, „läßt sich innerhalb von 10 bis 15 Minuten errichten.“

FEHLGEBURTEN

Schmales Zeitfenster

Der Zeitpunkt, zu dem ein befruchtetes Ei sich in die Gebärmutter einnistet („Nidation“), entscheidet offenbar weitgehend über die Chance einer erfolgreichen Schwangerschaft. Das ist das Fazit einer Studie amerikanischer Mediziner an 189 schwangeren Frauen. Gut sind die Aussichten demnach am neunten Tag nach der Ovulation (Eisprung): Nur 13 Prozent der Schwangerschaften endeten durch frühzeitige Abstoßung des Embryos. Danach steigt dieser Prozentsatz drastisch an: am zehnten Tag auf 26, am elften auf 52, bei noch späterer Nidation sogar auf 82 Prozent. Die US-Forscher ziehen daraus vor allem Schlüsse für die Reproduktionsmedizin: Einige Ärzte versuchten, nach künstlicher Befruchtung das Zeitfenster für eine Einnistung zu verlängern, um so eine Schwangerschaft wahrscheinlicher zu machen. Das aber sei offenbar ein Fehler:

Späteinnister seien möglicherweise nicht ganz gesund und würden deshalb vom weiblichen Organismus abgestoßen.



Befruchtetes Ei (kurz nach Nidation)

AUKTIONEN

Verkauf einer Ikone

Einer der ersten erschwinglichen PC aus dem Jahre 1976 soll am Dienstag dieser Woche in der La Salle Gallery, San Francisco, versteigert werden. Entwickler des „Apple I“ getauften Modells waren Stephen Wozniak, damals 26, und Steven Jobs, 21. Die Gründer der Firma Apple verkauften nur die Rechner-Platine (acht Kilobyte Speicher, ein Megahertz Prozessortakt). Wer sie benutzen wollte, mußte sie



Baukasten-Computer „Apple I“

eigenhändig in eine passende Kiste dengeln. Erster Abnehmer von 50 Platinen war Paul Terrell, Inhaber des „Byte Shop“ für Computerkomponenten. Damals kostete der Apple I 666,66 Dollar, heute wird der Interessent für die Ikone der Computerindustrie erheblich mehr hinblättern müssen. Auktionator Risley Sams erwartet Gebote von über 40 000 Dollar.

RADIO

UKW mit Untertitel

Was dem Fern-Seher recht ist, sollte dem Fern-Hörer billig sein: Nach dem Videotext untermalen jetzt Radiostationen das laufende Programm mit Textinformationen. Erster Empfänger für den neuen Datendienst namens „Swift“ ist der 150 Gramm leichte „Textman“ von Sony (299,90 Mark). Gleichzeitig mit den Radiowellen gelangen mit einer Geschwindigkeit von 6,8 Kilobit pro Sekunde digital verschlüsselte Botschaften in das Gerät. Im Zwischenspeicher des Empfängers ist



„Textman“ von Sony

Platz für acht Seiten Text, etwa Wettervorhersagen, Nachrichten oder Börsenkurse. Auch Meldungen über Verkehrsstaus, Ozonalarm oder die Pollenfluglage sollen den Hörer-Leser auf dem Funkweg erreichen. Experten sehen darin eine Vorstufe des vollständig digitalen Radios. Zur Zeit allerdings sind lediglich vom sächsischen Sender Radio PSR digitale Textbotschaften zu empfangen. Private Stationen in Berlin, Potsdam, Brandenburg, Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Hessen wollen folgen; in den Niederlanden ist das System bereits flächendeckend installiert.

MUSEEN

Kunstfreunde ins Netz

Um sich gründlich auf einen Gang in die St. Petersburger Eremitage vorzubereiten, kann man die Hilfe des Internet nutzen. Jüngst hatte die ehrwürdige Gemälde-Galerie ihre Webpremiere. Mit Unterstützung des Computerkonzerns IBM sind die ausgestellten 2000 Meisterwerke der Sammlung als digitale Abbildungen mit hoher Auflösung zu besichtigen. Darüber hinaus läßt sich mittels bewegter Rundumsichten ein Eindruck der prachtvollen Innenräume gewinnen. Mit Hilfe des experimentellen Programms „Query By Image Content“ kann der Museumssurfer die Bilder nicht nur unter dem Namen des Künstlers finden, son-

dern auch durch Auswahl von Farbkombinationen, die im Werk verwendet wurden. Eine satte Portion Blau mit einem Hauch Rosa führt beispielsweise zu Claude Monets Ölgemälde „Waterloo Bridge“.

www.hermitagemuseum.org



Webseite der Eremitage St. Petersburg

INTERNET

Schlichter E-Briefkasten

Wer lediglich elektronisch kommunizieren will, ist für gewöhnlich gezwungen, sich einen teuren Rechner zu kaufen. Die amerikanische Firma Cidco will das jetzt ändern: Sie stellte einen abgespeckten Personalcomputer ausschließlich für den E-Mail-Verkehr

vor. Für nur 99 Dollar bekommt man mit der „Mail Station“ einen digitalen Kalender samt Fax-Sendestation, ein kleines Display und vor allem eine brauchbare Tastatur. Das Angebot hat allerdings einen Haken: Die schlichte Postzentrale erhält nur, wer im Voraus

weitere 99 Dollar für den E-Mail-Dienst der Firma zahlt oder aber bereit ist, den Dienst für rund 10 Dollar pro Monat zu abonnieren. Ob und unter welchen Konditionen das Gerät auch in anderen Ländern vertrieben werden wird, ist bislang noch nicht entschieden.



„Mail Station“ für E-Mail-Austausch

MEDIZIN

Blutsauger im Busch

Durch Zeckenstiche infizieren sich – oft unbemerkt – jedes Jahr 40 000 Deutsche mit Borreliose-Bakterien. Nicht rechtzeitig mit Antibiotika bekämpft, können die tückischen Mikroben Jahre später zu schweren Nerven- und Gelenkleiden führen. Nun werden Impfstoffe entwickelt.

Monatelang kommt sie ohne Nahrung aus. Wie ein Strauchdieb lauert die Zecke auf Gräsern, Büschen oder im niedrigen Unterholz auf ihre Beute.

Mit einem hochentwickelten Thermo-sinn registriert sie Wärmeschwankungen von wenigen Hundertstel Grad – ungefähr soviel, wie sie ein durchs Gebüsch streifender Mensch in der Luft auslöst. Auch der im Schweiß von Warmblütern duftenden Buttersäure vermag der achtbeinige Wegelagerer kaum zu widerstehen.

Hat eine Zecke erst einmal einen Wirt geentert, ist ihr Durst gewaltig. Ein Weibchen zapft seinen Opfern bis zu fünf Milliliter Blut ab, etwa ein Viertel Schnapsglas voll. Am Ende der Mahlzeit hat es beinahe das 200fache seines Eigengewichts geschlürft. Der vollgesogene Parasit löst die Widerhaken aus der Haut und lässt sich wie eine pralle Bohne auf den Boden plumpsen.

Vor allem im Frühsommer, wenn die Temperaturen stark steigen, werden die Krabbeltiere munter. Mit dem Auftauchen der Schmarotzer wächst bei den Deutschen die Angst vor einem Waldspaziergang.

Denn die kleinen Blutsauger injizieren ihren Opfern nicht nur einen Cocktail aus schmerzstillenden und gerinnungshemmenden Substanzen, der es ihnen ermöglicht, tagelang unbemerkt vom Lebenssaft der Wirte zu naschen. Gemeinsam mit ihrem Speichel können sie ihnen auch gefährliche Keime einträufeln.

Jäger, Jogger, Beerensammler und Hundehalter fürchten sich vor allem vor der Übertragung von Zeckenviren, die nach einigen Tagen die sogenannte Frühsommer-Meningoenzephalitis (FSME) auslösen können. Bis zu 30 Prozent der Infizierten leiden unter grippeähnlichen Beschwerden; bei einigen von ihnen kommt es sogar zu heftigen Hirnhaut- und Hirnentzündungen.

Allerdings treten die FSME-Viren fast nur in bestimmten Regionen in Bayern, Baden-Württemberg und Hessen auf; die Norddeutschen fühlen sich deshalb in ihren Wäldern sicher. Die Süddeutschen wiederum lassen sich alljährlich zu Tausenden gegen FSME impfen. Wie selbstverständlich gehen die meisten Impffreunde davon aus, nun gegen alle Zeckenrisiken geschützt zu sein.



Zecke bei der Mahlzeit: Weibchen trinken bis zu einem Viertel Schnapsglas Blut

Doch beide Annahmen sind falsch. Leider viel zu wenig bekannt sei, so beklagten Zeckenexperten letzte Woche auf einem internationalen Kongreß in München, daß von den Spinnentieren oft noch einige andere, weit tückischere Mikroben übertragen werden: vor allem die mit dem Syphiliserreger verwandten Borrelien.

Diese schraubenförmigen Bakterien ziehen sich im Körper in schlecht durchblutete, für das Immunsystem nur schwer zugängliche Nischen wie die Gelenkknorpel zurück. Oft erst Monate oder Jahre nach dem Stich schlagen die Erreger zu – mögliche Folgen: schwere Nerven- und Gelenkleiden.

Während die Zecken nur in den wenigen Endemiegebieten FSME-Viren in sich tragen, muß mit der Übertragung von Borrelien praktisch in allen deutschen Forsten gerechnet werden. Entsprechend häufig gelingt den Bakterien der Befall des Menschen.

Laut Experten infizieren sich jedes Jahr 40 000 Deutsche mit den Keimen. Die von den Mikroben verursachte Lyme-Borreliose – so genannt nach dem US-Städtchen Lyme, wo das Leiden 1975 erstmals mit Zeckenstichen in Verbindung gebracht wurde – zählt damit zu den häufigsten neurologischen Infektionskrankheiten in Deutschland.

Anders als bei der FSME war es bislang nicht möglich, sich gegen die Lyme-Borreliose impfen zu lassen. Zumindest in den USA ist seit Anfang des Jahres ein Impfstoff gegen die Keime auf dem Markt, der Spaziergänger mit 80- bis 90prozentiger Sicherheit vor einer Ansteckung schützt.

Das Vakzin haben deutsche Forscher vom Freiburger Max-Planck-Institut für Immunbiologie und von der Uni Heidelberg in knapp zehnjähriger Arbeit entwickelt. Der Impfstoff zielt auf ein bestimmtes Eiweiß auf der Oberfläche der spiralförmigen Bakterien. Die Erreger tragen dieses Oberflächenprotein (OspA) nur im Darm der Zecke. Sobald sie in den menschlichen Organismus gelangen, werfen sie es ab. Die durch den Kontakt mit der Vakzine gebildeten Antikörper müssen die Erreger deshalb vernichten, solange diese sich noch in den inneren Organen der Zecke befinden. Ein Wettlauf mit der Zeit: Hat sich eine Zecke festgesaugt, dauert es mehrere Tage, bis sie die Borrelien auf den Menschen überträgt.

Der Impfstoff wirkt allerdings nur in Nordamerika, wo lediglich eine Art des Erregers mit einem einzigen OspA-Typ auftritt. Die europäischen Blutsauger transportieren dagegen drei Arten von Borrelien mit mindestens sieben OspA-Varianten. Die Entwicklung eines Impfstoffs, der gegen alle drei Erregerarten zusammen schützt, wird vermutlich noch einige Jahre dauern.



Zeckenforscher Matuschka

Helle Kleidung und Hunde als Schutz

Immerhin haben Biologen in den letzten Jahren herausgefunden, wie die Bakterien überhaupt in die Zecken gelangen.

Die Larven holen sich die Bakterien vor allem beim Saugen an Mäusen und schlepen die Keime bis ins Nymphen- und Erwachsenenstadium mit sich (siehe Grafik). Im Bundesgebiet liegt der Durchseuchungsgrad bei den Blutsaugern zwischen 3 und 50 Prozent. Die Schwankungen hängen mit den lokalen Unterschieden in der Tierwelt zusammen.

Vor allem in Gebieten mit Wanderratten, Garten- und Siebenschläfern tragen viele der Minivampire die Erreger in sich. „Das sind neue Reservoirwirte“, erklärt Franz-Rainer Matuschka, Parasitologe an der Berliner Charité, „mit denen wir bis vor kurzem nicht gerechnet haben.“

Panische Ängste vor den blutsaugenden Kleinstvampiren und ihrer Mikrobenfracht sind nach Ansicht der Fachleute

dennoch übertrieben. „Die Wahrheit“, so Bettina Wilske, Mikrobiologin am Max-von-Pettenkofer-Institut der Universität München, „liegt in der Mitte. Wenn die von den Blutsaugern übertragene Borreliose früh genug erkannt und behandelt wird, ist sie alles andere als eine Extremerkrankung.“

Nur jeder 100. bis 300. Zeckenstich führt, aktuellen Schätzungen zufolge, überhaupt zum Ausbruch der Lyme-Borreliose. Beim Rest der mit den Spiralbakterien in Berührung gekommenen ist die Immunabwehr zwar häufig nicht in der Lage, eine Infektion zu verhindern. Doch die Abwehrkräfte halten den Erreger in Schach.

Vor allem Jäger und Forstleute verdanken dieser „stillen Feiung“ (Wilske) oft ihre Gesundheit. Sie haben, wie über zehn Prozent der Deutschen, Antikörper gegen Borrelien im Blut und sind deshalb vor den Erregern geschützt.

Europaweit kommt jährlich bei 5000 bis 21 000 Menschen die Lyme-Borreliose zum Ausbruch. Wichtigstes Früherkennungszeichen für das beginnende Leiden ist ein rötlicher Ring, der sich nach einigen Tagen um die Einstichstelle bildet und langsam größer wird.

Die Erklärung: Die Borrelien vermehren sich nach dem Stich zunächst in der Umgebung der Wunde. Erst dann breiten sie sich mit einer Geschwindigkeit von ein bis zwei Zentimetern pro Woche in alle Richtungen aus.

Die sogenannte Wanderröte („Erythema migrans“) klingt nach etwa drei Monaten von selbst wieder ab. Ihr Auftreten ist der günstigste Zeitpunkt, um die Erreger mit Antibiotika zu bekämpfen.

Labortests liefern dagegen nur selten einen eindeutigen Beweis, daß eine Erkrankung vorliegt. „Ein



1 Zecken suchen ihre Wirte an Waldrändern und auf Lichtungen. Das schraubenförmige Bakterium *Borrelia burgdorferi*, der Erreger der Lyme-Krankheit, zirkuliert natürlicherweise zwischen Mäusen, Zeckenlarven und -nymphen. Bei der Entwicklung von der Larve und Nympe zur ausgewachsenen Zecke bleibt das Bakterium erhalten und wird beim Saugen auf andere Tiere übertragen.



3 Reh-, Rotwild und andere größere Säugetiere tragen zur Ausbreitung der Zecken bei.

2 Bewegt sich der Mensch in der Natur, besteht auch für ihn die Gefahr, durch eine saugende Zecke mit Borrelien infiziert zu werden.

Standardverfahren“, so der Erfurter Mediziner Hans Wilhelm Kölmel, „das mit hundertprozentiger Sicherheit eine Lyme-Borreliose nachweist, gibt es nicht.“

Wird der Erreger nicht im frühen Stadium bekämpft, kann er seine Opfer mit Spätfolgen drangsalieren. 20 bis 30 Prozent der Erkrankten laborieren an der sogenannten Neuroborreliose. Sie wachen vor allem nachts mit heftigen Rückenschmerzen auf, die in Bauch, Arme und Beine ausstrahlen können.

Bei anderen Borreliose-Patienten ist das Gesicht wie nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmt, sie sehen „Doppelbilder“, wie es Reinhard Kaiser, Neurologe an der Uniklinik Freiburg, beschreibt, „so als wenn sie schwer betrunken wären“; oder sie leiden an Hörstörungen, Kribbeln und Taubheitsgefühlen an Armen und Beinen.

Auch Gelenkentzündungen an den Knien und die Auszehrung von Haut und oberflächennahem Fettgewebe, bei der sich die Körperhülle zigarettenpapierartig faltet und die Venen bläulich durchschimmern, zählen zu den seltenen Spätschäden der Lyme-Borreliose.

In solchen chronischen Fällen helfen nur noch mehrere Kuren mit Antibiotika. Die Behandlungen können sich über viele Wochen hinziehen. Weniger als zehn Prozent der Betroffenen ist auch mit den stärksten Medikamenten nicht mehr zu helfen. In besonders schlimmen Fällen leiden sie unter ähnlichen Symptomen wie bei Multipler Sklerose.

Doch dazu muß es gar nicht erst kommen. Wer bis zum Herbst auf Spaziergänge in Wald und Flur nicht verzichten möchte, so empfehlen Mediziner, sollte helle, lange und dichte Kleidung tragen, unwegsames Dickicht meiden oder zumindest, wie der Greifswalder Mikrobiologe Lutz Gürtler Wanderfexen rät, den Hund vorausschicken.

Wer zu Hause dennoch eines der kopfüber in der Haut nuckelnden Monster entdeckt, sollte es auf keinen Fall zerquetschen oder dem Plagegeist mit Öl, Klebstoff oder Nagellack zu Leibe rücken. Erstickende Tiere geraten nämlich in Streß und flößen dann erst recht Speichel nebst darin wimmelnden Erregern in die Wunde ein.

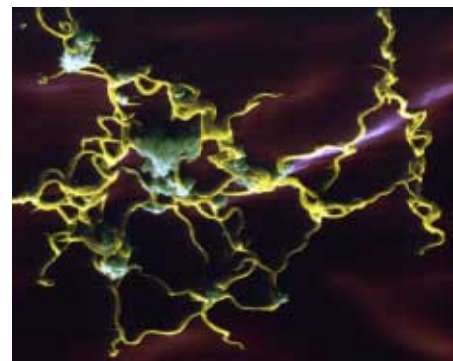
Je früher die Blutsauger mit einer Pinzette vorsichtig entfernt werden, desto geringer ist die Infektionsgefahr. Denn die Borrelien winden sich wie Korkenzieher durch den Darminhalt des Krabbeltiers. Sobald dieses anfängt Blut zu saugen, werden auch die Erreger aktiv: Sie beginnen eine bis zu 72 Stunden dauernde Wanderschaft quer durch die Körperhöhle bis zu den Speicheldrüsen der Zecke. Borrelien werden deshalb, im Gegensatz zu den von Anfang an im Speichel treibenden FSME-Viren, meist erst am Ende eines mehrtägigen Blutmahls übertragen.

Auch eine Reihe von Ammenmärchen haben die Zeckenforscher widerlegt. Die Blutsauger, so haben Biologen nachgewiesen, klettern niemals auf Bäume, um sich von dort aus luftiger Höhe auf ihre Opfer fallen zu lassen. Der Energieverschleiß wäre bei einer solchen Kraxelei viel zu hoch – und die Trefferquote nahe Null.

In Wirklichkeit sitzen die apfelkerngroßen Zeckenweibchen in Höhen bis maximal eineinhalb Meter in Büschen und auf Gräsern – bis sie von einem Opfer abgestreift werden. Die 1,5 Millimeter messenden Nymphen bringen es nur auf einen halben Meter Ansitzhöhe; und die winzigen, mit dem bloßen Auge kaum zu er-



Zeckenforscherin Wilske
Erhöhte Infektionsgefahr durch Nagellack



Borreliose-Erreger
Symptome wie beim Schlaganfall

kennenden Larven klettern allenfalls ein paar Zentimeter hoch.

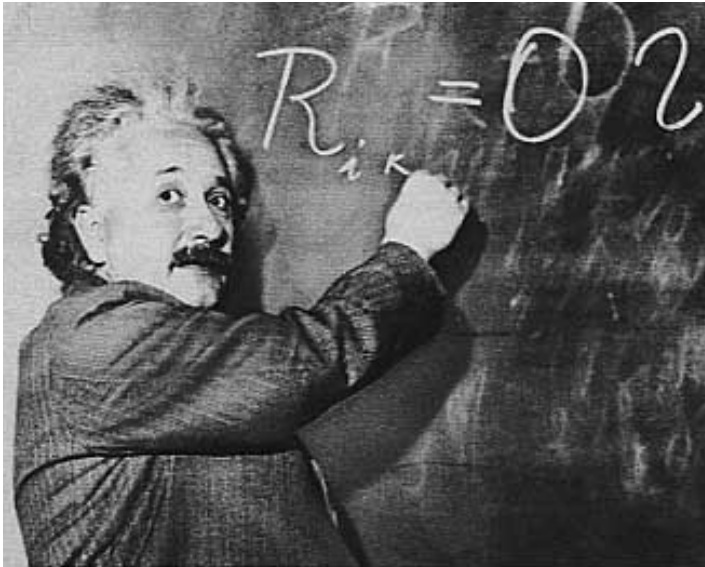
Trotz aller beruhigenden Botschaften ist die Zeckenangst des Menschen nach 1001 Vampirgeschichten vermutlich unausrottbar. Für die Zecken endet die Bekanntheit mit den Zweibeinern deshalb häufig verhängnisvoll: Die Parasiten werden entdeckt und von ihren erschrockenen Wirten nach allen Regeln der Folterkunst massakriert, verbrannt, zerquetscht und schließlich in der Toilette versenkt.

Ein grausames Geschick, doch den Borrelien ergeht es kaum besser: Der Mensch ist für sie ein Fehlgriff, er gibt sie nicht zurück in die Zeckenpopulationen. „Der Erreger“, so Matuschka, „landet in der Sackgasse und ist für den Naturkreislauf verloren.“

GÜNTHER STOCKINGER

Einsteinsche Hühnersuppe

Das Hirn von Albert Einstein war ungewöhnlich breit. Kanadische Forscher meinen, mit dieser Abnormität auch die Ursache für die Genialität des Physikers entdeckt zu haben.



Genius Einstein: Das Hirn, das die Welt veränderte

Daß mit ihm etwas nicht stimmte, wußte Albert Einsteins Großmutter sofort nach seiner Geburt: „Viel zu groß“, rief sie schockiert. Ein riesiger und noch dazu unförmiger Kürbis saß beim neugeborenen Albert an der Stelle, wo andere Säuglinge ihren Schädel tragen.

Viel zu groß war offenbar nicht nur die knöcherne Verpackung eines der genialsten Hirne dieses Jahrhunderts. Viel zu groß waren auch bestimmte Teile des Organs selbst, das sich hinter Klein-Alberts unschöner Stirn befand. Das behaupten zumindest kanadische Neurowissenschaftler um Sandra Witelson von der McMaster University in Hamilton, die sich nun in dem vor 44 Jahren unter merkwürdigen Umständen entwendeten Einsteinschen Hirn umgetan haben. Ihr Fazit, veröffentlicht in der angesehenen Zeitschrift „The Lancet“: Das Genie des Nobelpreisträgers spiegle sich in einer „außergewöhnlichen“ Hirnanatomie wider.

Die Fachwelt reagierte befremdet. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist es her, daß mit dem Untergang der nationalsozialistischen Rassistheorien auch das Schädelmessen und Hirnwiegen aus der Mode gekommen ist. „Es ist ein völlig veraltetes Unterfangen, nach einem anatomischen Sitz der Intelligenz zu suchen“, sagt kopfschüttelnd Heinz Wässle, Neuroanatom am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main.

Zwar ließen sich mit Hilfe von modernen bildgebenden Verfahren anatomische Strukturen im Gehirn finden, die bei bestimmten Denkprozessen eine Rolle spielen, erläutert Gustav Jirikowski, Anatom an der Universität Jena. „Trotzdem sind Strukturen an sich tot. Ihre Funktion ergibt sich erst aus ihrem komplexen Zusammenspiel.“

Und die Komplexität ist enorm. „Der Vergleich zweier Hirne ist schon deshalb



Hirnvermesserin Witelson
Substrat übermenschlicher Intelligenz?

Geniale Anatomie?

Auffälligkeiten von Einsteins Hirn

Vergrößerter unterer Scheitellappen; gilt als wichtige Region für mathematisches Denken und räumliches Vorstellungsvermögen



ungewöhnlicher Verlauf der Sylvischen Furche

Quelle: „The Lancet“

nicht möglich“, so Wässle, „weil man Jahre braucht, um einen einzigen Quadratzentimeter eines einzigen Gehirns zu vermessen.“

So haben es inzwischen wohl selbst die Russen aufgegeben, aus dem in 31000 Scheibchen zerlegten Denkapparat der kommunistischen Gottheit Wladimir Iljitsch Lenin etwas über kreative Intelligenz und Redegewalt lernen zu wollen. Denn nach rund 70 Jahren emsiger Suche im ei-

gens zu diesem Zweck gegründeten Moskauer Institut des Hirnes hatten die russischen Scheibchenforscher ein mehr als mageres Fazit ziehen müssen.

Zwar fanden sie bei Lenin etwas vergrößerte Frontallappen und eine erhöhte Zahl bestimmter Nervenzellen, der sogenannten pyramidalen Neuronen. Ansonsten aber wand sich die graue Masse wie bei jedem anderen im Schädel des Revolutionärs.

„Immer wieder hat man versucht, den großen Genius als anatomische Manifestation zu finden“, so Wässle. „Nie ist was Sinnvolles dabei rausgekommen. Wenn Sie nichts von einem Motor verstehen und trotzdem seine Schraubchen zählen, ver-

schaft Ihnen das eben keine neuen Erkenntnisse.“

An Einsteins Schraubchen wird schon seit langem gezählt. Allerdings haftete der Vermessung seines Denkkorgans von Anfang an etwas Anrüchiges an. Denn das Hirn des größten Physikers dieses Jahrhunderts verschwand nach seiner Obduktion auf höchst unwürdige Weise.

Chefpathologe Thomas Harvey, der am Princeton Hospital den 76jährigen Einstein sieben Stunden nach dessen Tod am 18. April 1955 autopsierte, mochte dieses Hirn, das ihm als Substrat übermenschlicher Intelligenz galt, nicht dem Feuer anheimgeben. Vermutlich einer spontanen Eingebung folgend, sägte er den Kopf des toten Professors auf, entnahm seinen Inhalt und fixierte diesen mit Formalin. Nebenbei erfüllte er seinen eigentlichen Job, er untersuchte die Todesursache. Das geraubte Hirn aber trug er schließlich davon. Aus ihm schnitzte er etwa 240 würfelförmige Blöckchen und bewahrte sie in Einmachgläsern im Keller seines Hauses auf.

Dort ruhten Einsteins Überreste – sein restlicher Körper war eingäschert worden – lange in Frieden. Selbst Harvey vergaß das zerschnipselte Genie in seinem Keller, als er eines Tages bei seiner Frau auszog. Erst später holte er sich die Hirnwürfel zurück. Nachdem Princeton ihn gefeuert hatte und Harvey nach Lawrence in Kansas gezogen war, deponierte er seinen

Schatz erst in einer alten Pappschachtel in seinem Büro, später dann in der Abstellkammer seines Apartments.

Ob Pathologie, Einstein-Pathos oder Psychopathie – die wahren Motive Harveys hat wohl nie jemand richtig verstanden. Sicher scheint nur, daß er selbst Einsteins Überreste nie eingehend untersuchte. Statt dessen verschenkte er im Laufe der Zeit ein knappes Drittel jenes Hirns, das die Vorstellungen von der physikalischen Welt veränderte, an Kollegen. Doch lange konnte oder wollte niemand etwas damit anfangen.

Erst 1985, 30 Jahre nach der Schädelplünderung, wagte sich erstmals eine Forscherin mit ihren Beobachtungen an die Öffentlichkeit: Die kalifornische Neuroanatomin Marian Diamond hatte von Harvey ein paar Einsteinsche Stückchen erhalten und monatelang Zellen unter dem Mikroskop ausgezählt. Dabei war ihr aufgefallen, daß in manchen Hirnteilen des Nobelpreisträgers die Zahl der Gliazellen um knapp 75 Prozent höher liegt als bei normal denkenden Menschen.

Nun sind die Gliazellen nicht gerade die Intelligenz im Gehirn; vielmehr ernähren und stützen sie die für die Denkprozesse nötigen Nervenzellen – doch Diamond wollte genau darin die Ursache für das gute Funktionieren von Einsteins Festplatte erkannt haben. „Lächerlich“, spottete Larry Kruger, Neurobiologe an der University of California in Los Angeles. „Dieser Fund bedeutet absolut nichts.“

Unbeeindruckt von aller Kritik, brachte Harvey seine Schnipsel nur um so bemüht unter die Leute. Noch als 84-jähriger fuhr er Anfang 1997 Tausende von Meilen in einem Buick Skylark durch die Vereinigten Staaten, um das, was er noch von Einsteins Hirn besaß, dessen Enkeltochter Evelyn zu zeigen.

Für den Transport hatte er sein Mitbringsel in eine Tupperware-Dose umgefüllt. Bei seinem Besuch forderte er die erstaunte Evelyn Einstein in ihrem Wohnzimmer auf, doch ein wenig von dem zu behalten, was die Einstein-Enkelin an dickflüssige Hühnersuppe erinnerte.

Ein ähnlich ungewöhnliches Angebot erhielt die Forschergruppe der kanadischen Professorin Witelson 1996 per Fax. Harvey fragte in einem einzigen Satz, ob jemand Interesse habe, Einsteins Hirn zu untersuchen. Witelson hatte.

Der greise Pathologe, der sich seinerzeit als Schichtarbeiter in einer Plastikfabrik verdingte, überließ der Wissenschaftlerin daraufhin alte Fotografien des Einstein-

Hirns samt 50 seiner Gewebe-Würfeln – etwa ein Fünftel des gesamten Einsteinschen Steuerzentrums.

Diesem Schatz wollte die Neuroforscherin nun das Geheimnis des Genies entlocken. Sie verglich Einsteins Hirn mit den Denkorganen von 35 mäßig intelligenten Männern und 56 ebenso durchschnittlichen Frauen – und wurde fündig.

Was für die Russen Lenins Frontallappen, sind für Witelson Einsteins untere Scheitellappen. Die sind ihrer Meinung nach etwa 15 Prozent breiter als bei Durchschnittsmenschen. Um einen vollen Zentimeter wölbe sich die Schaltzentrale des Physikers über das Normmaß hinaus.

Die Untersuchungen förderten weitere Abnormitäten zutage: Eine bestimmte Furche, die den unteren Scheitellappen etwa auf Höhe des Ohrs durchläuft, habe bei Einstein eine ungewöhnliche Gestalt, beteuert Witelson. Der Düsseldorfer Hirnforscher Adolf Hopf findet die anatomischen Auffälligkeiten jedoch gar nicht so auffällig, wie Witelson darzustellen ver-



Forschungsobjekt Einstein*: Hirnschnipsel für die Enkelin

sucht: „Die Variabilität in den Hirnwindungen der Menschen ist enorm. Selbst zwischen eineiigen Zwillingen finden sich große Unterschiede in der Hirnanatomie.“

Für Sandra Witelson sind ihre Funde dennoch Indiz genug, um eine waghalsige Theorie aufzustellen: Vom unteren Scheitellappen seien das dreidimensionale Vorstellungsvermögen und das mathematische Denken, aber auch die bildliche Vorstellung von Bewegungen abhängig. Durch die von Geburt an anders verlaufende Furche sei bei Einstein möglicherweise der Signalaustausch zwischen den Nervenzellen dieses Hirnareals leichter gewesen – und so das Genie herangereift.

Diese Schlußfolgerung hält Gustav Jirikowski für völlig überzogen: „Da könnte man genauso gut einem Frosch, der auf das Kommando ‚hüpf‘ springt, die Beine abschneiden und daraus, daß er dann nicht mehr springt, schließen, daß das Gehör in den Froschschenkeln liegt.“

CHRISTINA BERNDT

* Bei einer Messung seiner Hirnaktivität im Jahre 1950.

TIERE

Viren im Gepäck

In Australien warnen Virologen vor Flughunden und Fledermäusen. Die fliegenden Säuger gelten als Überträger neuer Krankheitserreger. Sind sie auch die Wirte des Ebola-Virus?

Am Rand des Regenwalds veranstalteten Chris Tidemann und seine Helfer ein Heidenspektakel. Sie trommelten mit Holzprügeln auf Metallrohre ein, ließen Peitschen knallen und ballerten mit Schreckschußpistolen in die Luft. Eine Kettensäge heulte im Dauerlauf, kokelnde Sägespäne verbreiteten beißenden Qualm.

Der Generalangriff auf Hör- und Atemwegsorgane galt einer Versammlung von 10 000 Fledertieren, die seit Jahren in Baumriesen nahe der High-School von Maclean hausten, einem verschlafenen Städtchen im australischen Bundesstaat New South Wales. Seit Jahren schon regneten allmorgendlich die Exkremente der fruchtessenden Flughunde auf Schüler und Lehrer nieder. Kurz: Das Verhältnis zwischen Mensch und Tier war schwer gestört.

Für Anfang April genehmigten die nationalen Naturschutzbehörden die Vertreibungsaktion. Einzige Bedingung: Keine Toten; „nur Lärm und Rauch“ dürfe Tidemann, ein Fledermausexperte von der Australian National University in Canberra, als Waffe nutzen. Trotzdem entrüsteten sich die Fledermausschützer.

Auch andernorts auf dem Kontinent polarisieren die großäugigen, zugleich aber auch gruseligen Nachtschwärmer die Menschen: Auf der einen Seite kämpfen militante Naturschützer, die ihre Freizeit der Aufzucht verwaister Jungtiere widmen. Auf der anderen sammeln sich Gegner der Flattertiere, vornehmlich Obstgärtner. Jahr für Jahr fallen ihren Feldzügen mehr als 100 000 der Fruchtfresser zum Opfer.

In jüngster Zeit haben die aufgebrachten Farmer neue Verbündete bekommen. Denn auch Infektionsmediziner schlugen Alarm: Die fliegenden Säuger, die als Transporter von Pollen und Samen eine wichtige ökologische Funktion übernehmen, trügen auch eine andere Fracht mit im Gepäck. Binnen weniger Jahre gerieten die Tiere gleich dreimal als Träger zuvor unbekannter Krankheitserreger in Verdacht:

- 1994 streckte das Hendra-Virus, benannt nach einem Vorort der ostaustralischen Metropole Brisbane, 15 Pferde nieder. Zwei Männer, die unmittelbaren Kontakt zu den infizierten Tieren hatten, starben. Das Virus, das die Krankheit ausgelöst hatte, wurde wenig später aus vier Flughundarten isoliert.
- 1996 fand ein kurz zuvor in Flughunden und Fledermäusen isoliertes, dem Tollwuterreger ähnliches Virus ein menschliches Opfer: Eine Frau, die kranke Fledertiere großgezogen hatte, starb qualvoll nach dem Biß eines ihrer Schutzbefohlenen. Ende 1998 erlag eine zweite, aus der Schweiz stammende, Frau dem gleichen Erreger. Nach einem Flughundbiß hatte das Virus zwei Jahre lang unerkannt in ihrem Körper geschlummert.
- 1997 schließlich isolierten Virologen einen weiteren Erreger aus der Familie der Paramyxoviren (zu der auch das Hendra-Virus gehört) aus mißgebildeten, togeborenen Ferkeln in einer Schweinefarm bei Sydney. Zwei Arbeiter erkrankten mit schweren Grippe-symptomen, erholten sich jedoch wieder. Antikörper gegen das Virus fanden sich auch



Australische Flughunde: Überquerten infizierte

in Flughundarten, wie sie in unmittelbarer Nachbarschaft der Farm lebten.

Zwar ist in Australien die Wahrscheinlichkeit, an einem Spinnen- oder Schlangenbiß zu sterben, ungleich größer, als einem von Flughunden übertragenen Virus zum Opfer zu fallen. Alle neu entdeckten Erreger schafften den Sprung über die Artengrenze zum Menschen offenbar nur unter sehr spezifischen Bedingungen.

Trotzdem erzeugen die Krankheiten Angst. Sie sind neu und unheimlich – insbesondere auf einem Kontinent, der bis heute selbst vom rund um den Globus verbreiteten Tollwutvirus verschont blieb.

Seit dem Ausbruch der Infektionen räteln einheimische Epidemiologen, warum die Erreger gerade jetzt auf den Menschen überspringen. Hatten die Viren schon lange in den Flattertieren geschlummert, ehe der Homo sapiens in ihren Lebensraum vordrang und so das Risiko einer Übertra-



Schweine-Tötung in Malaysia, Abtransport eines Ebola-Opfers in Kikwit (Zaire, 1995): Tödlicher Sprung über die Artengrenze



R. KUNZ / SAVE-BILD

Langstreckenflieger die Meerenge nach Australien?

gung erhöhte? Oder hatten infizierte Langstreckenflieger den Sprung über die 150 Kilometer breite Meerenge zwischen Australien und Papua-Neuguinea geschafft?

Die Debatte dauerte an, als in diesem Frühjahr in Malaysia eine mysteriöse Hirnentzündung rund 100 Menschen dahinraffte (SPIEGEL 18/1999). Die Opfer klagten über Fieber, Schmerzen und Benommenheit, fielen ins Koma und starben.

Als Überträger des bald darauf isolierten Nipah-Virus, benannt nach dem Bezirk in dem es zuerst auftauchte, waren schnell Hausschweine ausgemacht. Sofort ließ die Regierung in Kuala Lumpur etwa eine Million der Tiere abschlachten. Die Frage, wie sich das Borstenvieh infiziert hatte, war damit freilich nicht geklärt.

Aufgeschreckt durch die rasch erkannte Ähnlichkeit des Nipah- mit dem Hendra-Virus, testeten australische Virologen inzwischen 300 Blutproben von Fledertieren aus ganz Malaysia – und wurden fündig. In manchen Populationen war jedes vierte Tier Träger von Nipah-Antikörpern. Den Erreger selbst konnten die Forscher in den verdächtigen Tieren bisher allerdings nicht dingfest machen.

Deshalb durchkämmen Wissenschaftler des amerikanischen Zentrums für Seuchenkontrolle in Atlanta (Bundesstaat Georgia) jetzt Gewebeproben nach dem Erreger. Ihre australischen Kollegen verlangen eine möglichst flächendeckende Untersuchung von Fledertier-Populationen in Malaysia, Indonesien, Papua-Neuguinea und auf den Philippinen.

Noch sind viele Fragen offen: Warum ist die Seuche nicht schon viel früher unter malaysischen Schweinen umgegangen?

Und warum löste das nahverwandte Hendra-Virus in Australien keine Epidemie aus?

Letztes Jahr hatte der Virologe John Mackenzie von der University of Queensland in Brisbane die Diskussion über Fledertiere und Infektionsrisiken kräftig angeheizt. Der Wissenschaftler wollte nicht ausschließen, daß Flughunde eines Tages selbst das gefürchtete Killervirus Ebola nach Australien einschleppen könnten.

Dazu müßten die Tiere nach heutiger Kenntnis allerdings weit reisen. Denn bisher wütete das Virus ausschließlich unter Afrikanern, erstmals 1976, dann 1979 und schließlich mehrmals Mitte der neunziger Jahre. Auf den Philippinen, immerhin auch noch über 2000 Kilometer entfernt von der australischen Nordküste, erkrankten 1996 einige Affen an einem verwandten Erreger („Ebola-Reston“). Menschen blieben verschont.

Eine Ebola-Epidemie in Australien sei zwar „ein unwahrscheinliches Szenario“, räumt Mackenzie ein, „aber wir können es nicht ignorieren“.

Tatsächlich ist bis heute unklar, ob Fledertiere überhaupt Träger des gefürchteten Ebola-Virus sind. Vor einigen Jahren lenkten südafrikanische Forscher den Verdacht auf Fledermäuse, die in den Seuchengebieten heimisch sind. In einem Hochsicherheitslabor bei Johannesburg hatten sie zahlreiche Pflanzen- und Tierarten künstlich mit Ebola-Viren infiziert. Nur in Fledertieren überlebten die Erreger drei bis vier Wochen lang.

„Ein Hinweis“, sagt Georg Pauli, Virologe am Berliner Robert-Koch-Institut, „aber kein Beweis“, daß Fledertiere auch die natürlichen Wirte für Ebola seien. Unbestritten jedoch ist, daß Flughunde und Fledermäuse geradezu prädestiniert für die Verbreitung von Krankheitserregern sind – nicht nur in Australien oder Malaysia.

Die Flattertiere, von denen einige Arten bis zu 200 Kilometer am Stück zurücklegen können, sind die einzigen aktiv fliegenden Säugetiere. Sie überspringen deshalb nicht nur rasant räumliche Entfernungen, sondern erleichtern Erregern auch den Sprung über die Artengrenze zu anderen Säugern: zu Haustieren wie Schwein, Pferd, Hund, Katze – oder zum Menschen.

Seit Jahresbeginn fielen im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo über 70 Menschen einer Epidemie zum Opfer, die zunächst als erneuter Ausbruch der Ebola-Seuche mißdeutet wurde. Tatsächlich hatte das engverwandte Marburg-Virus zugeschlagen. Als Überträger verdächtig: Fledermäuse.

GERD ROSENKRANZ

Trikolore im Splitterregen

Forscher haben vor der Küste Ägyptens einen Schiffsfriedhof entdeckt. Taucher bargen Wrackteile, Kanonen und Menschenknochen vom Meeresgrund – Zeugnis von Napoleons erster verheerender Niederlage: Vor 200 Jahren wurde seine Flotte von Briten zerschossen.



Bergung einer Muskete von dem Flaggschiff „Orient“: „Das Meer schmeckt immer noch nach Schwarzpulver“

Es war gegen 15.30 Uhr, als Horatio Nelson mit seiner Flotte bei Nordwestwind in die Bucht von Abukir am Nildelta einschwenkte. Acht Wochen lang hatte der britische Admiral den Feind quer durchs Mittelmeer verfolgt und verfehlt. Nun sah er ihn.

17 französische Kriegsschiffe, darunter hochragende Dreimaster mit goldenen Bugdornen, lagen, zu einer gekrümmten Schlachtenlinie formiert, an der Küste vor Anker. 1196 Kanonen, bedient von über 10 000 Matrosen, blitzten feuerbereit aus den Geschützluken – die geballte Seemacht des nachrevolutionären Frankreich.

Trikolore gegen Union Jack; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit gegen britischen Krämergeist: zwei Ideologien, zwei haßerfüllte Nationen und zwei kleine Männer (Körpergröße Nelson: 1,57 Meter; Napoleon: 1,58 Meter) standen sich gegenüber. Dann entlud sich die Spannung in einer Wolke aus Rauch und Donner.

Wuchtige, rund 15 Kilo schwere Eisenkugeln rauschten durch die Luft. Etwa im Acht-Minuten-Takt stopften die Matrosen beider Seiten Schwarzpulver in die Kanonenrohre. Bei jedem Treffer quoll eine Wolke von Holzsplittern aus den Einschußlöchern, Schrapnelle stoben durch die Luft.

Die ganze Nacht über dauerte der Schlagabtausch (den Napoleon von Land aus verfolgte). Als der Morgen graute, gaben die Söhne der Revolution zutiefst gedemütigt auf. 1700 Franzosen trieben tot im Wasser, 13 ihrer Schiffe waren verbrannt,

explodiert oder auf Grund gelaufen. Nelson, durch ein Eisenstück am Kopf verletzt, jubelte: „Das Wort ‚Sieg‘ kann ein solches Schauspiel gar nicht beschreiben.“

Zahlreiche Marinehistoriker haben sich mit dem Gefecht vom 1. August 1798 beschäftigt. Die „Battle of the Nile“ wie sie im Englischen heißt, markiert Napoleons ersten großen Rückschlag. Nach Indien hat-

te der damals 28jährige Kriegsgenius marschieren wollen. Nun war ihm bereits im Land der Pyramiden die marine Basis für seine weitausholende Militäroperation abhanden gekommen.

Aber warum? Alte Berichte geben zwar Auskunft über die einzelnen Etappen der Schlacht. Dennoch blieb das Desaster nicht recht erklärlich. Mit überlegener Feuerkraft hatte Brueys, der leitende Admiral der französischen Flotte, den Gegner erwartet. Er verfügte über mehr Kanonen, mehr Matrosen, sogar über landgestützte Artillerie.

Fast exakt 200 Jahre nach dem Gefecht könnte sich der rätselhafte Flop nun doch noch erklären lassen. Unter Leitung des Pariser Meeresforschers Franck Goddio haben Taucher 20 Kilometer von Alexandria entfernt die Reste der zertrümmerten französischen Mittelmeer-Armada geortet. „Elf Meter tief, in schlammigem Sediment“, so Goddio, biete sich ein „Bild der Verwüstung“.

Drei zerborstene Schiffe konnten eindeutig identifiziert werden. Von Seepocken überzogene Musketen, Parfumflakons und Uhren wurden aus den Wracks geborgen. Ballons wuchten schwere Kanonen und Mastreste an die Oberfläche. Reste von Tauwerk und Segeln fanden sich im Schlamm, ebenso wie ein Fernrohr und eine – in Deutschland gefertigte – Tabakdose aus Silber.

Keine Frage: Mit seiner Abukir-Expedition hat Goddio, Leiter des von ihm



Glasfläschchen



Tabakdose

Fundstücke aus der Bucht von Abukir
Pretiosen im schlammigen Sediment

FOTOS: F. GODDIO / INET FOUNDATION / DCI

selbst gegründeten „Europäischen Instituts für Meeresarchäologie“ in Paris, erneut einen Coup gelandet. Der alternde Aqanaut schickt sich an, zum Jacques Cousteau der Wracksucher aufzusteigen. 1996 schnorchelte er im Umfeld des Kleopatra-Palastes. Im Jahr darauf hievten seine Mannen im Pazifik Porzellan aus gekenterten Dschunken der Song-Dynastie.

Und nun Abukir. Für letzten Sonntag lud der Tauchtrupp, bei Champagner und Häppchen, zur großen Präsentation seiner Schätze nach Alexandria. Historiker, ägyptische Kulturbeamte und über 50 Journalisten waren bei der Schau zugegen. Hernach ließen sich die Gäste, darunter die Urururenkelin Nelsons, Anna Tribe, 69, und der Napoleon-Sproß Louis-Napoléon Bonaparte-Wyse, 63, in Shuttlebooten zum historischen Schlachtfeld schaukeln.

Zu diskutieren hatten sie viel. Neben der Vielzahl von Fundstücken hat Goddio auch neue Details zum taktischen Verlauf des Seegefechts vorgelegt. Erstmals wird deutlich, warum der korsische General mit seiner hochgerüsteten Seestreitmacht eine so bittere Niederlage einstecken mußte.

Der Konflikt zwischen den Kontrahenten Nelson und Napoleon schwelte schon lange. Nach der Hinrichtung des Königs im Jahr 1793 betrieb die Republik Frankreich unverhohlenen militärischen Revolutionsexport. Italien und die Niederlande wurden erobert. Dann forderte das Machtzentrum in Paris das Empire heraus. 1797 kaperten die Franzosen 950 britische Handelsschiffe. Im Jahr darauf traf die Regierung Vorkehrungen, die Insel jenseits des Ärmelkanals mit einem Invasionsheer in die Knie zu zwingen.

Mitten in diese Pläne platzt Napoleon mit einer neuen Strategie. Wäre es nicht besser, dem Empire seine Goldgruben in Asien zu entreißen? Die Ostindienkompanie müsse zerschlagen, deren Handelsströme ausgetrocknet werden, meinte er. Wie Alexander der Große träumte der General vom großen Feldzug Richtung Orient.

Innerhalb von nur zehn Wochen wird die Operation im geheimen vorbereitet. Mit 37 500 Soldaten, 100 landgestützten Artilleriekanonen und 1200 Pferden an Bord setzt sich die Flotte in Bewegung. Nach Zuladungen in Italien stehen 400 Transporter in See, geschützt von 17 Fregatten und Kanonenbooten.

Die Briten kriegen zwar Wind von der Aktion, deren Stoßrichtung jedoch kennen sie nicht. Zielt der Angriff etwa direkt gegen England? Wochenlang kreuzt Nelson im Mittelmeer umher. Er soll verhindern, daß die Franzosen durch die Straße von Gibraltar in den Atlantik ausbrechen. Doch der Feind taucht nicht auf. Daraufhin eilt Nelson nach Alexandria. Auch dort ist der Hafen leer.

Zu diesem Zeitpunkt schifft Napoleons Armada gerade an Kreta vorbei, Richtung Afrika. Sein Ziel: Alexandria. Als Bonaparte am 1. Juli die Metropole am Nil erreicht, ist der genervte Nelson schon wieder abgereist. Durch Gerüchte in die Irre geführt, vermutet er seinen Gegner nun auf Sizilien. Bonaparte nutzt die Chance, bringt seine Armee an Land und unterwirft die Mamelucken. Nach drei Wochen ist Ägypten erobert. Die Kriegsmarine, 13 große Linienschiffe, werden in der sandigen, von Untiefen geschützten Bucht von Abukir geparkt.

Am 1. August spitzt sich die Lage dramatisch zu. Erneut taucht der Irrfahrer Nelson vorm Nildelta auf. Seine Dreimaster segeln an Alexandria vorbei. Am

Ein Lapsus? Hätte die „Guerrier“ näher an der Küste ankern müssen, um die fatale Lücke zu schließen? Goddio sieht das jetzt anders. Seine Tiefenmessungen in der Bucht ergaben, daß die französischen Schiffe (Tiefgang: um neun Meter) großen Abstand zum Ufer halten mußten, sonst wären sie auf Grund gelaufen. Den etwas leichteren Britenbooten (Tiefgang: um 6,5 Meter) eröffnete sich damit ein schmaler Korridor zum Durchbruch.

Nach dem gewagten Manöver war Nelsons Position formidabel: Er konnte den Gegner ins Kreuzfeuer nehmen. Innerhalb von zehn Minuten hatte die „Guerrier“, von vorn und hinten beschossen, alle Masten verloren. Die „Spartiate“ an Position 3 zählte innerhalb von zwei Stunden 49 Einschüsse steuerbords und 27 backbords.



Schlacht von Abukir*: Explosion am Nachthimmel

Nachmittag erspäht ein Ausguckposten den Feind, der in der Bucht wohlgeordnet in Schlachtstellung liegt. Sofort läßt Nelson an den Flaggleinen das Signal auswehen: „Angriff sofort“.

Was dann passierte, ist in der Literatur vielfach beschrieben und dem französischen Befehlshaber Brueys als „großer Fehler“ angekreidet worden: Insgesamt vier britischen Schiffen gelang es, sich am ersten französischen Schlachtschiff, der „Guerrier“, vorbeizuschieben und dem Gegner gleichsam in den Rücken zu fallen (siehe Grafik Seite 208).

Verschärft wurde die Lage durch die Windrichtung Nordwest. Die hinten liegenden Napoleon-Schiffe konnten der Spitze nicht zur Hilfe eilen, der Frontalwind war zu stark. Ohnmächtig sahen die Kapitäne zu, wie Nelson die vordere Linie mit einem zermürbenden Doppelbeschuß belegte.

Die Franzosen versuchten den taktischen Nachteil mit fanatischer Energie auszugleichen. Den Kapitän Dupetit-Thouars etwa konnte selbst ein Geschöß nicht entmutigen, das ihm ein Bein abtrennte. Flugs ließ er sich in ein Kleiefäß setzen (um die zerfetzten Adern zu verstopfen) und gab weiter Gefechts-

* Gemälde von George Arnald (1763 bis 1841).

anweisungen – bis er verblutete.

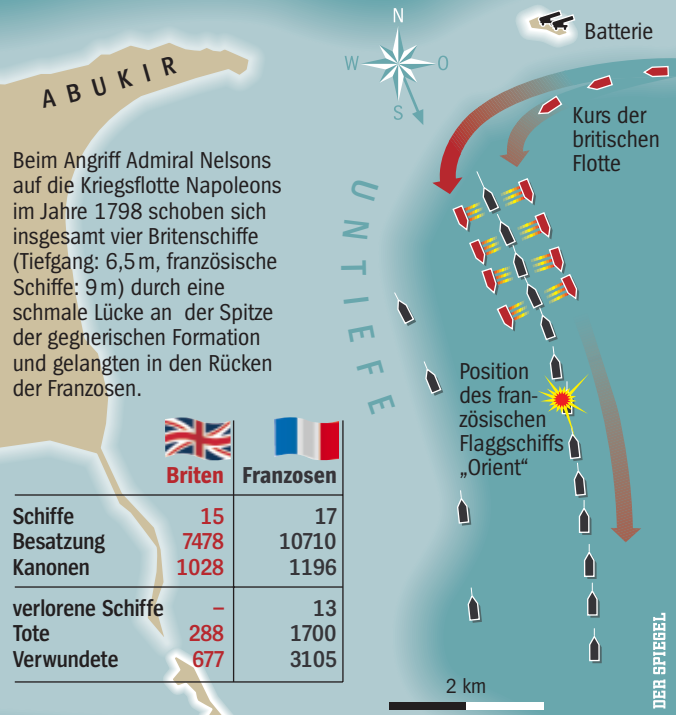
Am schwersten war es für die Briten, die „Orient“ zu knacken. Wie ein schwimmender Leviathan lag Napoleons Flaggschiff auf Position 7, ein Dreimaster mit 126 Kanonen. Die britische „Bellerophon“ spürte bald deren ungeheure Feuerkraft. 90 Minuten hielt sie dem Duell Breitseite gegen Breitseite stand, dann trieb sie schwer angeschlagen zur See ab. Alle Offiziere an Bord waren gefallen oder verwundet.

Die Entlastung blieb von kurzer Dauer. Wie „zähe Bulldoggen“ (so der US-Fernsehsender „Discovery Channel“, der die Tauchaktion filmisch begleitet) stießen die „Alexander“ und die „Swiftsure“ (je 590 Mann Besatzung) nach und nahmen das stolze Mammutboot erneut unter Beschuß. Farbtopfe und Ölfässer, achtlos auf dem Achterdeck der „Orient“ gelagert, fingen Feuer.

Gegen 22 Uhr hatten sich die Flammen zum Pulvermagazin durchgefressen. Dann erfolgte eine gewaltige Explosion. In einem gleißenden Feuerball flogen Planken, Geschütze und menschliche Körper in die Luft. Historische Quellen berichten, daß im nächst liegenden britischen Schiff das Pech zwischen den Planken zu brutzeln begann. Exakt diese Katastrophe ist, wie eingefroren, auf dem Meeresboden dargestellt:

- Die Trümmer der „Orient“ bedecken ein Areal von einem halben Quadratkilometer.
- Bug und Heck des Schiffes sind abgerissen. Am Meeresgrund liegt nur ein großer Stumpf vom Mittelteil.
- Insgesamt sieben gekappte Anker, alle in der Nähe der „Orient“ entdeckt, zeugen davon, daß die umliegenden Schlachtschiffe vor dem lichterloh brennenden Flaggschiff Reißaus nahmen.
- Zwei Kanonen der „Orient“ wurden 275 Meter vom Schiffsrumpf entfernt entdeckt. Völlig zerborsten lagen sie im Schlick –

Napoleon im Kreuzfeuer Die Seeschlacht von Abukir



ein Hinweis auf die Stärke der Detonation.

Und immer wieder Skelettreste. Das gesamte Fundfeld ist mit zersplitterten menschlichen Knochen übersät. Bei ihren bislang über tausend Tauchgängen stießen die Goddio-Leute auf Unterkiefer, Arm- und Beinknochen, Wirbel und Rippen. Von den 1010 Mann Besatzung des Riesenpotts kamen keine 100 mit dem Leben davon.

Die Froschmänner, ausgerüstet mit Spachteln und Staubsaugern, spürten auch Pretiosen auf. Ein Oktant aus Elfenbein, Silberbesteck, auch der vergoldete Bugdorn der „Orient“ haben die Zeit in ihrem nassen Grab fast schadlos überstanden. Merkwürdig ist nur, warum einige Kristall-Flakons die Explosion heil überdauerten. Eine der Flaschen lag direkt neben einer zertrümmerten Kanone.

Am meisten aber wundert sich das Team darüber, wie intensiv und allgegenwärtig die Spuren sind, die die Seeschlacht am Meeresgrund von Abukir hinterlassen hat. „Auf vielen Fundstücken haftete eine schwarze Kruste“, sagt Goddio, „das Meer hier schmeckt immer noch nach Schwarzpulver.“

MATTHIAS SCHULZ



Meeresforscher Goddio

F. GODDIO / HILTI FOUNDATION / DCI

AUTOMOBILE

Kultige Kulleraugen

Mit einer nostalgisch anmutenden Limousine will Fiat die Marke Lancia wiederbeleben. Von der Aura des einst schillernden Namens ist kaum etwas übrig.

Die mediterranen Wesenszüge des schlapphütigen Indiana Jones haben es Roberto Testore angetan. Für den Vorstandschef von Fiat Auto ist Harrison Ford ein „echter Lancista, wie wir ihn idealisieren“.

Deshalb gewann Lancia den amerikanischen Schauspieler als Werbeträger für einen neuen Mittelklassewagen. Ford, sagt Testore, verkörpere die entscheidenden Attribute der elitären Konzernmarke: „die reine Freude am Leben, Liebe zum Detail und Abenteuergeist“.

Das Auto mit dem Kunstnamen „Lybra“ – der Fiat-Chef bezeichnet ihn als „Neogräzismus“ – soll zu Preisen zwischen 38 000 und 50 000 Mark und mit Motorleistungen von 103 bis 154 PS einen edlen Markennamen aus seinem scheintotartigen Tiefschlaf wecken. Der Fiat-Konzern, der außerdem noch Alfa Romeo, Ferrari und Maserati besitzt, hat keine seiner Marken so vernachlässigt wie Lancia, die älteste Tochter des Turiner Auto-Imperiums.

Im Jahr 1906 von dem abtrünnigen Fiat-Werksfahrer Vincenzo Lancia gegründet, erhob sich das Unternehmen bald zu einem der renommiertesten Autohersteller Italiens. Mit wegweisenden Innovationen, etwa der ersten Einzelradaufhängung in Front und Heck (1936) oder dem ersten serienmäßigen Fünfganggetriebe (1939), galten Lancia-Fahrzeuge als Vorzeigehohel anspruchsvoller Prominenter.

Zum Kundenkreis zählten die Schauspieler Gary Cooper, Marcello Mastroianni und Brigitte Bardot. Verückt kosteten Autotester jedes Geräusch aus, das die luxuriösen Karossen erzeugten. Die Türen, schwärmte die „Frankfurter Rundschau“ einst über das Modell Flavia, schlossen sich „mit dem satten Schnalzen eines Geldschranks“.

Nach dem frühen Tod des Firmengründers – Vincenzo Lancia erlag 1937 im Alter von 55 Jahren einem Herzinfarkt – förderten einzigartige Renn- und Sportwagen die Lancia-Legende, etwa die Aurelia-Modelle der fünfziger Jahre mit ihren martialischen, schildförmigen Kühlergrills. Dennoch versank die italienische PS-Ikone zunehmend im Mißmanagement einer chronisch uneinigen Erbgemeinschaft. 1969 erwarb Fiat die restlos abgewirtschaftete Firma zu ei-

nem symbolischen Kaufpreis von umgerechnet 17 700 Mark.

Aus der Kasse des Großkonzerns gespeist, schwang sich die Marke mit dem galoppierenden Elefanten im Firmenwappen zum Schwergewicht des internationalen Rallyesports auf und errang sechs Weltmeistertitel in Folge. Der betriebswirtschaftliche Nutzen dieser Kraftakte war stets fraglich, zumal die Siege häufig von finnischen Naturtalenten mit für Italiener unaussprechlichen Namen errungen wurden (der Schnellste hieß Juha Kankkunen).

Anfang der neunziger Jahre machte die Konzernleitung dem kostspieligen Rennzirkus ein Ende und überließ das Feld der inzwischen vor allem japanischen Konkurrenz. Der Rallyesport, urteilt Testore im Rückblick, sei „eine Abzweigung des Lancia-Geistes“ gewesen. Zur gediegenen Markenidentität passe eher indirekte Sportförderung in Form von Golf-Sponsoring, das Lancia bereits seit längerem betreibt.

Die Investitionen in die Fahrzeuge selbst flossen dagegen eher stockend. Während die 1987 von Fiat geschluckte Marke Alfa Romeo in den vergangenen Jahren mit einem Feuerwerk von neuen Modellen aufgefrischt wurde und derzeit bei einem Jahresabsatz von 220 000 Au-

Italien kaum noch Käufer. Mit dem Lybra sollen nun nostalgische Styling-Impulse eine erfolgreichere Epoche einläuten.

Seine großen Rundscheinwerfer gemahnen an die Kulleraugen der längst zum Kult-Oldtimer geadelten Aurelia. Im Innenraum bemühten sich die Designer, eine Mischung aus moderner Schlichtheit und klassischer Wohnzimmeratmosphäre zu erzeugen, wobei die Auswahl der Holzintarsien von größerer Stilsicherheit zeugt als die der metallisch anmutenden Hartplastik-Oberflächen.

Die schwarzen Hochglanz-Funktionstasten im Armaturenbrett erinnern sehr an die nicht unumstrittene Vorliebe der Porsche-Stylisten für blitzblanke Knöpfe. Laut Lancia-Prospekt standen die elitären Füllfederhalter der Marke Mont Blanc Pate.



Neuer Lancia „Lybra“: Füllfederhalter standen Pate



Lancia bei der Rallye Portugal (1987): Sechs Weltmeistertitel in Folge

tos liegt, brachte Lancia kaum Neuheiten heraus und fiel immer weiter ab.

160 000 Lancia-Modelle wird Fiat voraussichtlich in diesem Jahr verkaufen, vorwiegend Kleinwagen vom Typ Ypsilon – was nicht gerade einem Markennimbus entspricht, den Vorstandschef Testore gern im Umfeld von Mercedes und Volvo sehen möchte. Das Topmodell Kappa, eine Oberklasselimousine, deren konturarmes Blechkleid einem abgelutschten Hustenbonbon ähnelt, findet außerhalb des Kernmarkts

Auf Prognosen, wie viele Käufer der Lybra anlocken werde, legt sich Roberto Testore lieber nicht fest. Exklusivität, meint der Konzernlenker, sei ein hohes Gut: „Es ist besser, keine Kunden dazuzugewinnen, die den Geist der Marke nicht erkennen.“

Ein Fiat-Vertriebsmanager, dem solche Thesen etwas hochtrabend erschienen, stellte sogleich klar, daß die Händler um jeden Kunden kämpfen – „auch wenn er nicht Harrison Ford heißt“.

CHRISTIAN WÜST

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen**für Texte und Grafiken:**

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris

Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044

für Fotos: Telefon: (040) 3007-2869

Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom / SPIEGEL TV-Videos

Telefon: (040) 3007-2485 Fax: (040) 3007-2826
E-Mail: service@spiegel.de

Abonnenten-Service

SPIEGEL-Verlag, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg
Reise/Umzug/Ersatzheft
Telefon: (040) 411488

Auskunft zum Abonnement

Telefon: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-2898

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz: DER SPIEGEL,

Postfach, 6002 Luzern,

Telefon: (041) 3173399 Fax: (041) 3173389

E-Mail: leserservice@del.ch

Abonnement für Blind

Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606267 Fax: (06421) 606269

Abonnementspreise

Inland: Zwölf Monate DM 260,-

Studenten Inland: Zwölf Monate DM 182,-

Schweiz: Zwölf Monate sfr 260,-

Europa: Zwölf Monate DM 369,20

Außerhalb Europas: Zwölf Monate DM 520,-

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsaufträge können innerhalb einer Woche ab Bestellung mit einer schriftlichen Mitteilung an den SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg. Oder per Fax: (040) 3007-2898.

Ich bestelle den SPIEGEL frei Haus für DM 5,- pro Ausgabe mit dem Recht, jederzeit zu kündigen. Zusätzlich erhalte ich den kulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL ab _____ an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Ich möchte wie folgt bezahlen:

☐ Zahlung nach Erhalt der Jahresrechnung

☐ Ermächtigung zum Bankeinzug von 1/4jährlich DM 65,-

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Widerrufsrecht

Diesen Auftrag kann ich innerhalb einer Woche ab Bestellung schriftlich beim SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift des neuen Abonnenten

SP99-003

DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax-2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de · **T-Online** *SPIEGEL#

HERAUSGEBER Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust

STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK *Leitung:* Dr. Gerhard Spörl, Michael Schmidt-Klingenberg. *Redaktion:* Karen Andresen, Dietmar Hipp, Bernd Kühn, Joachim Mohr, Hans-Ulrich Stoldt, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter:* Dr. Thomas Darnstadt, Matthias Matussek, Hans-Joachim Noack, Dr. Dieter Wild

DEUTSCHLAND *Leitung:* Clemens Höges, Ulrich Schwarz. *Redaktion:* Klaus Brinkbäumer, Annette Bruhns, Doja Hacker, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Ansbert Kneip, Udo Ludwig, Thilo Thielke, Andreas Ulrich. *Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Henryk M. Broder, Gisela Friedrichsen, Norbert F. Pötzl, Bruno Schrep

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Gabor Steingart. *Redaktion:* Dr. Hermann Bott, Konstantin von Hammerstein, Dietmar Hawranek, Frank Hornig, Hans-Jürgen Jakobs, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusch, Thomas Tuma. *Autor:* Peter Bolke

AUSLAND *Leitung:* Dr. Olaf Ihlau, Dr. Romain Leick, Fritjof Meyer, Erich Wiedemann. *Redaktion:* Dieter Bednarz, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Hans Hielscher, Joachim Hoelzgen, Siegmund von Ilseman, Claus Christian Malzahn, Dr. Christian Neef, Roland Schleicher, Dr. Stefan Simons, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Carlos Widmann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Jürgen Petermann. *Redaktion:* Dr. Harro Albrecht, Marco Evers, Dr. Stefan Klein, Dr. Renate Nimtz-Köster, Rainer Paul, Alexandra Rigos, Matthias Schulz, Dr. Jürgen Scriba, Olaf Stampf, Christian Wüst. *Autoren, Reporter:* Klaus Franke, Henry Glass, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg

KULTUR UND GESELLSCHAFT *Leitung:* Wolfgang Höbel, Dr. Matthias Schreiber. *Redaktion:* Susanne Beyer, Anke Dürr, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterbauer, Lothar Gorriss, Dr. Volker Hage, Dr. Jürgen Hohmeyer, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Anuschka Roshani, Dr. Johannes Saltzwedel, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Klaus Umbach, Claudia Ufert, Susanne Weingarten, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Ariane Barth, Uwe Buse, Urs Jenny, Dr. Jürgen Neffe, Cordt Schnibben, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

SPORT *Leitung:* Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Matthias Geyer, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Jörg Winterfeldt, Michael Wolzinger

SONDERTHEMEN Dr. Rolf Rietzier; Christian Habbe, Heinz Höfl, Hans Michael Kloth, Dr. Walter Knips, Reinhard Krumm, Gudrun Patricia Pott

SONDERTHEMEN GESTALTUNG Manfred Schniedenharn

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau

CHEF VOM DIENST Horst Beckmann, Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner, Holger Wolters

SCHLUSSREDAKTION Rudolf Austenfeld, Reinhold Bussmann, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Sandra Hülsmann, Bianca Huneck, Rolf Jochum, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirikka

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Josef Csallós, Christiane Gehner; Werner Bartels, Manuela Cramer, Rüdiger Heinrich, Peter Hendricks, Maria Hoffmann, Antje Klein, Matthias Krug, Claudia Menzel, Peer Peters, Dilia Regnier, Monika Rick, Elke Ritterfeldt, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. E-Mail: bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Ludger Bollen; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter, Stefan Wolf

LAYOUT Rainer Sennewald, Wolfgang Busching, Sebastian Raulf; Christel Basilon-Pooh, Sabine Bodenhang, Katrin Bollmann, Regine Braun, Volker Fensky, Ralf Geilhufer, Petra Gronau, Ria Henning, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm

PRODUKTION Wolfgang Küster, Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thomann, Michael Weiland

TITELBILD Thomas Bonnie; Stefan Kiefer, Ursula Morschhäuser, Oliver Peschke, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN *Leitung:* Heiner Schimmöller, Michael Sontheimer; Georg Mascolo. *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Petra Bornhöft, Markus Dettmer, Carolin Emcke, Jan Fleischhauer, Jürgen Hogrefe, Susanne Koelbl, Irina Repke, Dr. Gerd Rosenkranz, Harald Schumann, Peter Wensierski, Friedrichstraße 79, 10117 Berlin, Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN *Leitung:* Jürgen Leinemann; Hartmut Palmer, Hajo Schumacher. *Redaktion:* Martina Hildebrandt, Horand Knap, Ursula Kossler, Dr. Paul Lersch, Dr. Hendrik Munsberg, Elisabeth Niejahr, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Christian Reiermann, Ulrich Schäfer, Alexander Szandar, Dahlmannstraße 20, 53113 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 215110

DRESDEN Andreas Wassermann, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 8020271, Fax 8020275

DÜSSELDORF Georg Bönsch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Andrea Stuppe, Karlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

ERFURT Almut Hielscher, Loberwallgraben 8, 99096 Erfurt, Tel. (0361) 37470-0, Fax 37470-0

FRANKFURT A. M. Dietmar Pieper; Wolfgang Bittner, Felix Kurz, Christoph Pauly, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

HANNOVER Hans-Jörg Vehlewald, Georgstraße 50, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

KARLSRUHE Postfach 5669, 76038 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Wolfgang Krach, Heiko Martens, Bettina Musall, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 4180040, Fax 41800425

SCHWERIN Florian Gless, Spieltordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 5574442, Fax 569919

STUTTGART Jürgen Dahlkamp, Katharinenstraße 63a, 73728 Esslingen, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BASEL Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 2830474, Fax 2830475

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL Bernhard Zand, Başkurt Sokak No. 79/4, Beyoğlu, 80060 Istanbul, Tel. (0090212) 2455185, Fax 2455211

JERUSALEM Annette Großbongardt, 16 Mevo Hamatmid, Jerusalem Heights, Apt. 8, Jerusalem 94593, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

JOHANNESBURG Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, SA-Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 3604944, Fax 3607655

LONDON Hans Hoyng, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044711) 3798550, Fax 3798599

MOSKAU Jörg R. Mettke, Uwe Klusmann, 3. Choroschewskij Prospekt 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NEW DELHI Padma Rao, 91, Golf Links (I & II Floor), New Delhi 110003, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

NEW YORK Thomas Huettlin, Mathias Müller von Blumenron, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Lutz Krusche, Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

PEKING Andreas Lorenz, Ta Yuan Wai Jiao Ren Yuan Gong Yu 2-2-92, Peking 100600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24220138, Fax 24220138

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 2751204, Fax 5426583

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Rafaela von Bredow, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (001415) 6437550, Fax 6437530

SINGAPUR Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 267779, Tel. (0065) 4677120, Fax 4675012

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

WARSAU Andrzej Rybak, Krzywickiego 4/1, 02-078 Warschau, Tel. (004822) 8251045, Fax 8258474

WASHINGTON Michaela Schießl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Dieter Gessner, Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Dr. Helmut Bott, Lisa Busch, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Cordelia Freiwald, Silke Geister, Dr. Sabine Giehle, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Gesa Höppner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Jochen, Joachim Immsch, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Inga Lindhorst, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sigrid Lüttich, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Thorsten Oltner, Anna Petersen, Peter Philipp, Katja Ploch, Axel Pult, Ulrich Rambow, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Zimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Dr. Iris Timpke-Hamel, Heiner Ulrich, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamser, Peter Welter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS Irma Nelles

INFORMATION Heinz P. Lohfeldt; Andreas M. Peets, Kirsten Wiedner, Peter Zobel

KOORDINATION Katrin Klocke

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

SPIEGEL ONLINE (im Auftrag des SPIEGEL: a + i art and information GmbH & Co.)

Redaktion: Hans-Dieter Degler, Ulrich Booms

NACHRICHTENDIENSTE AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid, Time

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Vertrieb: Ove Saffe

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 53 vom 1. Januar 1999

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Druck: Gruner Druck, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck

MÄRKTE UND ERLÖSE Werner E. Klatten

GESCHÄFTSFÜHRUNG Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. e-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 19. 6.

ROYALS Der jüngste Sohn von Queen Elizabeth, Prinz Edward, und Sophie Rhys-Jones heiraten in Windsor. Für das offizielle Hochzeitsfoto wird Prinz Charles' Sohn William nachträglich ein Lächeln ins Gesicht retuschiert.

OLYMPIA Das IOC vergibt die Winterspiele für das Jahr 2006 an Turin.

SONNTAG, 20. 6.

GIPFEL Nach dreitägigen Beratungen in Köln beschließen die G-8-Staaten eine weitere Liberalisierung des Welthandels, Teilentschuldung der ärmsten Länder und Aufbauhilfe für die Balkan-Region.

FRIEDEN Die Nato beendet nun auch offiziell die Luftangriffe auf Jugoslawien. Die albanische Befreiungsarmee UÇK stimmt später ihrer Entwaffnung zu.

MONTAG, 21. 6.

BEDINGUNG US-Präsident Clinton und Kanzler Schröder stellen klar: keine Aufbauhilfe für Jugoslawien, solange Milošević regiert.

BREMEN SV-Werder-Manager Willi Lemke wird neuer Bildungssenator.

DIOXIN Die EU-Kommission leitet gegen Belgien ein Verfahren wegen des Giftskandals ein.

ARBEITSRECHT Wer seinen Arbeitgeber via Internet beleidigt, darf zu Recht gekündigt werden, entscheidet das Landesarbeitsgericht Schleswig-Holstein.

DIENSTAG, 22. 6.

ANNÄHERUNG In Peking verhandeln zum erstenmal seit mehr als einem Jahr Nord- und Süd-Korea wieder über Hungerhilfe und Familienzusammenführung.

ENERGIE Die Verhandlungen zwischen der Bundesregierung und der Atomwirtschaft über den Ausstieg aus der Kernenergie enden ohne Einigung.

MITTWOCH, 23. 6.

FINANZEN Das rot-grüne Kabinett beschließt das Reform- und Sparpaket.

ABTREIBUNG Durch den Papst-Brief unter Druck, einigen sich die katholischen Bischöfe Deutschlands auf einen Kompromiß: Die kirchliche Beratung soll künftig nicht mehr zu legalen Schwangerschaftsabbrüchen berechtigen.

DIRIGENTEN Die Berliner Philharmoniker wählen den Briten Simon Rattle zum Nachfolger von Claudio Abbado.

DONNERSTAG, 24. 6.

REGIERUNG Gerhard Schröder schlägt seinen Kanzleramtsminister Bodo Hombach als EU-Koordinator für den Wiederaufbau auf dem Balkan vor. Hombachs Nachfolger soll Staatssekretär Frank-Walter Steinmeier werden.

UMWELT Die Bundesregierung blockiert die Verabschiedung der umstrittenen EU-Richtlinie zur Rücknahme von Altautos durch den Hersteller.

MENSCHENRECHTE Der Europarat setzt der Ukraine eine Frist von sechs Monaten, die Todesstrafe abzuschaffen und andere rechtsstaatliche Reformen einzuleiten.

FREITAG, 25. 6.

MAHNMAL 439 von 559 Bundestagsabgeordneten stimmen für die Errichtung einer zentralen Holocaust-Gedenkstätte in Berlin. Umgesetzt werden soll der um ein Informationszentrum erweiterte Entwurf des US-Architekten Peter Eisenman.



Taktgefühl: Bei der Eröffnung einer Jugendmusik-Stiftung am vergangenen Mittwoch in London verstärkte der britische Premierminister Tony Blair ein Trommelensemble.

SPIEGEL TV

MONTAG
23.00 – 23.30 UHR SAT 1

SPIEGEL TV REPORTAGE

**Fernsehen unterm Hakenkreuz –
Unbekanntes von der braunen Mattscheibe**



Intendant George (1938)

Teil zwei der Reportage über den „Deutschen Fernseh-Rundfunk“ zeigt Programmausschnitte aus der Zeit vom Kriegsbeginn bis zur Einstellung des Sendebetriebs im Herbst 1944. Darunter ein Interview mit dem Schauspieler Heinrich George, Hausfrauensendungen sowie Reportagen über Rassekunde und Truppenbetreuung.

DONNERSTAG
22.10 – 23.00 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

**Abgetaucht –
unterwegs mit einem deutschen U-Boot**
24 Männer sind auf U 22 stationiert. Wer die enormen psychischen und körperlichen Anforderungen auf engstem Raum übersteht, gilt als Elitesoldat. Reportage von einer Übungsfahrt in der Ostsee.

SAMSTAG
22.00 – 23.05 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

**Ganz in Weiß –
der Traum vom Bund fürs Leben**
Im Mittelalter galt die Ehe als Beginn einer Wirtschaftsallianz. Heute konzentrieren sich die Paare ganz bewußt erst mal nur auf den „schönsten Tag“ im Eheleben. Der Kreativität für den großen Event sind keine Grenzen gesetzt: ob Polizisten-Hochzeit auf dem Schloß, japanische Feier zur Kirschblütenzeit oder Trauung im Elefanten-Gehege.

SONNTAG
22.30 – 23.15 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Überleben im Fronteinsatz – wie Reporter für den Ernstfall getrimmt werden; Wohin mit dem Schrott? Theorie und Praxis der umstrittenen Altauto-Richtlinie; Eine Vision und ihre Opfer – die vergessenen Toten des Apollo-Mondprogramms.

GESTORBEN

Karl Krolow, 84. Der in Hannover geborene Lyriker, der in Darmstadt ein eher unscheinbares Leben führte, entfaltete eine in der Literatur seltene Kontinuität: Rund ein halbes Jahrhundert lang publizierte er regelmäßig Gedichtbände, deren hohe Qualität stets anerkannt wurde, auch wenn der Schöpfer kaum je im Rampenlicht stand. Die Titel seiner Bücher zeigen die stete Entwicklung vom naturmagischen Pathos der Frühzeit zur Gelassenheit des Alters: „Hochgelobtes gutes Leben“ (1943), „Auf Erden“ (1949), „Fremde Körper“ (1959), „Herbstsonett mit Hegel“ (1981), „Schönen Dank und vorüber“ (1984) oder „Ich höre mich sagen“ (1992). Krolow, der keine „schweißgebadeten, absichtsvollen Gedichte“ mochte, war auch als Übersetzer und Herausgeber tätig. Der leichte und melancholische Ton seiner Verse wird bleiben – ob das eine Zeile über das Schreiben ist („Papier, auf dem sich / leichter Wind niederläßt“) oder die Feier des Fleischlichen („Körperöffnungen / bieten überall sich an, / und jeder nimmt sein Teil vom Weiterleben“). Karl Krolow starb vergangenen Montag in Darmstadt.



B. FRIEDRICH

Hann Trier, 83. Die Devise des Malers hieß Verwandlung: Er zweifelte, ob er sich selber wiedererkennen geschweige denn grüßen würde, wenn er sich so auf der Straße trüfe, wie er Jahre zuvor gewesen war. Auch seine zumeist abstrakten Bilder, dabei unverkennbar von Hann Trier, wirkten wie in ständiger zitternder oder schwankender Bewegung – ein farbiges Labyrinth aus Flächen und Linien, das an Wasserstrudel, Skelettstrukturen, auch an Schriftseiten erinnern konnte. Seinen dynamischen „Tanz mit den Pinseln“ vollführte Trier oft beidhändig. Er war in Köln aufgewachsen



und verwurzelt, hatte aber schon zur Nazi-Zeit Kunst-Kontakte nach Frankreich und Italien geknüpft. 1952 bis 1955 lebte er, offiziell als Werbegrafiker, in Kolumbien. Nach seiner Heimkehr zählte er bald zu den führenden Gestalten der zeittypischen deutschen „Informel“-Malerei.

Trier lehrte seit 1957 an der West-Berliner Kunsthochschule (unter anderen den ungebärdigen Georg Baselitz) und ersetzte eine zerstörte Rokoko-Deckenmalerei im Charlottenburger Schloß durch – problematische – gegenstandslose Nachempfindung. 68er-Studenten, die ihn mit der Parole „Rotfront“ brüskieren wollten, fragte er nur freundlich: „Meinen Sie mehr Zinnober oder mehr Karmin?“ Hann Trier starb am 14. Juni in seinem Haus in der Toskana an Herzversagen.

Henri von Orléans, Graf von Paris, 90. Noch letztes Jahr warnte der französische Thronanwärter vor Einführung des Euro, weil der die Republik in eine „ausweglose Sackgasse“ und zur „Herrschaft des Geldes“ führen werde – eine rechten wie linken Bürgern nahe Einstellung. Auch sonst bewies der – theoretische – König Heinrich VI, Vater von elf Kindern, Volksnähe und Weitblick: Das Fernziel Krone stets starr im Visier, brach er dennoch schon 1937 mit dem Chefideologen einer antiparlamentarischen Monarchie, Charles Maurras. Der Feingeist befürwortete 1958 die Einführung der gaullistischen Republik und unterstützte 1981 gar den sozialistischen Elysée-Kandidaten François Mitterrand. Die Behauptung des blaublütigen „großen



DPA

Patrioten“ (Innenminister Chevènement), de Gaulle habe ihn nach dem Krieg auf den Thron hieven wollen, war jedoch eher Wunschdenken: Der General hätte sich wohl gern des großen Namens bedient, befand den Träger dann aber

doch als zu leichtgewichtig für die Historie. Henri von Orléans starb am 19. Juni in seinem Domizil in Cherisy nördlich von Paris an Prostatakrebs.

Gerd Tellenbach, 95. Sein erstes großes Werk, erschienen 1936, hieß „Libertas“, und selbst in einem Band über „Die Entstehung des deutschen Reiches“ von 1940 wandte sich der Mittelalter-Historiker gegen die Ideologie vom Zweiten und Dritten Reich. Solche Standhaftigkeit machte den tatkräftigen Schüler Georg von Belows und Karl Hampes nach dem Krieg zum gefragten Administrator. Er wirkte in Rektorenkonferenz und Wissenschaftsrat und leitete zuletzt 1962 bis 1972 das Deutsche Historische Institut in Rom – was ihn nicht am Schreiben hinderte. Noch 1998 mahnte der 94jährige Nestor seine Kollegen: „Historiker, denen es um Wissenschaft und Wahrheit geht, brauchen viele Farben mit allen Schattierungen.“ Gerd Tellenbach starb, wie erst jetzt bekannt wurde, am 12. Juni in Freiburg.

Eva Habermann, 23, Schauspieler, mehr oder weniger bekannt aus der ARD-Vorabendserie „Die Strandclique“, in der junge Leute am Strand (von St. Peter-Ording) eine neue Lebensperspektive suchen, wechselte die Küste. Als nackte „Eva“ posierte sie an den Gestaden Teneriffas für das Twen-Magazin „Max“. Schließlich weiß die Hamburgerin, daß sich die Stars von Jugendserien schwertun mit dem Weiterkommen. Aber ein Kinostar will sie werden. Da hilft dann nur eins: „Man muß sich bedingungslos einsetzen“, so die blonde Schauspieler, „wenn man etwas will. Egal, ob man sich dabei Schrammen holt.“ Bislang sei alles gutgegangen – von Schrammen keine Spur, wissen die Kenner von „Max“ zu berichten und schwärmen von „Evas makellosem Körper unter Teneriffas Sonne“. „Was ich will“, sagt sie, die sich schon mal erbötig zeigte, „das Testbild zu moderieren“, um aufzufallen, „kriege ich auch“ – sei es einen Mann oder die Rolle als „Elfe oder Prinzessin in einem Kostümfilm“. Stähnk? Häbermänn!



Habermann

Rudolf Scharping, 51, Verteidigungsminister, ließ Journalisten unter dem allgemeinen Zwang zum Sparen leiden. Im Kasino der Hardthöhe fanden sie zu einem abendlichen Pressegespräch über den Wehretat nur kleine Teller mit einer winzigen Cherry-Tomate, Petersilie, Keksen in Alufolie – und ein Glas Wasser. „Das Essen braucht man nicht zu erklären“, eröffnete Pressesprecher Oberst Jochen Cholin die Runde, „es paßt ins Thema.“ Nach einer

Weile wurden indes die sonst üblichen Weingläser aufgetragen – und dicke Steaks. „Nehmen Sie es als Symbol für die Lage der Bundeswehr“, juxte SPD-Mann Scharping, „erst trockene Kekse, aber hinterher kommt doch was Ordentliches.“

Andrea Fischer, 39, Bundesgesundheitsministerin und Reformerin des medizinisch-industriellen Komplexes, bereitete einer Minderheit in der Republik eine her-

be Enttäuschung. Bei einem Straßenfest der lesbisch-schwulen Szene in Berlin trat sie einem hartnäckigen Gerücht entgegen. „Ich muß euch enttäuschen“, sagte die frohsinnige Gesundheitsexpertin, „ich bin hoffnungslos an Männern interessiert.“

Hoffnungen auf eine lesbische Gesundheitsministerin hatte sich die Szene gemacht, seitdem bekannt ist, daß Frau Fischer in Bonn von Montag bis Freitag eine Wohnung mit einer grünen Parteifreundin teilt. Möglicherweise hat auch eine angebliche Interview-Bemerkung die Phantasien beflügelt, wonach die Ministerin – vor gut einem Jahr geschieden – befand: „Meine Ehe war ein Irrtum.“



Fischer

Theo van Gogh, 42, Kolumnist, Komiker und Großneffe des Malers Vincent van Gogh, wurde als Redner zur Eröffnung des renovierten gleichnamigen Museums in Amsterdam kurzfristig wieder ausgeladen. Man wollte sich die feierliche Zeremonie in Anwesenheit von Königin Beatrix nicht durch einen respektlosen Spaßmacher verderben lassen. Im Internet hat van Gogh „die Ansprache, die die Königin nicht hören durfte“, dann doch noch gehalten. Textauszug: „Meine Familie hat aus Großzügigkeit ihres sozialdemokratischen Herzens dem Staat der Niederlande 300 Bilder und 600 Zeichnungen meines Uronkels geschenkt. Ein Mißverständnis. Die Sammlung ist heute sechs Milliarden Gulden wert.“ Dieses Mißverständnis sei besonders tragisch, „weil ich Steuern zahlen muß, um das sympathische Puppentheater Ihrer Monarchie am Leben zu erhalten“. Erspart blieb der Königin auch die Frage, ob sie denn wisse, daß ihre Eltern, Prinzessin Juliana und Prinz Bernhard, ihre Verlobung unter den Klängen des Horst-Wessel-Liedes feierten?



Ehepaar Gore

Al Gore, 51, bis zur Langweiligkeit politisch korrekter US-Vizepräsident, brach jetzt – als Präsidentschaftsbewerber – sein bislang selbstverordnetes Schweigen zur Clinton-Lewinsky-Affäre in der Öffentlichkeit. „Was er tat, war unentschuldig“, so grenzte er sich von seinem Chef ab, „und besonders als Vater fühlte ich, daß es offensichtlich schrecklich falsch war.“ Derweil stammelte Gore-Ehefrau **Tipper**, 51, auf die Frage in derselben Sache, was sie denn an Hillary Clintons Stelle gemacht hätte: „Ich würde ... ich hätte ... ich kann mir nicht vorstellen, daß mir so etwas passiert.“

Jacques Chirac, 66, konservativer französischer Staatspräsident, verteilt Uhren nicht nur an besondere Freunde. William Hague, Chef der britischen Konservativen, mußte dieser Tage feststellen, daß er mit seinem politischen Gegner, dem Premierminister und Labour-Party-Chef Tony Blair, einiges gemeinsam hat: Sie besitzen identische Uhren. „Präsident Chirac schenkte sie mir“, so der politisch wenig erfolgreiche Hague zur Londoner „Times“. „Als ich in der Nähe des PM saß, sah ich, daß wir beide die gleiche Uhr tragen.“ Daß die Blair-Uhr auch ein Chirac-Geschenk sein muß, erkannte Hague auch noch an der besonderen Eigenschaft der Chronometer: Auf den Uhren ist neben der Ortszeit auch die Zeit eines in einer anderen Zeitzone gelegenen Landes abzulesen. Chirac-Freund Hague ist einigermaßen ernüchtert: „Präsident Chirac verschenkt die Dinge offensichtlich an Parteiführer in der ganzen Welt.“



Tietmeyer (Bildausschnitt aus „Bundesbankmagazin“)

Martin Walser, 72, Schriftsteller („Ein fliehendes Pferd“), muß für die nächste Zeit als betongewordener Reiter über den Bodensee. **Peter Lenk**, 52, Bildhauer, mit ausgeprägtem Sinn für das Groteske im Alltag, enthüllte am vergangenen Samstag in Überlingen am Bodensee eine sechs Meter hohe Beton-Skulptur, die den Dichter mit Schlittschuhkufen auf einer widerwilligen Mähre reitend zeigt. Weder die Oberen der Kommune noch der Dargestellte selbst wußten bis zuletzt, wem Lenk mit seiner Skulptur da ein Denkmal setzt. „Bodenseereiter“ nennt der Bildhauer sein Werk und erklärt in Flugblättern dem Volk den Sinn. Der „Dichter“ Walser, natürlich „unsterblichkeitsberechtigt“, sei ein „Eiskunstläufer zu Pferde auf den zugefrorenen Seen Deutscher Geschichte. Er steigt

ende einen Baum dieser Gattung vor die Bundesbankzentrale in Frankfurt. Zu dem Festakt waren 90 Bürger aus seinem Heimatort Metelen in Ostwestfalen angereist, an der Spitze Tietmeyers Bruder und der Ortspfarrer – nebst einem Sack voll Münsterländer Erde. Der knorrige Bankpräsident pflanzte das noch junge Bäumchen, der Pfarrer im Meßgewand erteilte seinen Segen. Eine Gedenktafel vor der Tietmeyer-Eiche verkündet: „Mit düsse Meidelske Eick säg wie Di Danke. Diene Heimatfrönde“ (Mit dieser Metelener Eiche sagen wir Dir danke. Deine Heimatfreunde).

Jürgen Rüttgers, 48, ehemaliger Bundesbildungsminister und CDU-Herausforderer in Nordrhein-Westfalen, stänkerte gegen die SPD-Bildungspolitik mit Hilfe seines Sohnes. In einem Interview mit der „Westfalenpost“ klagte Rüttgers: „Mein zehnjähriger Sohn hat seit Wochen keinen regelmäßigen Unterricht, weil Stunden ausfallen.“ Der SPD-Fraktionsgeschäftsführer im NRW-Landtag, Edgar Moron, ging der Sache nach und rief den zuständigen Schuldezernenten an. Ergebnis: An der Grundschule in Sinthern-Geyen, die Rüttgers Sohn besucht, könne von regelmäßigem Unterrichtsausfall nicht die Rede sein: „Unterricht ist nicht ausgefallen, die Kinder haben die Mindeststundenzahl gehabt.“ Völlig verdattert sind nun die Sozis. Denn jetzt beklagt sich die NRW-CDU, daß Kinder in die politische Auseinandersetzung gezerzt würden. Der SPD-Fraktionsgeschäftsführer habe damit die „Grenze des politischen Anstandes weit überschritten“.



Walser-Denkmal in Überlingen

Aus der Packungsbeilage des Medikaments „Vigantoletten 1000“: „Welche Nebenwirkungen können bei der Einnahme von Vigantoletten 1000 auftreten? ... In Einzelfällen sind tödliche Verläufe beschrieben worden ... Wenn Sie Nebenwirkungen bei sich beobachten, die nicht in dieser Packungsbeilage aufgeführt sind, teilen Sie diese bitte Ihrem Arzt oder Apotheker mit.“

Aus dem Bauch heraus mit dem Kopf gemalt

Aus der Essener Stadtteilzeitung der „Westdeutschen Allgemeinen“

Toter „Bello“ guckt weiter in die Röhre

Pläne für Tierfriedhof abgelehnt

Aus dem „Achimer Kreisblatt“

Die „Frankfurter Rundschau“ über den Chefdirektoren der Deutschen Oper in Berlin, Christian Thielemann: „Wie er diese Partitur auffächert bis in jede einzelne Faser dieser in sich verwobenen Weinlaubranken mit cremigen Streichern, süffigem Holz und blitzscharf gleißendem Blech für die Apoll-Fanfaren, wie er die Farbvalets der gleichsam silbrige Blätter treibenden Daphne herausarbeitet – es ist schlichtweg sensationell.“

Edward heiratet nicht Andrew

Edward heiratet am heutigen Samstag – nicht sein Bruder Andrew. Für die Verwechslung der Namen der britischen Prinzen am Mittwoch auf der Seite 1 sowie „Welt und Wissen“ bitten wir um Entschuldigung.

Aus den „Weinheimer Nachrichten“

Aus dem „Kressreport“: „Marcel Reif, 49, moderiert ab der nächsten Saison bei Premiere Bundesliga-Spiele. Bei Fußball-Ereignissen steht er RTL zur Verfügung.“

Aus einer Presseerklärung der CDU/CSU-Fraktionschefs Wolfgang Schäuble und Michael Glos: „Der von uns in sozialverträglicher Weise in die Rentenformel eingeführte demokratische Faktor ist der richtige Weg.“

Zitate

Die „Stuttgarter Zeitung“ zur Reaktion der Deutschen Telekom, nach der Tour-Absage von Jan Ullrich, auf die vom SPIEGEL erhobenen Dopingvorwürfe „Radsport – Doping im Rennstall der Telekom“ (Nr. 24/1999):

Die Deutsche Telekom fürchtet offenbar die Abkehr der deutschen Öffentlichkeit vom dopingverseuchten Radsport und den damit verbundenen Imageschaden. Unter der Schlagzeile „Wir stehen zu unserem Team“ publizierte das Unternehmen gestern, am Tag nach Jan Ullrichs Absage für die Tour de France, halbseitige Anzeigen in überregionalen Zeitungen. In bezug auf den SPIEGEL-Artikel vom 14. Juni, in dem ein Telekom-Fahrer des Dopings bezichtigt worden war, heißt es dort: „In der letzten Woche erschien in einem Magazin ein Bericht, in dem versucht wurde, unser Team Telekom mit Doping in Zusammenhang zu bringen. Eindeutige Beweise dafür wurden nicht erbracht. Wir bitten Sie daher, niemanden vorzuverurteilen. Nicht einen einzelnen Fahrer. Und auch nicht das gesamte Team.“ Völlig vorbehaltlos aber legt das Unternehmen die Hand nicht mehr für jeden Telekom-Fahrer ins Feuer. Die Einschränkung manifestiert sich in dem Satz: „Nach allem, was wir wissen, ist das Team Telekom absolut sauber.“ Damit ist die Position der Deutschen Telekom festgezurr: Falls doch einmal bewiesen werden sollte, daß es Doping im Team gab, sei dies ohne Wissen und Unterstützung des Sponsors geschehen. Ähnlich strategisch hatte sich auch Pressesprecher Matthias Schumann schon geäußert: Der Telekom gehe es „um die Feststellung, daß es kein systematisches Doping im Team gibt“. Der Umkehrschluß legt nahe, daß der Sponsor nicht garantieren kann oder will, daß einzelne Fahrer zu unerlaubten Mitteln gegriffen haben. Das aber sei dann eben unsystematisch geschehen, heimlich, ohne Mittun der Mannschaftsärzte, sozusagen privat.

Die Zeitschrift der IG Medien „M“ in ihrer Juni-Ausgabe über den SPIEGEL:

Ist der SPIEGEL – das Vorbild für investigativen Journalismus in Deutschland – ein dem Konzept nach angelsächsisches Nachrichtenmagazin oder nicht? Zwei typisch angelsächsische Qualitäten hat es vortrefflich und nachahmenswert übernommen: die detailgenaue, hartnäckige Recherche und die Respektlosigkeit gegenüber Autoritäten. So bemerkte der englische Journalist und Deutschlandkenner Neal Ascherson: „Dem SPIEGEL haftet immer noch etwas Ungermanisches, Angelsächsisches an ... Er nimmt die alte Haltung der Fleet Street ein, daß eine gute Story genau das ist, was der eine oder andere am liebsten unterdrücken möchte.“